

Tom Brown, Jr.
**Friedvolle Krieger der
Wildnis**



Einweihung in das
geheime Wissen des Kundschafters
Im Kampf um die Bewahrung der Natur

Ansata

Tom Brown, Jr.
**Friedvolle Krieger der
Wildnis**

Einweihung in das geheime Wissen des
Kundschafters
Im Kampf um die Bewahrung der Natur

Scanned by Jingshen

In diesem Buch lernt der junge Tom Brown von «Großvater», seinem weisen indianischen Lehrer, den Weg des Kundschafters. Die Kundschafter oder Scouts gehörten einer Sippe an, so geheim, daß kein Außenstehender wußte, wer zu ihr gehörte. Ihre Aufgabe bestand darin, Augen und Ohren ihres Stammes zu sein. Sie waren auch am intensivsten auf die Erde und den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt eingestimmt.

Von allen Techniken, die Großvater Tom Brown beigebracht hat, war diese Einweihung in das geheime Wissen des Kundschafters die faszinierendste und spannendste Lektion. In einer äußerst intensiven Schulung lernt er zahlreiche und ungewöhnliche Fähigkeiten: die Kunst des Pirschens und das Spurenlesen von physisch nicht wahrnehmbaren Abdrücken, um diese Fähigkeiten dort einzusetzen, wo Raubbau an der Natur getrieben wird, sei es aus Gewinnsucht oder aus reiner Gedankenlosigkeit.

Tom Brown wächst zu einem friedvollen Krieger und Hüter der Wildnis heran. Doch getreu dem Ehrenkodex des Kundschafters verletzt oder schädigt er niemals jemand und wendet keine Gewalt an. Mit unerwarteten Streichen und Verwirrungsstrategien versetzt er Naturzerstörer und Umweltverschmutzer so in Angst und Schrecken, daß ihnen die Freude an ihrem rücksichtslosen Tun vergeht. In seinen packenden, abenteuerreichen Kämpfen lernt Tom Brown die schwierigste Lektion seines Lebens: Toleranz und Selbstbeherrschung. Er lernt, diesen Menschen nicht mit Maß und Zorn zu begegnen, sondern sie eines Besseren zu belehren.

Die äußerst spannend geschilderten Episoden seiner trickreichen und humorvollen «psychologischen Kriegsführung» machen das Buch nicht nur zu einem Leseabenteuer für den erwachsenen, sondern auch für den jugendlichen Leser.

ISBN 3-7157-0198-6

Inhalt

INHALT	2
EINLEITUNG	3
1 DER WEG DES SCOUTS	6
2 DIE PARTY	18
3 DAS BOOT	35
4 DIE FABRIK	57
5 DAS BOLLWERK	80
6 DIE PATROUILLE	100
7 DIE REIFEPRÜFUNG	113
8 DER FLUGHAFEN	127
9 DER LASTWAGEN MIT DER GIFTLADUNG	146
10 DER MÖRDER AUS DER FREMDE	164
11 DIE STADT	179
12 DAS SCOUT-BEWUßTSEIN	197
ÜBER DEN AUTOR	200

Einleitung

Den Lesern, die meine bisherigen Bücher nicht kennen, möchte ich zuerst eine kurze Einführung geben. Ich will Ihnen von meinem Leben erzählen und von dem Mann, den ich Großvater nenne.

Ich bin in einer Kleinstadt im Süden von New Jersey aufgewachsen, am Ostrand eines Gebietes namens Pine Barrens. Das Besondere an den Pine Barrens ist, daß der Untergrund aus Sand besteht. Genauer gesagt, aus Strandsand, denn vor Jahrmillionen bildete diese Region den Grund des Ozeans. In den Wäldern wachsen hauptsächlich Pechkiefern, Zwergeichen, Zedern, Blaubeersträucher und Hunderte von anderen selteneren Pflanzen; viele kommen nur dort vor. Es ist eine ganz eigentümliche, wilde Landschaft, doch in letzter Zeit hat sie sich gewaltig verändert – zu ihren Ungunsten. In meiner Kindheit war diese Wildnis riesengroß und an vielen Stellen undurchdringlich, mit gewaltigen Zedernsümpfen und teebraunem Wasser; es führten noch keine Wege hindurch. Aber jetzt ist alles anders.

Als ich sieben Jahre alt war, begegnete ich einem dreiundachtzigjährigen Apachen namens Stalking Wolf, den ich schon nach einer Woche Großvater nannte; und das wird er für den ganzen Rest meines Lebens bleiben. Es war schon verblüffend genug, in New Jersey auf einen Apachen zu treffen; noch erstaunlicher aber war die Beziehung, die sich zwischen diesem alten amerikanischen Ureinwohner und mir, einem weißen Jungen, entwickelte. Es erwies sich als Glück für mich mit meinem unstillbaren Hunger nach der Wildnis und nach Abenteuern, daß Großvater in die Pine Barrens gekommen war, um Verwandte zu besuchen. Für mich und meinen besten Freund Rick, der meine leidenschaftliche Liebe zur Wildnis und zu altüberkommenen Techniken und Fähigkeiten teilte, wurde Großvater zum Inbegriff all dessen, was ich schon immer hatte lernen wollen. Er schien die Lösung aller Geheimnisse der Schöpfung zu kennen und uralte, längst vergessene Fertigkeiten zu beherrschen.

Großvater war nicht im Reservat aufgewachsen, sondern bei seiner Sippe im Norden Mexikos. Als seine Familie bei einem Massaker umkam, sorgte sein Urgroßvater für ihn. Großvaters Leute wollten nichts von der Lebensweise des weißen Mannes wissen; sie duldeten keine Gegenstände in ihrem Lager, die sie nicht selbst gefertigt hatten. Großvater lebte so lange bei seiner Sippe, bis er etwas über zwanzig Jahre alt war; dann begann er Nord- und Südamerika zu durchstreifen. Er suchte nach spiritueller Wahrheit und wollte die alten Traditionen bewahren. Mit der Zeit entwickelte er sich zu einem Meister im Fährtenlesen, Überlebenstraining sowie in der Bewußtseinsschulung und richtete sein Leben ganz auf die Philosophie der Erde aus. In den fast elf Jahren, die ich ihn kannte, führte er ein einfaches, nur aufs Überleben konzentriertes Dasein. Er besaß stets nur das, was er zum Überleben brauchte, und nahm niemals irgend etwas von der Gesellschaft in Anspruch. Eigentlich hatte er nur für ein paar Wochen in die Pine Barrens kommen wollen, aber Rick und mir zuliebe blieb er schließlich ganze zehn Jahre lang.

Im Laufe dieser Jahre brachte Großvater uns die Techniken und Fähigkeiten des Überlebenstrainings, des Spurenlesens und der Bewußtseinsschärfung bei und lehrte uns die Philosophie eines Lebens in harmonischem Einklang mit der Erde. Doch diese physischen Techniken waren nur ein kleiner Teil seiner Lehre. Ihm ging es hauptsächlich um die spirituellen Aspekte des Lebens, und er wünschte vor allem, die überkommenen spirituellen Lehren unverändert in ihrer ganzen Schlichtheit weiterzugeben, ehe sie in Vergessenheit gerieten. Schließlich war die Suche nach spiritueller Wahrheit und Einfachheit seine Vision: das, wonach er in den über dreiundsechzig Jahren, in denen er fern von seinem Volk durch die Welt streifte, gesucht hatte. Doch Großvater brachte uns noch etwas anderes bei, und zwar mit der gleichen Leidenschaft, mit der er uns spirituelle und philosophische Dinge lehrte: den Weg des Scouts.

Ein paar Jahre nach unserer ersten Begegnung mit Großvater – wir hatten bereits sehr viel über Fährtenlesen, Survivaltechniken, Philosophie und die Schärfung unseres Bewußtseins gelernt – begann er uns den Weg des Scouts zu zeigen. Zuerst erzählte er uns Geschichten von den alten Kundschaftern und Fährtenlesern seiner Sippe. Er betonte, daß das ganz andere Kundschafter und Späher waren als diejenigen, die die Kavallerie der Vereinigten Staaten anheuerte, um Indianer zu verfolgen. Nein, diese Scouts gehörten einer geheimen Medizingesellschaft innerhalb ihrer Sippe an – so geheim, daß kein Außenstehender wußte, wer ihre Mitglieder waren. Doch die Hauptaufgabe der Scouts bestand darin, die Augen und Ohren ihrer Sippe zu sein. Sie spürten Wild auf, führten ihr Volk aus dem Bereich von Feinden, entschieden, wo sie als nächstes hinziehen sollten und auf welchem Weg, und auch sonst taten sie alles für die Sicherheit ihrer Leute.

Diese Kundschafter lebten nicht nur im Verborgenen, nein, sie waren auch die besten Fährtenleser und Meister in der Kunst des Überlebens. Ihr Wahrnehmungsvermögen war aufs äußerste geschärft, und niemand konnte sich so gut auf die Erde und den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt einstimmen wie sie. Sie verstanden es meisterhaft, dem Gegner zu entkommen oder auszuweichen, sich in feindliche Lager hinein- und wieder hinauszuschleichen, Fußangeln auszulegen und sich anzupirschen, und sie beherrschten auch noch viele andere Fähigkeiten. Es war ihr ganzer Stolz, daß sie ihr Lager ohne jeden Proviant und ohne jede Ausrüstung verlassen und endlos durch die Wildnis streifen

konnten, durch rauhestes Gelände und unter den härtesten klimatischen Bedingungen, und es dennoch schafften zu überleben – unentdeckt und ohne Mangel zu leiden. Diese Scouts bildeten ihre Nachfolger in einem intensiven Training aus, das über zehn Jahre dauerte. Rick und mir erschienen diese Männer fast wie Götter; wir wünschten uns sehnlichst, auch Kundschafter zu werden. Schließlich war auch Großvater zuerst ein Scout gewesen, ehe er aufbrach, um seiner spirituellen Vision zu folgen.

So wuchs in mir der leidenschaftliche Wunsch, die Fähigkeiten der Scouts zu erlernen. Von allen physischen Fertigkeiten, die Großvater mir je beigebracht hat, war die Scout-Philosophie die

faszinierendste und spannendste für mich; sie wurde nur noch von Großvaters spirituellen Lehren übertreffen. In diesem Buch möchte ich meine Reise in die Welt der Scouts beschreiben, eine Reise, die noch nicht zu Ende ist.

1 Der Weg des Scouts

Großvaters Lehren bestanden stets aus drei Elementen: Er lehrte uns die praktischen Methoden des Überlebens, des Fährtenlesens, der Bewußtseinsschulung und die Philosophie eines Lebens im Einklang mit der Erde. Aber noch größeres Schwergewicht legte er auf seine spirituelle Philosophie; sie war das Wichtigste für ihn. Der größte Teil (etwa neunzig Prozent) seines Unterrichts bestand darin, uns die Möglichkeiten und Fähigkeiten der spirituellen Dimension vor Augen zu führen. In die Techniken des nackten Überlebens, des Spurenlesens und der Bewußtseinsschärfung, die er uns vermittelte, flössen fast immer intensive spirituelle Untertöne ein. Und doch schien das dritte Element seiner Unterweisungen alle anderen Dinge miteinander zu vereinen: die Lehre von den Fähigkeiten und der Philosophie des Scouts.

Gleich von Anfang an wurde uns klar, daß Großvater uns all seine Techniken auf zwei verschiedenen Ebenen beibrachte. Zum Beispiel zeigte er uns, wie man sich beim Überlebenstraining eine bestimmte Art von Unterschlupf baut; doch nachdem wir das gelernt hatten, ging er sofort darüber hinaus und führte uns in die Welt des Scouts ein. «Wenn dieser Unterschlupf in der Landschaft völlig unsichtbar sein und von niemandem entdeckt werden soll», setzte er hinzu, «dann müßt ihr ihn so bauen.»

Und er zeigte uns, wie man den Unterschlupf so variieren konnte, daß er sich für die verborgene Lebensweise des Scouts eignete. Auf diese Weise verfuhr er mit allen Techniken des Überlebenstrainings, Anschleichens und Spurenlesens, der Fortbewegung und Bewußtseinsschärfung: Er nahm diese klassischen Fähigkeiten zum Ausgangspunkt, entwickelte sie Schritt für Schritt weiter und hob sie auf die Ebene des Scouts empor.

Unser Survivaltraining ging weit über die bekannten, traditionellen Kenntnisse und Fähigkeiten hinaus. Großvater entwickelte diese Fähigkeiten zu ganz neuer Vollkommenheit und Meisterschaft. Rick und ich lernten, wie man sich in Spitzengeschwindigkeit fortbewegt und dabei dennoch völlig unsichtbar bleibt, so daß selbst ein trainierter Kundschafter kaum eine Chance hatte, unser Lager zu finden oder noch Spuren unserer Existenz zu entdecken, nachdem wir weitergezogen waren. Er erwartete (und auch wir verlangten uns das ab), daß wir uns ohne jedes Hilfsmittel in unsere Überlebenssituationen begaben, ohne Werkzeuge und Kleidungsstücke, vollkommen nackt, und doch mühelos überleben konnten, unabhängig von der Witterung und der Beschaffenheit des Geländes. Wir entwickelten uns zu kompromißlosen Scouts und benutzten nur Gegenstände, die von der Erde kamen oder die wir mit unseren eigenen Händen gefertigt hatten. Wenn wir uns bekleidet in eine Überlebenssituation hineinbegaben, so war das nach Großvaters Ansicht kein Überlebenstraining, sondern nur Camping.

Wir fertigten unsere Werkzeuge aus den Steinen, den Knochen der Erde, und wir ernährten uns wie die Hirsche und Rehe: Wir lebten von den Pflanzen, während wir von einem Ort zum anderen zogen. Nur selten nahmen wir uns die Zeit anzuhalten, um zu essen. Wir bedienten uns sogar versteckter Fallen und anderer Jagdtechniken, die die Scouts entwickelt hatten, um unentdeckt zu bleiben. Vor allem aber lernten wir, daß es für uns in der Wildnis keine Entbehrung und keinen Kampf ums Überleben geben dürfe, denn die Wildnis wurde unsere Heimat. Die Erde bot uns alles, was wir brauchten, und wir vertrauten darauf, daß sie stets all unsere Bedürfnisse erfüllen würde. Immer wieder schärfte Großvater uns ein: Wenn wir in einer Überlebenssituation kämpfen oder uns anstrengen müßten oder litten, so bedeutete das, daß unsere Fähigkeiten nicht ausreichten. «Nur Menschen, die die Techniken nicht richtig beherrschen, empfinden das Überleben als Kampf, Mühe und Schmerz. Doch für die <Kinder der Erde> ist die Erde eine Heimat, denn sie besitzen die Gabe, auf ihr zu leben und zu gedeihen. »

Der Scout mußte die Wildnis als sein Zuhause betrachten, mußte in vollkommener Harmonie und vollendetem Gleichgewicht mit der Schöpfung leben und all ihre Gesetze befolgen. Vom rauchlosen Feuer bis hin zum unsichtbaren Unterschlupf mußte alles, was er tat, sich in den Strom des Lebens einfügen; nichts durfte ihn stören. Er mußte sich in allen Elementen und jedem Gelände sicher und unversehrt bewegen können, ohne Mangel zu leiden. Nur diese Selbstgenügsamkeit ermöglichte es ihm, so lange und so weit zu wandern, wie es nötig war, ohne etwas anderes zu brauchen als die Erde. Solange der Kundschafter diesen Grad an Geschicklichkeit und diese Leichtigkeit der Lebensführung nicht erreicht und möglichst noch übertreffen hatte, würde er immer überall auffallen und eine Belastung für seine Stammesgenossen sein. Die allgemein bekannten Survivaltechniken reichten nicht aus; sie waren nur der erste Schritt zur angestrebten Perfektion und größtmöglichen Unsichtbarkeit.

Das Spurenlesen überstieg unsere kühnsten Träume und Erwartungen. Zuerst eigneten wir uns die Grundtechniken an, die alle Fährtenleser aus Großvaters Sippe beherrschten. Wir lernten, die verschiedenen Spuren, Wechsel, Lagerstätten, Futterstellen und anderen Lebenszeichen von Tieren zu erkennen und richtig zu deuten. Als nächstes brachte Großvater uns bei, den Fährten zu folgen und das Tier zu erspüren, das sich auf ihnen bewegte. Doch dann erlernten wir die Wissenschaft und Kunstform des Spurenlesens, die nur die Scouts kannten. Bis dahin hatten Rick und ich angenommen, Fährtenlesen sei im Grunde nichts anderes, als einer Reihe lebloser Vertiefungen im Boden zu folgen, um sich einem Tier zu nähern. Zwar vermochten wir, das Tier anhand seiner Spur zu identifizieren, aber darüber hinaus konnten wir nur feststellen, wieviel es wog, wie alt die Spur war und vielleicht noch ein paar andere unwichtige Details. Und wir konnten auch nur in weichem Boden gut Spuren lesen. In Kiesboden und Laub war die Fährtensuche äußerst schwierig und zeitaufwendig für uns.

Schließlich begann Großvater uns das Spurenlesen nach Art der Scouts beizubringen. Das, was wir

bisher praktiziert hatten, bezeichnete er als klassisches oder Anfänger-Spurenlesen; ein Scout aber war ein Meister in der Kunst, Spuren zu erkennen und richtig zu deuten. Gleich von Anfang an wurde uns der Unterschied klar. Großvater erklärte uns, die Erde sei wie ein offenes Buch – voller Geschichten. Und diese Geschichten standen nicht nur im weichsten Boden geschrieben, sondern auch in allen anderen Böden, ja sogar auf Felsuntergrund. Unser nächster Schritt bestand darin, über die klassische Spurenlesermentalität hinauszuwachsen und uns zu Meistern im Fährtenlesen zu entwickeln. Bis heute habe ich in meiner Laufbahn als Fährtenleser nichts Faszinierenderes erlebt als den Tag, an dem Großvater mir beibrachte, Spuren-«Eindrücke» im schwierigsten Gelände, ja sogar auf festem Steinuntergrund, zu erkennen. Von da an begann ich die Welt mit den Augen eines Meisterfährtenlesers zu sehen, und die Erde sah für mich nie wieder so aus wie vorher.

Im Spurenlesen machten wir große Fortschritte; bald gab es keinen Boden oder Felsuntergrund mehr, auf dem wir eine Spur verloren oder eine Fährte nicht erkannt hätten. Als ich schon glaubte, unsere Fähigkeiten im Spurenlesen könnten sich nicht noch weiter verbessern, und es gäbe nichts mehr zu lernen, führte Großvater uns in das Wunder der «Druckunterschiede» ein. «Ihr müßt aufhören, Spuren nur als leblose Vertiefungen im Boden zu betrachten», sagte er. «Ihr habt doch auch schon gemerkt, daß jeder Fußabdruck eine Miniaturlandschaft enthält. Da gibt es Hügel, Täler, Gipfel, Bergrücken, Kuppeln, Vertiefungen und unzählige andere kleine Landschaftselemente. Aus diesen Elementen haben die Kundschafter eine Wissenschaft entwickelt – die Wissenschaft der <Druckunterschiede>. Diese Druckunterschiede verraten dem Scout alles über das Tier oder den Menschen, dem er folgt. Die Scouts meiner Sippe konnten über viertausend verschiedene Druckunterschiede erkennen und richtig deuten. Ich kenne kein anderes Volk auf der Erde, das dazu in der Lage ist. »

In ehrfürchtigem Staunen hörte ich ihm zu. Ich hatte diese Druckunterschiede zwar auch schon gesehen, aber nie gewußt, was das eigentlich war, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß es über viertausend verschiedene Arten davon geben sollte. «Jeder Mensch und jedes Tier stützt sich mit seinen Füßen auf die Erde. Mit Hilfe der Füße halten die Lebewesen ihr Gleichgewicht», fuhr Großvater fort. «Aber die Füße geben einem nicht nur Halt und sorgen dafür, daß man die Balance nicht verliert, sie passen sich auch all unseren Bewegungen an, selbst den allerkleinsten. Deshalb befinden unsere Füße sich in dauernder Bewegung: Sie gleichen aus, verlagern ihr Gewicht und reagieren auf alles; sie fangen sämtliche Bewegungen unseres Körpers ab und halten ihn aufrecht. Durch dieses ständige Verlagern und Ausgleichen entstehen die Druckunterschiede, und deshalb hat auch jeder dieser Druckunterschiede eine andere Funktion. Wenn du einen Druckunterschied identifizieren kannst, dann erkennst du auch seine Funktion und weißt, durch welche Körperbewegung er entstanden ist. Dann ist eine Spur nicht mehr nur ein Fenster, durch das du in die Vergangenheit schaust: Nein, du schaust

direkt in die Seele des Tieres hinein. »

Ich fragte Großvater, wie man denn geringfügige Bewegungen in den Druckunterschieden erkennen könne. Er lachte über mein bestürztes Gesicht, als er mir erklärte, die Druckunterschiede verrieten sogar, ob ein Tier gerade mit den Augen gezwinkert habe und ob sein Magen voll oder leer sei; selbst bevorstehende Krankheiten und alte Verletzungen könne man daraus erkennen, ferner Schluckbewegungen, keuchendes Atmen, die Geschwindigkeit eines Tieres, jede Wendung seines Kopfes, sämtliche Gefühle und Absichten... Die Liste ging endlos weiter. In meinem Blick muß sich wohl Skepsis widergespiegelt haben, denn plötzlich forderte Großvater Rick und mich auf, uns einmal ganz gerade und aufrecht hinzustellen und dabei genau auf unsere Füße zu achten. Sobald wir locker und entspannt dastanden und uns voll und ganz auf unsere Füße konzentrierten, bat er uns, zu schlucken und aufzupassen, ob unsere Füße sich dabei bewegten. Ich war sprachlos vor Erstaunen: Meine Füße hatten sich nicht nur bewegt, ich hatte sogar eine ganz deutliche Gewichtsverlagerung gespürt. Als nächstes forderte Großvater uns auf, tief einzusatmen und dabei wieder auf die Reaktion unserer Füße zu achten; dann mußten wir den Kopf leicht bewegen und schließlich einen Finger heben. Das alles spürten wir deutlich in unseren Füßen: Sie verlagerten sich, um unsere Bewegungen abzufangen.

Dann setzten wir uns wieder, und Großvater sprach bis zum Abend über das Phänomen der Druckunterschiede. Einmal sahen Rick und ich hinter Großvater ein Kaninchen vorbeihoppeln und folgten ihm mit den Augen. Dann richteten wir den Blick wieder auf Großvater. «Wer kennt dieses Kaninchen wohl besser?» fragte er lächelnd. «Ihr, die ihr es gesehen habt, oder ich, der es nicht gesehen hat?» Dann gab er uns einen Wink, mit ihm zu der Kaninchenspur hinüberzugehen, betrachtete die Fährte und fragte uns, wie alt das Kaninchen sei, ob es sich um ein Männchen oder ein Weibchen handele, ob sein Magen voll oder leer und ob es ängstlich oder ruhig gewesen sei. Hatte es irgendwelche alten Verletzungen oder Krankheiten? So stellte Großvater uns eine Frage nach der anderen, auf die wir keine Antwort wußten. Dann fragte er wieder: «Also, wer kennt dieses Tier besser? Ihr seht, meine lieben Enkel: Wahrnehmung ohne die Fähigkeit des Fährtenlesens bleibt unvollkommen. Das Spurenlesen ist die äußerste Erweiterung des Wahrnehmungsvermögens; es erweitert, definiert und vervollkommnet die Philosophie der Bewußtseinsschärfung. Erst wenn man es beherrscht, sieht man die Welt durch die Augen des Scouts. »

So begann unser Unterricht auf dem umfangreichen Gebiet der Druckunterschiede. Wir brauchten lange und mußten hart arbeiten, um uns diese detailreiche Wissenschaft anzueignen. Wir gingen völlig in ihrem Zauber auf und lernten langsam, aber gründlich. Bald wurde uns klar, warum die Scouts das Spurenlesen zu einer so großartigen, umfassenden Wissenschaft entwickelt hatten. Schon nach dem ersten flüchtigen Blick auf eine Spur wußten sie alles über das Tier oder den Menschen. Sie konnten

seine Gefühle und all seine Bewegungen daraus ablesen und sogar bis in sein Innerstes vordringen. Sie konnten feststellen, wie wachsam und wie stark ein Mensch war und ob er oder sie zu dem Zeitpunkt, als die Spur entstand, wütend, traurig, glücklich, krank oder gesund gewesen war. Mit dieser Art des Fährtenlesens konnte man in geradezu erschreckendem Maße in das Privatleben anderer Menschen eindringen. Der Scout konnte sogar erkennen, ob derjenige, der die Spur hinterlassen hatte, urinieren mußte oder nicht und wie stark sein Harndrang war. Er sah, ob sich eine Luftblase von einem Teil seines Magens in einen anderen bewegte. Dazu gehörte zweifellos ein bis zum äußersten geschärftes Wahrnehmungsvermögen. Wir waren ganz besessen von dem Wunsch, uns diese Fähigkeit anzueignen. So wie wir vorher Tiere erforscht hatten, begannen wir nun Menschen zu studieren. Wir beobachteten, wie die Leute auf ihre Umgebung und aufeinander reagierten, erkannten ihre Stimmungen und lasen sie anschließend aus den Druckunterschieden in ihren Fußspuren ab. Wir registrierten, wie sie sich bewegten, was sie wahrnahmen und was nicht, und analysierten dann, wie sich das in ihren Druckunterschieden widerspiegelte. Die Handlungen und Reaktionen unserer Mitmenschen begannen uns zu faszinieren. Jeder Mensch wurde für uns zum Studienobjekt – ja sogar uns selbst studierten wir. Wir fasteten einen Tag lang und hinterließen dann Fußspuren auf der Erde; anschließend nahmen wir eine reichliche Mahlzeit zu uns und kehrten auf demselben Weg wieder zu unserem Ausgangspunkt zurück. Dadurch, daß unsere Spuren genau nebeneinander lagen, konnten wir die Druckunterschiede, die ein voller und ein leerer Magen hinterläßt, genau erkennen. So analysierten wir unsere Fußspuren in den verschiedensten körperlichen und seelischen Verfassungen: wenn wir innerlich aufgewühlt, glücklich, nachdenklich, krank, verletzt, satt, hungrig, durstig und müde waren. Wir identifizierten diese Zustände zuerst an unseren eigenen Fußspuren und überprüften unsere Entdeckungen dann anhand fremder Fährten.

Diese Wissenschaft der Druckunterschiede erschien uns damals wie ein Wunder; sie war eine ungeheure Inspirationsquelle für uns, und sie wird es auch in Zukunft immer bleiben. Durch ihre Kenntnis unterscheidet sich der Meister vom gewöhnlichen Fährtenleser. Doch unser Studium menschlicher und tierischer Spuren ging noch weiter. Großvater hob einen zerdrückten Zigarettenstummel auf und fragte: «Rechts- oder Linkshänder, Mann oder Frau, wie kräftig, welche Stimmung, was für Lebensgewohnheiten, wie alt ist der Stummel?» Fragen über Fragen – so lange, bis wir uns stundenlang in die Betrachtung von Zigarettenstummeln, leeren Büchsen, Patronenhülsen, Reifenspuren, Türgriffen und anderen Gegenständen vertieften, mit denen Menschen in Berührung kamen, die sie wegwarfen, veränderten oder benutzten. Nach und nach lernten wir, aus diesen Dingen viel mehr abzulesen, als wir anfangs für möglich gehalten hatten. Jedes Detail untersuchten wir genau, analysierten es und experimentierten damit herum, bis wir es verstanden.

Großvater zeigte uns, wie wir unser Bewußtsein erweitern und unsere Kunst des Spurenlesens

verbessern konnten. Er stellte sich neben einen Baum, deutete auf eine Stelle, wo ein Ast fehlte, und fragte: «Wie lange ist das her? Wie ist es passiert? Aus welcher Richtung kam der Mann, der den Ast entfernt hat? War seine Axt oder Säge stumpf oder scharf, war er Rechts oder Linkshänder, und wie kräftig war er?» Großvater schärfte uns ein, daß wir uns in jeder Situation die Frage stellen sollten: Was verrät mir dieser Gegenstand? Es spielte gar keine Rolle, ob eine Landschaft von Menschenhand verändert oder naturbelassen war; für ihn hatten alle Landschaften und alle Dinge eine tiefere, versteckte Bedeutung. Überall um uns herum gab es Geheimnisse, die man lüften mußte, Rätsel, die es zu begreifen, und unzählige Fragen, die es zu beantworten galt. Also blieben wir ständig auf der Suche und stellten unserer Umgebung Fragen – unabhängig davon, ob sie natürlich oder vom Menschen geformt war.

Auch die Kunst der Bewußtseinsschärfung hob Großvater auf die höchste, fast schon unvorstellbare Ebene der Meisterschaft empor. Für ihn war Bewußtheit das Tor zur Welt des Geistes und somit das mächtigste Werkzeug des Scouts. Zuerst veranschaulichte er uns diese Bewußtseinserweiterung anhand der Scout-Philosophie der «konzentrischen Kreise». «Wenn ihr einen Stein nehmt und in einen Teich mit unbewegter Wasseroberfläche werft», sagte er, «versetzt er die Oberfläche in Bewegung, und zwar zuerst dort, wo der Stein aufs Wasser auftrifft. Von diesem Punkt gehen dann konzentrische Kreise aus, die sich immer weiter ausbreiten, bis sie schließlich selbst die fernsten Ufer erreichen. Die Natur hat große Ähnlichkeit mit diesem Teich. Immer wenn sich in der Natur etwas bewegt, entstehen in allen Richtungen konzentrische Kreise.

Doch im Gegensatz zu dem glatten, stillen Teich ist die Oberfläche der Natur immer in Bewegung. Es erklingt eine ständige Hintergrundmusik. Wenn die Klänge dieser Symphonie merklich lauter und die Bewegungen intensiver werden, so ist das ein konzentrischer Kreis. Und auch wenn es plötzlich ganz still wird, entsteht ein solcher Kreis. Wenn sich in dem Busch dort drüben ein Fuchs bewegt, betrachten wir das als Ausgangspunkt. Als nächstes stoßen die Vögel einen Warnschrei aus; dann setzen sich andere Tiere in Bewegung und warnen ihre Artgenossen. Und selbst die Tiere, die weiter weg sind und die Bewegung des Fuchses nicht unmittelbar wahrgenommen haben, reagieren nun ebenfalls auf die Unruhe – wiederum ein konzentrischer Kreis. Als nächstes reagieren wieder andere Tiere außerhalb dieses Kreises, und so weiter. Ein geübter Kundschafter kennt diese Kreise, diese Störungen und Stimmen der Natur. So bemerkt er selbst Bewegungen, die sich weit außerhalb seines sinnlichen Wahrnehmungsvermögens vollziehen.»

So wie die Druckunterschiede das Fährtenlesen zu einer Wissenschaft machen und dem Scout eine genaue Vorstellung von dem Lebewesen vermitteln, das er verfolgt, heben die konzentrischen Kreise sein Bewußtsein weit über seine physischen Sinne hinaus. Diese beiden Techniken gehören zum wichtigsten Rüstzeug des Scouts. Wie bei allen anderen Fähigkeiten, in denen wir uns übten, begnügte

Großvater sich auch hier nicht damit, uns nur die üblichen Techniken beizubringen, die seine Sippe kannte. Nein, er verlangte von uns, daß wir die Wahrnehmungsebene des Scouts erreichten. Er vermittelte uns Techniken, die über die Weitwinkelsicht und die Sicht aus verschiedenen Blickwinkeln hinausgingen. Mit der Zeit entwickelten wir eine aufs äußerste geschärfte Wahrnehmung, die unsere Sinne bis an die Grenze ihrer Fähigkeiten forderte. So sehr überanstrengten wir unsere Sinnesorgane, daß sie am Ende sogar schmerzten. Nur durch ein unerbittliches Ausdauertraining unserer Sinne gelang es uns schließlich, den Schmerz zu überwinden.

Doch trotz allem, was Großvater uns auf dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung beibrachte, wußten wir, daß es noch mehr geben mußte, viel mehr. Großvaters Fähigkeiten überstiegen jede physische Form der Wahrnehmung; wir wußten, daß er sich irgendeiner geheimnisvollen Kraft bedienen mußte, die weit über das hinausging, was er uns lehrte. Er kommunizierte nicht nur in einmaliger Weise mit der Natur und der Schöpfung, sondern stand auch in dynamischer Verbindung mit der Geistwelt. Ohne es je auszusprechen, wußten wir, daß das, was Großvater vor uns verbarg, der Schlüssel zu jenem größeren Bewußtsein war, von dem er so oft sprach. Heute verstehe ich, warum Großvater uns das vorenthielt: Er wollte, daß wir erst einmal die physischen Techniken meisterten, ehe wir uns den spirituellen Fähigkeiten zuwandten. Diese spirituelle Seite des Kundschafterdaseins war für ihn die wichtigste Fähigkeit, die es gab.

Bald nachdem Großvater uns in die Weisheit der Druckunterschiede eingeweiht hatte, begann er uns die spirituellen Aspekte des Scout-Daseins zu vermitteln. Zwar hatten wir seit dem Tag, an dem ich Großvater zum erstenmal begegnete, auch Spirituelles von ihm gelernt, doch ließen diese Lehren sich nicht unbedingt für das Leben des Scouts nutzbar machen, sondern waren eher esoterische Praktiken. Nun brauchten wir spirituelle Techniken, die sich auf die Lebensweise des Scouts anwenden ließen: die ihm bei seinen Aufgaben halfen und es ihm ermöglichten, in Zeiten der Entbehrung über seine materiellen Bedürfnisse hinauszuwachsen. Im Grunde forderten Großvaters spirituelle Lehren vom Menschen, daß er ein Ziel verfolgte, das über sein eigenes Ich hinausging; aber wir vermuteten, daß man die spirituellen Lehren, die sich auf das Scout-Dasein anwenden ließen, jederzeit praktizieren konnte und nicht nur in Zeiten großer Not oder wenn die Welt jenseits des Körperlichen lockte.

Wie bei allen anderen Techniken des Fährtenlesens, des Überlebens und der Bewußtseinserweiterung, die Großvater uns gezeigt hatte, brachte er uns auch hier nichts völlig Neues bei, sondern baute auf dem auf, was wir bereits wußten. Wir lernten, unsere Zwiesprache mit dem Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt und mit der Geistwelt auf das Scout-Dasein zu übertragen. Mit Hilfe dieser spirituellen Dialoge konnten wir über die Grenzen des Physischen und unseres Alltagsbewußtseins hinauszuwachsen und mit dem grenzenlosen Universum in Verbindung treten. Wir praktizierten das «Heilige Schweigen» – jene Technik, mit der man das Fleischliche überwinden und

sich in die Geistwelt versetzen kann – in leicht abgewandelter Form, so daß es sich auf das Leben des Scouts anwenden ließ. Wir intensivierten unsere «Innere Vision», die Stimme der Geistwelt in unserem Inneren, und lernten, uns ständig in der «Einheit» zwischen Fleisch und Geist zu bewegen.

Schon nach dem ersten Jahr stellten wir fest, daß dieser Akt des Balancierens eine gewisse Ausgewogenheit mit sich brachte. Also war der Scout etwas Ausgewogenes – zu gleichen Teilen Fleisch und Geist. Wir begriffen, daß es ein Nachteil gewesen wäre, sich nur in der Welt der Materie zu bewegen. Mit Hilfe bloßer physischer Techniken konnte man sich nie die Kenntnisse und Fähigkeiten des Kundschafters aneignen. Es gab keinen Scout ohne spirituelle Fähigkeiten; ohne sie ließen sich die meisten seiner Aufgaben gar nicht bewältigen. Meist legte Großvater auf die spirituellen Fähigkeiten noch größeren Wert als auf die physischen. Wir stellten fest, daß viele physische Techniken sich ohne ein tiefes spirituelles Verständnis und Können überhaupt nicht anwenden ließen. Es war genau wie in allen anderen Lebensbereichen: Ohne Geist ging gar nichts, ohne ihn war das Leben schal und oberflächlich.

Wie alle anderen Fähigkeiten vervollkommneten wir auch unsere Techniken der Fortbewegung und des Anschleichens im Laufe der Zeit so, daß wir fast völlig unsichtbar wurden. Wir lernten, uns so zu bewegen, daß wir mit dem Auf und Ab der Lebenssymphonie verschmolzen, daß wir mit der Wildnis mitströmten, losgelöst von der Realität der Menschen. Der «Fuchsgang», den wir früher einmal gelernt hatten, reichte für den Scout nicht aus. Zwar übte dieser Fuchsgang – der normale Gang aller Völker, die ein erdverbundenes Leben führen – eine beruhigende Wirkung aus, aber der Gang des Scouts verlieh diesem darüber hinaus eine Aura der Unsichtbarkeit. Also lernten wir, uns wie Schatten zu bewegen und dabei keine Störung und keine Unruhe zu erzeugen, denn jeder unserer Schritte segnete die Erde wie ein Gebet. Der «Scout-Gang» ließ uns in eine Welt des Geheimnisses und der Verborgenheit eintreten; wir bewegten uns nicht nur außerhalb der menschlichen Zeit, sondern auch außerhalb der Zeit der Tiere.

Auch das Anpirschen entwickelten wir weit über die Vorstellungen hinaus, die wir ursprünglich davon hatten. Es wurde zu einer vollendeten Form der Fortbewegung für uns, einem meditativen Tun, bei dem wir mit dem Geist der Natur mitströmten und mit behender Leichtigkeit durch Landschaften glitten, in denen es selbst einer Katze schwergefallen wäre, sich geräuschlos anzupirschen. Das Anschleichen des Scouts war nicht einfach nur die Kunst, sich lautlos und ohne jede plötzliche Bewegung durch die Natur zu bewegen, es war die Ausdehnung der Bewegung in die lautlosen Welten des Geistigen hinein – eine Erweiterung unseres Geistes. Eine Fortbewegungsform, die in jenen Bereich paßte, für den Menschen und Tiere blind geworden waren. Wir erfuhren, daß der Scout sich durch jene Welt pirscht, von deren Existenz weder Mensch noch Tier etwas wissen, eine Region weit außerhalb unserer gewöhnlichen Wahrnehmung und unseres Alltagsverständnisses. Das Pirschen des Scouts war die

Fähigkeit, sich in dem Bereich zwischen Fleisch und Geist zu bewegen.

Doch wir hoben nicht nur unsere Techniken der Pirsch und Fortbewegung auf eine höhere Ebene empor, sondern lernten auch die Kunst der Tarnung. Wir machten uns die Elemente der Erde zunutze, um unseren Körper völlig der Umgebung anzupassen, in der wir uns gerade anpirschten oder auf der Lauer lagen. Wir benutzten Asche, Holzkohle, verschiedene Erd- und Unterbodenarten, Lehm und andere Materialien, beschmierten damit unsere Körper oder unsere Lederkleidung, bis wir in geradezu vollkommener Weise mit der Umgebung verschmolzen und unsichtbar wurden. Auch diese Technik entwickelte sich über das rein physische Auftragen von Tarnfarben hinaus und reichte in spirituelle Realitäten hinein. Wir lernten, nicht nur unseren Körper zu tarnen, sondern auch unseren Geist und unsere Gedanken, um in diesen Bereich der Unsichtbarkeit zu gelangen. Mit der Zeit wurden wir so geschickt in der Kunst der Tarnung, daß uns weder Tiere noch Menschen entdeckten, selbst wenn sie direkt zu uns hinschauten.

Wir hoben alle Elemente der Fortbewegung, des Anschleichens und der Tarnung in dieses verblüffende Bewußtsein der Unsichtbarkeit empor. Und wir probierten diese Techniken selbst an den wachsamsten Tieren aus, denn wir wußten: Wenn es uns gelang, uns an diese Tiere anzuschleichen und sie am Ende gar zu berühren, dann würden wir mit dem Tier namens Mensch unglaublich leichtes Spiel haben. Wie alle anderen Scout-Techniken konnte man die richtige Fortbewegung, das Anschleichen und die Kunst der Tarnung nicht nur auf physischer Ebene lernen. Überall mußte das erhabene Element des Spirituellen mit einfließen. Ohne dieses konnte man sich nicht unsichtbar machen. Der Schlüssel zur richtigen Tarnung lag in der genauen Kenntnis des Lebewesens, an das man sich anpirschen wollte; denn jedes Geschöpf, ob Mensch oder Tier, hatte seine individuellen Schwächen, und die mußte man sich zunutze machen.

Bei unserem Studium der Spuren und Druckunterschiede beobachteten wir auch die Menschen genau. Wir mußten all ihre Eigenarten kennen lernen: nicht nur jene Verhaltensweisen, die den meisten Menschen gemeinsam sind, sondern jede individuelle Besonderheit. Wir lernten, auf die eingefahrenen Verhaltensmuster der Leute zu achten: auf das, was sie wahrnahmen, und das, was ihnen nicht auffiel. Wir beobachteten ihr Verhalten und ihre Reaktionen und lernten, ihr Wahrnehmungsvermögen richtig einzuschätzen und ihre blinden Flecken zu erkennen. Uns ging auf, wie die Menschen schauten und doch nichts sahen, wie sie sich ganz und gar auf physische Dinge konzentrierten und dabei den Kontakt zur Realität der Erde und des Geistes verloren. Wir sahen, wie die Menschen nach den Götzen der Sicherheit und Bequemlichkeit gierten, und fanden heraus, wie man diese Leidenschaft gegen sie ausspielen konnte. Großvater drängte uns unerbittlich zu immer höheren Leistungen, und schließlich kannten wir kein Lebewesen mehr, an das wir uns nicht unbemerkt heranpirschen konnten. Es gab keine Situation, wo wir uns nicht mühelos hinein- und wieder herausschleichen konnten. Unsere

Beobachtung und Analyse der Menschen kam inzwischen schon einer Verletzung ihrer Privatsphäre gleich; fast war es, als könnten wir aus ihren Spuren und Handlungen sowie aus ihren Reaktionen auf das Leben um sie herum ihre Gedanken ablesen.

Unsere Ausbildung ging sicherlich weit über die üblichen Techniken des Überlebenstrainings, des Fährtenlesens und der Bewußtseinsschulung hinaus; aber die Scouts beherrschten noch unzählige andere Fähigkeiten. Laut Großvater waren diese Techniken ebenso wie die Wissenschaft der Druckunterschiede nur den Kundschaftern bekannt und wurden ausschließlich von ihnen praktiziert. Die anderen Sippen- und Familienangehörigen der Scouts wußten nichts davon. Diese Fertigkeiten hoben den Scout auf eine Ebene empor, die das Verständnis der anderen Menschen überstieg: eine Disziplin und eine Lebensweise, die ihn zur Meisterschaft in seiner Kunst führte. Diese Fähigkeiten und Ideen interessierten Rick und mich am meisten, denn dieses Wissen war nur wenigen Menschen vorbehalten. Dieses Geheimnis verlieh unserem Training eine Aura des Magischen und Wunderbaren und spornte uns überdies an, nach Meisterschaft zu streben.

Auf dieser höheren Ebene der Scout-Techniken stand die Beherrschung des eigenen Körpers an oberster Stelle. Wenn unser Geist nicht in der Lage war, unseren Körper zu disziplinieren, würden wir die Kunstform des Scout-Daseins nie meistern, schärfte Großvater uns ein. Nur durch Körperbeherrschung konnte der Kundschafter über Situationen hinauswachsen, in denen jeder andere Mensch ums Leben gekommen wäre. Wir übten, unseren Herzschlag und unseren Stoffwechsel zu steuern und mit einem einzigen geistigen Befehl zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Wir lernten, uns über Durst, Kälte, Verletzungen und Schmerzen hinwegzusetzen. Im zweiten Jahr unseres Trainings konnten wir bereits in eiskaltes Wasser steigen und unserem Körper dabei befehlen, in Strömen zu schwitzen, so mächtig war unser Stoffwechsel, wenn die Herrschaft unseres Geistes ihn auf eine höhere Ebene emporhob. Wir lernten, unsere Wunden schneller heilen zu lassen, ohne Rast unglaubliche Entfernungen zurückzulegen und unseren Körper auch sonst zu Leistungen anzutreiben, die wir früher nicht für möglich gehalten hätten.

Zusätzlich zu diesen Übungen absolvierten wir noch jeden Tag ein spezielles Fitneßprogramm. Unabhängig von der Jahreszeit und der Witterung konnten wir sicher sein, daß uns an jedem Tag, den wir bei Großvater verbrachten, ein anstrengendes körperliches Training bevorstand. Er erwartete auch, daß wir trainierten, wenn wir nicht mit ihm zusammen waren. Körperliche Kraft und Wendigkeit sind das Wichtigste für einen Scout. Wir schlepten schwere Baumstämme kilometerweit, banden uns große Sandsteinblöcke um die Taille und kletterten damit auf Bäume, schwammen stundenlang durch Flüsse und zogen dabei Holzklötze hinter uns her und absolvierten ein einfaches Training im Gewichtheben, bei dem wir statt Hanteln schwere Holzblöcke sowie Felsbrocken hochstemmten. Ständig rannten wir oder schwangen uns von Baumwipfel zu Baumwipfel durch den Wald. Wir forderten uns unerbittlich, in

sengender Sommerhitze ebenso wie in der eisigen Kälte des Winters. Großvater erklärte uns, daß wir unsere Kräfte in jenen Elementen trainieren sollten, denen wir unseren Körper später auch tatsächlich aussetzen müßten. Wenn wir in der Halle trainierten, würde unser Körper in klimatischen Extremsituationen vielleicht versagen.

Großvater lehrte uns auch die Kampftechniken der Scouts, bei denen auch Waffen wie Lanze, Kampfstock und Messer gebraucht wurden. Wir lernten, das «Tier in unserem Inneren» – unseren primitiven Urgeist und -körper – zu entfesseln. Im Gegensatz zum normalen menschlichen Bewußtsein kennt dieses «Tier» weder Grenzen noch Einschränkungen, nur Aktion und Reaktion, in der das primitive Ur-Ich den Körper lenkt. Erst wenn das Denken mit ins Spiel kommt, sind wir Begrenzungen und Einschränkungen unterworfen, und unsere Reaktionen verlangsamen sich. Doch trotz all dieser anstrengenden Fitneßübungen und Kampftechniken und obwohl der Scout die Gabe beherrscht, das Tier in seinem Inneren zu entfesseln, ist er doch alles andere als kampflustig. Sein Ehrenkodex ist der eines Friedensstifters; er greift stets als letzter zur Lanze. Großvater brachte uns bei, uns im Zweifelsfall lieber aus einem Kampf zurückzuziehen, selbst wenn das eine Demütigung für uns bedeutete. Der Weg des Scouts ist der Weg des Friedens. Er läßt sein Leben nicht von Haß, Zorn oder Vorurteilen beherrschen. Er weiß, daß solche Empfindungen eine sehr «schlechte Medizin» sind und ihn in seinem klaren Denken und reinen Handeln behindern. Der Scout steht stets über solchen Kleinlichkeiten und läßt sich nur von der Liebe leiten. Er lernt Toleranz, Mitgefühl und Liebe zu üben, selbst seinem ärgsten Feind gegenüber. Seine Kampfsportübungen und das anstrengende Fitneßtraining dienen nicht so sehr der Kampfschulung, sondern vielmehr dazu, das Selbstvertrauen und die Disziplin des Kundschafters zu stärken. Großvater erwähnte kaum jemals, daß diese Fähigkeiten sich auch in Kampfsituationen anwenden ließen, aber es beruhigte uns doch zu wissen, daß das möglich war, falls es sich beim besten Willen nicht umgehen ließ.

Großvater legte besonderen Wert auf die verschiedenen Scout-Strategien. Wir lernten Flucht- und Ausweichtechniken, erfuhren, wie man Schweißhunde von seiner Fährte ablenkt, seine Spuren löscht, genau auf demselben Weg wieder zurückgeht, auf dem man gekommen ist, ein Lager überfällt, Fallen und Stolperdrähten ausweicht und seine Feinde auf alle möglichen anderen Arten überlistet. Diese Techniken und Strategien schärfte Großvater uns Jahr um Jahr ein, bis wir eine unglaubliche Vielfalt an Scout-Taktiken beherrschten. Gleichzeitig lernten wir, die verschiedensten Fallen zu konstruieren. Während meiner Ausbildung bei Großvater lernte ich 232 primitive, aber äußerst wirksame und zum Teil tödliche Fallen kennen. 103 davon waren von den indianischen Kundschaftern ersonnen worden: ein vielfältiges Sortiment an Stolperdrähten, Baumfallen, Fallgruben, Schnappfallen und unzähligen anderen Mechanismen, allesamt dazu bestimmt, jemanden aufzuhalten, zu verletzen oder notfalls auch zu töten. Es machte uns einen Riesenspaß, diese Fallen aneinander auszuprobieren. Bei jeder

Gelegenheit stellten Rick und ich uns gegenseitig Fallen, manchmal sogar bei uns zu Hause.

Doch es gab nichts Aufregenderes für uns als die mächtigste Waffe des Scouts: die psychologische Kriegsführung. Ich glaube, daß den indianischen Kundschaftern das Verdienst zukommt, diese Art des Krieges zu einer Kunstform und Wissenschaft entwickelt zu haben. Es waren mentale Techniken, mit denen man seinen Feind verwirren, einschüchtern, ärgern, erschrecken oder, sonstwie aus dem Konzept bringen konnte. Diese Taktiken hatten eine durchschlagende und sehr lange anhaltende Wirkung – und das ist noch gelinde ausgedrückt. Ich bin sicher, daß einige Leute die Angst oder Verwirrung, in die ich sie vor dreißig Jahren durch meine psychologische Kriegsführung versetzte, bis heute noch nicht überwunden haben. Großvater machte es besonders viel Spaß, uns diese hinterhältigen Strategien beizubringen und sie gleichzeitig an uns auszuprobieren. Sie zielten darauf ab, Menschen an der verwundbarsten Stelle ihres Wahrnehmungsvermögens zu treffen. Doch auch hier erlaubte Großvater uns nicht, unsere Kunst bis zum Äußersten zu treiben. Das durften wir nur in besonderen Notfällen.

Die letzte, aber wichtigste Verhaltensregel des Scouts besteht darin, unbemerkt zu bleiben, und zwar nicht nur bei seinen Missionen und Überfällen, sondern auch im Alltagsleben. Wie die Kundschafter früherer Zeiten mußten wir ein Doppelleben führen. Wir erzählten zu Hause und in der Schule nie etwas von unserem Scout-Dasein und all dem, was wir dabei taten; nicht einmal den Menschen, die uns am nächsten standen, verrieten wir etwas davon. Denn wenn wir uns jemandem anvertrauten, würden wir damit nur unsere Mission und unser Scout-Dasein gefährden. Es machte Spaß, dieses Doppelleben zu führen, so wie die alten Ninjas es getan hatten. Wir taten grundsätzlich, als wüßten wir von nichts, vor allem, wenn wir die Leute darüber tuscheln hörten, daß wieder einmal der Teufel von Jersey gesichtet worden war, oder andere Geschichten kursierten, die ihren Ursprung in irgendeinem unserer Überfälle hatten. Für Rick und mich war das Scout-Dasein das einzig wahre Leben, ein Leben voller aufregender, faszinierender Abenteuer. Zwar verübten wir unseren ersten Überfall ohne fremde Hilfe erst, nachdem wir über drei Jahre lang hart trainiert hatten, doch schon das Training und die anstrengenden Fitneßübungen waren ein Abenteuer.

2 Die Party

Der Morgen begann so ähnlich wie alle anderen in unserem Lager in den Pine Barrens. Nichts deutete darauf hin, daß dies einer der wichtigsten Tage in unserem Leben werden sollte. Rick und ich übten uns am Ufer des Baches in unseren Scout-Techniken. Wir balancierten auf einem Baumstamm, der in etwa siebeneinhalb Meter Höhe über den Bach führte, in dem wir immer schwammen. Schon seit dem Morgengrauen führten wir ein Scheingefecht miteinander, und seit fast zwei Stunden versuchten wir, uns gegenseitig von dem Baumstamm zu vertreiben, aber vergebens. Wir hatten es mit den kurzen Lanzen und Kampfstöcken versucht und waren nun dazu übergegangen, uns ohne Warfen zu bekämpfen. Doch trotz Erschöpfung wollte keiner den Kampf aufgeben. Es war zum Verrücktwerden: Einerlei, welcher Kampftechnik wir uns bedienten, dem anderen fiel immer eine Gegenstrategie ein. Das Ganze war frustrierend und zehrte an unseren Kräften. Ich wußte aus Erfahrung, daß der Kampf erst enden würde, wenn einer von uns beiden aufgab. Oft vergingen ein ganzer Tag und eine ganze Nacht, ehe einer von uns an diesem Punkt angelangt war. Und wenn, dann sollte es in beiderseitigem Einverständnis geschehen; denn wenn nur einer kapitulierte, so mußte er bis zum nächsten Kampf auf dem Baumstamm den Spott des anderen ertragen.

Ohne Worte war uns beiden klar, daß das einer jener langen Tage sein würde, die wir auf dem Baumstamm verbrachten. Weder Rick noch ich wollten aufgeben und uns einer anderen Beschäftigung zuwenden. Wenn ich die Möglichkeit des Aufgebens andeutete, konterte Rick mit Spott, und umgekehrt. Wir waren uns eindeutig ebenbürtig, körperlich ebenso wie geistig. Und so tobte der Kampf auf dem Baumstamm immer weiter: Boxhiebe, Abwehrbewegungen, Schreie und Fußtritte. Im Eifer des Gefechts erreichte unsere Energie neue Höhepunkte und ebte zwischendurch wieder ab. Augenblicke stummen Waffenstillstands, in denen wir uns nur wütend anstarrten, gingen plötzlich jäh in fieberhafte Aktivität über. Sosehr ich mich auch bemühte, es gelang mir einfach nicht, Rick von dem Baumstamm herunterzuwerfen. Auch in geistiger und emotionaler Hinsicht forderte dieser Zweikampf uns total. Wir mußten uns hundertprozentig darauf konzentrieren, was wir taten. Jede Ablenkung bedeutete die sichere Niederlage.

Und es kamen alle möglichen Ablenkungen auf uns zu: Erschöpfung und auch Frustration über den ergebnislosen Kampf. Aber die Ablenkung, die ich am meisten fürchtete, war der Zorn. Wenn man ihm nachgibt, verliert man seine Beherrschung, die Konzentration läßt nach, und letzten Endes unterliegt man dem Gegner. So tobte unser Kampf weiter, nicht nur auf physischer Ebene, was schon anstrengend genug war, sondern noch viel intensiver auf einer geistigen und emotionalen Ebene. Ich wußte genau, daß ich es mir nicht leisten konnte, mich ablenken zu lassen, weder von Rick noch von irgend etwas anderem. Inzwischen war ich nicht nur körperlich erschöpft, sondern auch in jeder

anderen Hinsicht. Die übermäßige Wachsamkeit, mit der ich mich gegen alle Ablenkungen wappnete, strapazierte mich noch viel mehr als jede physische Erschöpfung. Mein ganzes Denken kreiste darum, daß ich mich nicht ablenken lassen durfte; aber auf die Ablenkung, die mich letzten Endes von dem Baumstamm herunterwerfen sollte, war ich dennoch nicht im geringsten vorbereitet.

Scheinbar aus dem Nichts heraus knallte ein Dreckklumpen gegen Ricks Stirn. Erschrocken und ungläubig taumelte er zurück. Sofort hörten wir auf zu kämpfen und begannen die Landschaft unter uns und das Ufer des Baches mit den Augen abzusuchen. Wir wußten genau, daß Großvater den Dreckklumpen geworfen hatte, und das bedeutete, daß unser Aussichtspunkt hoch oben auf dem Baumstamm uns nicht viel helfen würde, ihn zu entdecken. Wir sahen uns lange suchend nach! r ihm um, aber es gab nichts, was den natürlichen Rhythmus der Wälder unterbrochen hätte. Der Anblick von Rick mit der schwarzen Matschspur auf der Stirn brachte mich zum Lachen. Kaum hatte ich den Mund geöffnet, um nach Luft zu schnappen, da traf auch mich ein Dreckklumpen, und zwar am Kinn, Der Matsch spritzte mir in den Mund. Als ich ihn auszuspucken versuchte, begann Rick hysterisch zu lachen und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Auch ich konnte nicht mehr ans; mich halten und lachte mit.

Da hörten Rick und ich Großvaters Stimme; wir waren wie erstarrt. «Und ihr wollt Scouts sein!» rief er. «Ha! Ein Scout entfernt sich nie so weit von der Erde, daß er seine Umgebung nicht mehr wahrnimmt. Er konzentriert sich nie so völlig auf eine einzige Sache, daß er den Strom des Lebens, der um ihn herum- und durch ihn hindurchfließt, nicht mehr erkennt. Die Erde, das Universum gibt ihm Kraft, und von dieser Kraft ist er abgeschnitten, sobald er sich so total und ausschließlich auf eine Sache konzentriert. Wenn man seine absolute, ungeteilte Aufmerksamkeit der Aufgabe zuwendet, die man vor sich hat, strengt man sich an, und jede Anstrengung negiert sich selbst. Der Scout dagegen hat einen erweiterten Konzentrationsradius: Seine Aufgabe ist nur ein kleiner Teil des Gesamtbildes. Wenn man seine Konzentration auf diese Weise erweitert, tritt man mit dem Geist-der-in-allen-Dingen- in Kontakt und errät die nächste Bewegung seines Gegners schon im voraus, denn auch er ist ein Teil dieses Geistes. Dann wäre euch aufgefallen, daß dieser alte Mann an dem Baum hochgeklettert ist, der euren Holzstamm stützt.»

Während Rick und ich Großvater zuhörten, suchten wir die ganze Zeit die Landschaft mit den Augen ab, um ihn zu entdecken. Als wir hörten, daß er in dem Baum über uns saß, blickten wir bestürzt nach oben. Unser Körper reagierte so heftig auf diesen Schock, daß wir von unserem Baumstamm stürzten, als hätte eine unsichtbare Hand uns ins Wasser gestoßen. Keuchend und nach Luft schnappend tauchten wir wieder auf und verrenkten uns die Hälse, um zu Großvater emporzuschauen. Er saß tatsächlich auf einem der Bäume, die unseren Baumstamm stützten, und hatte, als wir miteinander kämpften, die ganze Zeit knapp zwei Meter über uns geschwebt. Und dabei war er in keiner Weise

getarnt und daher ohne weiteres zu erkennen. Wortlos sprang er von seinem Baum ins Wasser hinunter und lachte dabei die ganze Zeit in sich hinein. Sogar als er wieder auftauchte, schüttelten ihn immer noch Lachkrämpfe.

Ich schämte mich. Großvater hatte recht gehabt. Ich hatte mich völlig auf unseren Kampf konzentriert und war von der Erde abgeschnitten gewesen. Mir war nicht nur entgangen, daß Großvater auf den Baum geklettert war; nein, selbst nachdem er den Matschklumpen geworfen und zu reden begonnen hatte, wußte ich immer noch nicht, wo er sich befand. Ich war so felsenfest davon überzeugt gewesen, daß er sich auf der Erde befinden mußte, daß mir die Idee, er könne irgendwo über mir schweben, gar nicht kam. Aus irgendeinem Grund hatte ich die Möglichkeit, daß er dort oben auf dem Baum saß, von vornherein ausgeschlossen. Es war schon schlimm und peinlich genug, daß ich nicht bemerkt hatte, wie er hinter mir auf den Baum kletterte; aber noch nicht einmal zu wissen, wo er steckte, als er zu sprechen begann, das empfand ich wirklich als beschämend. Selbst als Großvater wieder zum Ufer zurückschwamm, lachte er noch weiter. Er drehte sich zu uns um und sagte, daß er oben im Lager auf uns warten werde. Auf dem Rückweg hörten wir ihn ständig vor sich hin lachen. In einer düsteren Wolke verdrossenen Schweigens blieben Rick und ich zurück. Wir hatten uns so beschämen und demütigen lassen, daß wir sogar von unserem Baumstamm gefallen waren. Dafür hätte ich mich umbringen können. Natürlich war Großvater ein Meister in der Kunst des heimlichen Anpirschens; aber daß er so mühelos hinter uns hatte vorbeischieben können, und das bei unserer Erfahrung, ließ mich doch an meinen Fähigkeiten zweifeln. Wahrscheinlich war ich ein bißchen zu sehr von mir überzeugt gewesen; nun hatte Großvaters Scherz mein Selbstvertrauen erschüttert und auf ein realistisches Maß zurückgestutzt. Ich hatte eine wichtige Lehre erhalten: niemals irgend etwas als selbstverständlich vorauszusetzen, sondern mit allem zu rechnen, selbst mit dem Unwahrscheinlichsten oder gar Unmöglichen. Aber es war kein großer Trost für mich, daß man aus einem Fehlschlag einen Erfolg machen kann, indem man etwas Wichtiges daraus lernt. Ich war viel zu sehr in mein Selbstmitleid versunken und bemühte mich, von meinem verletzten Stolz zu retten, was noch zu retten war.

«Er hat uns Scouts genannt», brach Rick schließlich das Schweigen. Ich fuhr herum. Ricks Feststellung überraschte mich. Ich dachte darüber nach, was Großvater zu uns gesagt hatte, als wir auf dem Baumstamm standen. Tatsächlich: Er hatte uns nicht etwa nur mit Scouts verglichen, sondern gesagt, daß wir Scouts seien. Ich kannte Großvater gut genug, um zu wissen, daß er seine Worte sehr sorgfältig abwägte, obwohl er nur gebrochen Englisch sprach. Für mich bestand kein Zweifel daran, daß er das gesagt hatte; ich bezweifelte nur, ob es auch wirklich so gemeint war. Kühl blickte ich zu Rick hinüber, immer noch gekränkt über die Schlappe, die ich hatte einstecken müssen, und sagte: «Vielleicht wollte er uns nicht als Scouts bezeichnen und hat nur gemeint, wir seien wie Scouts.» Sofort flackerte ein Streit zwischen uns auf. Rick war sicher, daß Großvater uns Scouts genannt hatte; und ich

glaubte fest, daß es nicht so gemeint gewesen sein konnte.

Unsere Auseinandersetzung brachte uns nicht weiter, und wir wußten aus Erfahrung, daß sie nur zu einem noch größeren Streit führen würde, wenn wir sie weiterverfolgten. Also einigten wir uns darauf, die Sache zu vergessen und auch Großvater gegenüber nicht zu erwähnen – so lange, bis er uns wieder als Scouts bezeichnete. Dann konnten wir ihn fragen. Auf diese Weise ersparten wir uns die Peinlichkeit und Enttäuschung, falls sich herausstellen sollte, daß ich recht und Rick unrecht hatte. Denn wir waren sicher: Wenn Großvater es wirklich so gemeint hatte, dann würde er seine Worte irgendwann wiederholen. Langsam stiegen wir aus dem Wasser und ließen uns lange an der Sonne trocknen. Ein Widerstreit der Gefühle tobte in uns: Keiner von uns hatte große Lust, bald ins Lager zurückzukehren und Großvater gegenüberzutreten, so gedemütigt fühlten wir uns. Doch andererseits zog es uns mit Macht zu Großvater, denn wir waren neugierig, ob er uns wohl wieder als Scouts bezeichnen würde. Eine Zeitlang überwog unser Widerwille zurückzukehren das andere Gefühl.

Nach einer langen Rast machten wir uns schließlich doch auf den Rückweg, scheuten uns aber immer noch, Großvater unter die Augen zu treten. Zwar verspottete er uns niemals, aber ich hatte doch das Gefühl, ihn irgendwie enttäuscht zu haben. Schließlich hatte er sich so viel Zeit genommen, uns den Weg des Scouts zu lehren, und dann mußte ich einen so dummen Fehler begehen. Bestimmt fühlte er sich gekränkt. Doch gleichzeitig klopfte mein Herz vor freudiger Erwartung: Würde er wieder sagen, daß wir Kundschafter seien? Wir schlenderten zum Lager zurück, als wäre nichts Besonderes geschehen, und versuchten uns unsere Verlegenheit und Nervosität nicht anmerken zu lassen. Mit einer Handbewegung forderte Großvater uns auf, uns hinzusetzen. Aber er kam nicht zu uns. Statt dessen umwickelte er den Griff eines Kratzeisens, das er gerade fertigte, mit einem Stück Leder.

Stumm und beklommen saßen Rick und ich da und warteten darauf, daß Großvater sich zu uns setzte. Ich hatte den Eindruck, daß er sich absichtlich Zeit ließ und uns ignorierte, und das machte mich noch ängstlicher und nervöser. Schließlich kam Großvater zu uns hinüber, setzte sich und musterte uns mit einem breiten, zufriedenen Lächeln. Er wirkte überhaupt nicht unglücklich oder bestürzt, sondern im Gegenteil sehr erfreut. Schließlich ergriff er das Wort: «Ihr seht, meine lieben Enkel: Ihr dürft euch nie so sehr auf eine Tätigkeit konzentrieren, daß ihr den Kontakt zur Erde und zum Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt verliert. Denn wenn ihr eure ganze Aufmerksamkeit auf die Aufgabe richtet, die vor euch liegt, schneidet ihr euch von dem Energie- und Bewußtseinsstrom ab, der von der Erde zu euch fließt, und damit beraubt ihr euch eines großen Teils eurer Kraft. Außerdemengt ihr euer Bewußtsein dadurch ein und überseht so viele Dinge, die über eure unmittelbare Aufgabe hinausgehen. Ihr bekommt kein klares, umfassendes Bild von allem, was um euch herum vorgeht, sondern nur einen verschwommenen Eindruck.»

«Aber Großvater», wandte ich ein, «du hast uns doch schon so oft gesagt, daß wir uns nicht genug

darauf konzentrieren, was wir tun, und daß wir nur durch Konzentration wirklich durchschlagende Erfolge erzielen können.»

«Ja, ihr müßt euch stets konzentrieren», antwortete Großvater, «aber nicht so ausschließlich, daß ihr nichts anderes mehr seht. Ihr müßt euren Konzentrationsradius erweitern, so daß die Aufgabe, die vor euch liegt, lediglich zum Mittelpunkt eines größeren Bildes, eines umfassenderen Bewußtseins wird. Auf diese Weise bleibt eure Aufgabe im Zentrum eures Gesichtskreises und eures Denkens, aber euer Geist dehnt sich trotzdem so weit aus, daß er gleichzeitig alles andere in eurer Umgebung wahrnimmt. Wenn es euch gelingt, eure Konzentration so zu erweitern, wird die Energie des ganzen Universums in euch einströmen, und dann könnt ihr eure Aufgabe mühelos bewältigen. Indem ihr den Geist-der-in-allem-Dingen-wirkt durch euch hindurchströmen laßt, verschmelzt ihr gleichzeitig mit dem Bewußtsein eurer Aufgabe.»

Nach diesen Worten schwieg Großvater längere Zeit und wartete, bis wir seine Erläuterungen verstanden hatten. Dann fuhr er fort: «Um euch den Sinn des erweiterten Konzentrationsradius ein wenig klarer vor Augen zu führen, wollen wir uns einmal eine konkrete Situation vorstellen. Nehmen wir an, ihr habt mit einem Problem oder mit einem Gegner zu kämpfen, oder ihr müßt euch an einen Menschen oder ein Tier heranpirschen. Indem ihr euren Konzentrationsradius so erweitert, daß ihr auch die geistige Welt mit einbezieht, verschmelzt ihr nicht nur mit dem Bewußtsein der Erde, sondern auch mit dem Bewußtsein eures Gegners oder des Problems. Dann könnt ihr die Gedanken eures Feindes lesen und seine Aktionen und Reaktionen voraussehen. Doch wenn ihr euch nur auf euren Gegner oder das Problem konzentriert, das vor euch liegt, schneidet ihr euch von allen anderen Möglichkeiten und Fähigkeiten ab. Dann widmet ihr euch eurem Kampf oder eurer Aufgabe auf einer rein physischen Ebene, und ihr wißt ja, daß das Physische etwas sehr Einengendes ist. Der Geist dagegen kennt keine Grenzen. Ihr müßt immer daran denken: Wenn ihr euren Gesichtskreis und damit auch euer Denken so stark eingrenzt, nehmt ihr nur die Realitäten des physischen Körpers und Geistes wahr. Doch wenn ihr eure Sicht und euer Denken erweitert, nehmt ihr auch das Bewußtsein des spirituellen Körpers und des spirituellen Geistes in euch auf, und darin ist das Bewußtsein des ganzen Universums enthalten.»

Ganz benommen von all den Informationen aus Großvaters Mund, konnte ich das alles gar nicht so schnell in mich aufnehmen; ich brauchte Zeit zum Nachdenken. Außerdem mußte ich seine Erklärungen erst einmal in die Praxis umsetzen und damit experimentieren. Im Augenblick gab es noch keine sinnvolle Frage, die ich Großvater hätte stellen können. Diese Fragen würden erst mit wachsender Erfahrung in mir aufsteigen.

Ohne noch ein weiteres Wort über die Philosophie des erweiterten Konzentrationsradius zu verlieren, fuhr Großvater fort: «Da unten, wo der Wald am dichtesten ist, findet eine Party statt. Es parken schon

einige Fahrzeuge dort, und viele junge Leute haben ihr Lager da aufgeschlagen und werden sicherlich eine ganze Weile bleiben. Sie haben schon viel von der Landschaft kaputtgemacht. Es wäre gut, wenn ihr die Gegend heute abend auskundschaften würdet. Ihr könntet die Leutchen ein bißchen zur Vernunft bringen, indem ihr ihnen einen Schrecken einjagt; vielleicht sehen sie dann ein, daß sie nichts zerstören sollten. Aber vergeßt nicht: Sie können nichts dafür, daß sie in der Unwissenheit ihrer Zerstörungswut leben. Sie wissen es nicht besser. Also belehrt sie.»

Mein Herz machte einen Sprung und klopfte mir bis zum Hals. Ein Scout-Einsatz – das war schon immer das Größte für Rick und mich gewesen. Es konnte zum aufregendsten, intensivsten Erlebnis werden. Immer wenn Großvater mit uns so ein Unternehmen durchführte, war ich ganz begeistert gewesen. Und ich wußte: Diesmal würde es auch wieder so sein. Ich fragte Großvater, wann und wo wir uns mit ihm treffen sollten. Da lächelte er mich vertrauensvoll an und sagte: «Ich komme nicht mit. Es wird Zeit, daß ihr beide allein loszieht und übt, was ich euch beigebracht habe.» Mit diesen Worten ging Großvater fort und ließ uns mit unserem Schrecken allein. Mit offenem Mund stand ich da. Ich war so aufgeregt, daß ich mich fast übergeben hätte. Ich konnte einfach nicht fassen, daß Großvater uns allein fortgehen ließ. Es war wie eine Art Reifeprüfung. Ich schaute zu Rick hinüber und lächelte ihn so strahlend an, daß es mich fast schmerzte. Tränen stiegen uns in die Augen.

Den größten Teil des Nachmittags brachten wir damit zu, unser Vorhaben zu planen. Eigentlich war es mehr eine Feier als eine Planung, denn wir konnten unsere Hochstimmung über unser erstes selbständiges Scout-Unternehmen einfach nicht von uns abschütteln. Doch als der Abend herannahte, wurden wir wieder etwas nüchterner und begannen uns konkretere Gedanken darüber zu machen, was wir eigentlich tun wollten. Wir wußten: Wenn wir vor Sonnenaufgang des nächsten Tages an unseren Zielort kommen und wieder zurück sein wollten, müßten wir das Lager vor Sonnenuntergang verlassen – und die Sonne würde bald untergehen. Also blieb uns nicht mehr viel Zeit zum Planen. Zum Glück kannten wir die Gegend gut, und deshalb brauchten wir nicht lange, bis wir uns alles zurechtgelegt hatten – die wichtigsten Einzelheiten unserer Mission, ein paar Alternativen dazu und verschiedene Fluchtwege und Treffpunkte – und uns über alle sicheren und möglicherweise gefährlichen Punkte in der Umgebung klargeworden waren. Wie immer ließen wir genügend Spielraum für mögliche Änderungen unseres Plans in letzter Minute, denn schließlich konnten wir ja nicht alles über das feindliche Lager wissen. Auch jetzt schoben wir die endgültige Entscheidung, welchen unserer Pläne wir ausführen würden, so lange hinaus, bis wir am Zielort angelangt waren.

Den Rest des Tages brachten Rick und ich damit zu, uns persönlich auf unser Unternehmen vorzubereiten. Wir aßen nur ein bißchen, tranken aber viel Wasser, denn auf dem Weg zu dem Lager der jungen Leute gab es nur eine einzige Stelle, wo wir Wasser bekommen konnten, und die war nicht so leicht zugänglich. Wir wußten zwar, daß wir unter nahezu allen Bedingungen an die Quelle

herankommen konnten, aber wir wollten kein Risiko eingehen. Ehe wir uns tarnten, gingen wir in die Schwitzhütte, um unseren Körper von den meisten menschlichen Gerüchen zu befreien, für den Fall, daß die Leute im Lager einen Hund hatten. Die Holzkohle und der Schlamm, mit denen wir uns bis zur Unsichtbarkeit tarnten, würden die Gerüche überdecken, die eventuell noch an uns hafteten. Als die Sonne gerade unterging, waren wir fertig zum Aufbruch. Wenn alles gut lief, konnten wir unsere Aufgabe in knapp vier Stunden erledigen; aber wir wollten uns lieber etwas mehr zeitlichen Spielraum lassen. Wir konnten es uns nicht leisten zu hetzen, denn in der Eile macht man leicht Fehler.

Ehe wir losgingen, setzten wir uns noch kurz zu Großvater. Das war eine alte Tradition: Die Kundschafter berieten sich immer erst mit einem Älteren, ehe sie aufbrachen. Großvater lächelte uns anerkennend zu. Ich spürte, daß er uns unsere Aufregung anmerkte und die ungezügelte Wildheit in unseren Augen funkeln sah, denn er lachte leise in sich hinein. Wahrscheinlich erinnerte er sich daran, wie er sich bei seinem ersten Scout-Einsatz gefühlt hatte. Abschätzend musterte er uns von oben bis unten, forderte uns dann mit einer Handbewegung auf, uns umzudrehen, und begutachtete unsere Tarnfarbe. Wie üblich hatte er ein Stück Holzkohle aus dem Lagerfeuer geholt, um alle hellen Flecken abzudecken, die uns vielleicht entgangen waren; aber er brauchte die Kohle gar nicht. Mit fachkundigem Blick zuckte er die Achseln und warf sie ins Feuer zurück. Ein Gefühl aufgeregten Stolzes durchströmte mich, als er sich der Holzkohle entledigte.

Nachdem wir Großvaters sachkundiger Inspektion standgehalten hatten, blieben wir vor ihm stehen und warteten, bis er uns aufforderte zu gehen. «Denkt daran, •was ihr heute früh auf eurem Baumstamm gelernt habt», ermahnte er uns. «Ihr müßt stets euren Konzentrationsradius erweitern und zur Kraft der Erde und des Geistes werden, vor allem, wenn es ein Problem zu bewältigen gilt. Vergeßt nicht: Angst beraubt euch eurer Kontrolle, genau wie Wut. Und wenn ihr die Kontrolle verliert, habt ihr alles verloren. Also erweitert euren Konzentrationsradius, wenn ihr mit Angst, Wut oder irgendeiner anderen Ablenkung konfrontiert werdet, dann werdet ihr über diese Ablenkung hinauswachsen.» Nach diesen Worten verstummte Großvater, lächelte und forderte uns mit einer Handbewegung zum Gehen¹ auf. Wieder schlug mir das Herz bis zum Halse, und die Aufregung elektrisierte jede Faser meines Körpers, als ich mich aus dem Lager schlich und mich raschen Schrittes auf den Weg dorthin machte, wo die jungen Leute lagerten.

Als wir die Außenbezirke unseres Lagers erreicht hatten, dämmerte es schon. Diese Wanderung, für die wir normalerweise nur eine Viertelstunde brauchten, hatte diesmal fast eine' Stunde gedauert. Aber dieser zusätzliche Zeitaufwand störte uns nicht, denn wir hatten damit gerechnet, daß wir mindestens so lange für diese Strecke benötigten. Schließlich konnten wir nicht die Wege benutzen, sondern hatten uns durch fast undurchdringliches Dickicht schlagen müssen. Das oberste Gesetz bei einem Scout-Unternehmen lautet, alle Wege zu meiden, vor allem die leicht begehbaren. Der Weg, den wir gewählt

hatten, führte durch rauhes, unzugängliches Gelände und war daher gleichzeitig die unerwartetste Route. Auf diese Weise würden unsere Spuren am schwersten zu erkennen sein, falls uns jemand verfolgen sollte. Außerdem veränderten wir dadurch nichts am natürlichen Muster der Spuren rund um unser Lager, so daß selbst ein guter Fährtenleser nicht sehen würde, daß jemand das Lager verlassen hatte.

Der Rest unserer Wanderung verlief ohne Zwischenfälle. Obwohl sie uns keine Mühe bereitete, erlaubten wir uns keine Selbstzufriedenheit. Wir rechneten stets mit dem Schlimmsten und überließen nichts dem Zufall. Selbst als wir uns dem Lager näherten und wußten, daß die Leute, die die Party feierten, am anderen Ufer des Sumpfes kampierten und wir gut vor ihren Blicken verborgen waren, ließen wir noch mehr Vorsicht walten. Ich wußte, daß dieses erste Unternehmen eine Art Test war – gleichgültig, ob Großvater das nun so bezeichnete oder nicht. Für mich war es eine persönliche Prüfung, und ich wollte nicht, daß dabei etwas schief ging. Ich wollte alles hundertprozentig richtig machen und wußte, daß Rick das gleiche empfand. Deshalb gab es auch keinen Streit zwischen uns, nur stummes Einverständnis, und wir bewegten uns, als wären wir ein Fleisch und Blut.

Unendlich vorsichtig begaben wir uns auf den langen Weg durch den Sumpf. Zwar war er nur knapp zweihundert Meter breit, aber wir wollten uns stets im dicksten Dickicht halten und außerdem ganz sichergehen, daß wir beim Betreten des Sumpfes keine sichtbaren Spuren hinterließen. Die Überwindung der letzten Meter bis zum äußersten Rand des Lagers dauerte am längsten. Obwohl ein großes Feuer tanzende Lichter und Schatten in die Schwärze der Nacht warf und das schrille Autoradio und das trunkene Gelächter der Halbstarken sicherlich jedes Geräusch übertönt hätte, wollten wir kein Risiko eingehen. Ich wußte, daß Hunde selbst beim größten Lärm immer noch auf ungewohnte nächtliche Geräusche horchen. Zwar waren wir nicht sicher, ob es in dem Lager einen Hund gab, aber wir wollten uns nicht zu sehr in Sicherheit wiegen. Wir spitzten die Ohren, um trotz des Lärms vielleicht noch etwas zu hören, was uns die verborgenen Geheimnisse dieses Lagers verriet. Schweigend, lautlos wie Schlangen krochen wir auf dem Bauch durch das dichte Unterholz und schoben uns immer näher an die Stelle heran, wo das Dickicht endete und in offenes Gelände überging.

Rick erreichte den Saum des Unterholzes als erster. Ich sah, wie sein Kopf sich im Licht des Lagerfeuers abzeichnete. Obwohl er für mich deutlich zu erkennen war, wußte ich, daß man nichts von ihm sehen konnte, wenn man von der Seite herüber schaute, aus der der Feuerschein kam. Selbst wenn einer der Leute aus dem Lager ganz genau hinsah, würde er Rick keinesfalls entdecken. Langsam schob ich mich an Rick heran, bis ich neben ihm lag. Durch das spärliche Laub am Rande des Dickichts konnte ich die Menschen deutlich erkennen. Da standen zwei Willys-Kombis, zwei andere Autos und ein alter Lieferwagen. Rick und ich wußten nicht so viel über Autos wie andere Jungs in unserem Alter, aber das erschien uns auch unwichtig. Uns interessierten nur Fahrzeuge, mit denen

man leicht in den Wald hineinfahren konnte, Jeeps zum Beispiel. Die laute Musik kam aus dem einen Auto, dessen Verdeck aufgeklappt war. Darin saßen zwei Leute, die ständig am Radio herumdrehten.

Die Fahrzeuge parkten in einem losen Halbkreis, und die Scheinwerfer waren auf einen Punkt rechts von uns gerichtet. Diese Tatsache hatten wir bei der Wahl unseres Standorts sofort berücksichtigt. Wir wollten nicht im Lichtkegel der Scheinwerfer liegen, falls jemand plötzlich auf die Idee kommen sollte wegzufahren. Und wir wollten auch nicht hinter den Autos oder zu weit an der Seite auf der Lauer liegen, denn sonst konnte es passieren, daß sie uns überrollten, wenn sie wendeten. Außerdem würde dann ganz bestimmt das Licht der Scheinwerfer auf die Stelle fallen, wo wir uns befanden. Der Platz, den wir uns ausgesucht hatten, schien der beste zu sein. Wir waren sicher vor den Autos und behielten einen guten Überblick über das Geschehen. Fast spürte ich, wie mein Körper erleichtert in den Boden sank, als mir klar wurde, daß wir tatsächlich die beste Position gewählt hatten, die es gab. Noch erleichteter waren wir darüber, daß wir nirgends eine Spur von einem Hund entdeckten. Also blieben wir hier liegen und beobachteten das Lager eine Zeitlang genau. Wir ließen uns keine Bewegung entgehen, achteten darauf, wie wachsam die Leute waren, und planten in Gedanken unseren nächsten Schritt.

Ich zählte insgesamt zwölf Leute, die auf Baumstümpfen oder Decken rund um das Feuer saßen. Zwei weitere saßen in dem Wagen mit dem heruntergeklappten Verdeck, und einer hockte hinten auf der Ladefläche des Lieferwagens und redete mit einem anderen jungen Mann, der daneben stand. Es waren genauso viele Jungen wie Mädchen. Sie gingen wohl in eine der obersten Schulklassen oder studierten am College. Wie immer erkannten wir den Anführer und die Anführerin der Gruppe fast auf den ersten Blick. Sie hatten den besten Platz am Feuer ergattert, und es sah aus, als blickten die anderen ständig nach Anerkennung heischend zu ihnen hinüber. Der Anführer schien ein bißchen älter zu sein als die anderen. Und eindeutig hatte er auch das Bier in Verwahrung, das in einer riesigen Kühltasche hinter ihm stand. Unsere Vermutung bestätigte sich, als der Junge zu dem Pärchen in dem Wagen mit dem aufgeklappten Verdeck hinüberschrie, sie sollten doch endlich aufhören, am Radio herumzudrehen. Der Junge, der hinten auf dem Lieferwagen saß, bestärkte den Anführer in seinen Worten – ein Zeichen für uns, daß er der Zweite in der stillschweigend akzeptierten Rangordnung dieser Gruppe war.

Allmählich kam die Party in Schwung. Es wurde immer mehr Bier getrunken, immer mehr Paare umarmten sich liebevoll, und zwischendurch zerrissen immer wieder Kabbeleien oder Gelächter die Stille. Langsam zogen Rick und ich uns in den Sumpf zurück, um den letzten Teil unseres Vorhabens zu planen. Wir verständigten uns mit ein paar Handzeichen und berührten gegenseitig unsere Münder, damit wir die lautlos geformten Worte des anderen im Dunkeln verstehen konnten. So einigten wir uns auf einen Plan: Rick sollte sich zuerst ins Lager schleichen, und ich würde hier liegenbleiben und alles

genau beobachten. Auf diese Weise konnte ich ihn mit einem Tierruf warnen, falls er in eine Situation geriet, die gefährlich für ihn werden konnte, ohne daß er es merkte. Ich kroch wieder an meinen ursprünglichen Beobachtungsposten zurück, während Rick sich zu dem Dickicht neben dem Auto hinüberschlich, das uns am nächsten stand. Ich mußte meine Augen in der Dunkelheit anstrengen, um ihn dort liegen zu sehen, so nah am Vorderreifen, daß er ihn mit Leichtigkeit hätte berühren können. Ich spürte seine Gegenwart mehr, als daß ich ihn sah, so lautlos hatte er sich angeschlichen, und so perfekt war er getarnt.

Plötzlich stand einer der Jungen auf und ging zu dem Auto hinüber, wo Rick auf der Lauer lag. Ich zirpte wie eine Grille, und sofort erstarrte Rick und blieb regungslos am Boden liegen. Der Junge steuerte genau auf die Stelle zu, wo Rick lag. Ich hielt den Atem an und spürte, wie das Herz in meiner Brust hämmerte. Ohne einen Augenblick innezuhalten, ging der Junge an Rick vorbei und öffnete die Autotür. Der Lichtschein aus dem Inneren des Autos fiel auf den Boden und auf das Unterholz, in dem Rick sich versteckt hatte, aber er war so gut getarnt, daß selbst ich meine Augen anstrengen mußte, um ihn zu sehen. Dann knallte die Autotür zu, und der junge Manns kam auf die Stelle am Rande des Unterholzes zu, wo ich lag. Nur eine Handbreit vor meiner Nase blieb er stehen. An der Bewegung seiner Füße merkte ich, daß er sich kurz zum Lagerfeuer umdrehte, um zu sehen, ob jemand herüberschaute.

Dann spürte ich den warmen Urinstrahl auf meinem Rücken. In meiner Überraschung und meinem Zorn war es mir fast unmöglich, regungslos liegen zubleiben. Als nächstes hörte ich, wie ein Reißverschluß hochgezogen wurde und Schritte sich entfernten. Das einzige, was ich wahrnahm, war das Hämmern meines Herzens in meiner Brust, der Uringestank und meine kochende Wut. Am liebsten wäre ich in den Sumpf zurückgekrochen, hätte mich gewaschen und dann wieder neu getarnt, aber ich konnte Rick nicht ohne Wachtposten in dem Lager zurücklassen. Also richtete ich meinen Blick wieder auf Rick, der gerade an dem Auto vorbeischlich und sich dann im Schutze des Schattens von hinten auf allen vieren an die nächstgelegene Decke heranpirschte. Seine einzige Deckung war jetzt ein Haufen Essenstüten und Abfälle. Ein jähes Hochgefühl durchströmte mich, und ich vergaß meine mißliche Lage.

Als Rick nur noch ein paar Zentimeter von den Essenstüten entfernt war, streckte sich von der anderen Seite des Haufens her eine Hand aus und begann in den Tüten zu wühlen. Sie griff nach einer Bierdose und verschwand dann wieder. Dann rief ein Mädchen zu dem Anführer der Gruppe hinüber, er solle ihr einen Dosenöffner geben. Der Junge warf ihr den Öffner zu, hatte aber zuviel Schwung genommen; der Dosenöffner landete nur eine Handbreit von Ricks Nase entfernt auf dem Boden. Das Mädchen setzte sich auf, sah sich suchend um, schob die Tüten beiseite, und plötzlich lag Ricks Versteck, vorher in tiefem Schatten verborgen, im hellen Feuerschein. Rick war deutlich zu erkennen,

aber er lag so regungslos da, als sei er ein Teil des Bodens. Das Mädchen sah ihn nicht, hob den Dosenöffner auf und öffnete die Bierdose. Dann wühlte sie in einer der Tüten herum, und wieder fiel dunkler Schatten auf den Boden hinter dem Haufen. Ich spürte, wie erleichtert ich war, und kann nur ahnen, was Rick in diesem Augenblick empfunden haben muß.

Nachdem das Mädchen einen großen Schluck Bier genommen hatte, stellte sie die Dose neben sich auf den Boden und verschwand wieder hinter den Tüten, wahrscheinlich, um mit ihrem Freund zu schmusen. Ich konnte den Umriß der Bierdose im Feuerschein ganz deutlich erkennen. Dann sah ich Ricks Hand langsam und zielsicher auf die Dose zugleiten. Das Ganze wirkte eher wie eine Fata Morgana als eine Realität. Im Nu war die Bierdose wie vom Erdboden verschluckt, so blitzschnell, daß ich ungläubig den Kopf schüttelte. Rick glitt wieder ins Unterholz zurück und verschwand aus meinem Blickfeld. Die Zeit schien stillzustehen, während ich auf seine Rückkehr wartete. Ich sah, wie die Hand des Mädchens sich nach der Stelle ausstreckte, wo vorher die Bierdose gestanden hatte, und ziellos auf dem Boden herumtastete. Allmählich wurde mir unbehaglich zumute. Da richtete das Mädchen sich plötzlich kerzengerade auf, schob eine der Tüten beiseite und begann nach dem Bier zu suchen. Sie schrie den Jungen an, der neben ihr saß, und beschuldigte ihn, ihr Bier ausgetrunken zu haben. Ich spürte, wie Rick mit der Hand meinen Fuß berührte, und schlich mich wieder zu ihm zurück, fort von dem Streit in dem Lager, der allmählich immer heftiger wurde.

Wir konnten uns das Lachen kaum verbeißen, als Rick das kalte Bier auf dem Boden ausschüttete. Ich sah, wie ein breites Lächeln, beinahe ein Lachen, über sein Gesicht huschte, als er auf meinen Rücken zeigte und sich die Nase zuhielt. Da kehrte mein ganzer Zorn wieder. Doch gleich darauf überkam mich das siegessichere Gefühl, daß wir mit unserem Unternehmen Erfolg hatten. Ich ließ meinen Körper ins Wasser gleiten, wusch mich gründlich und tarnte mich neu. Nachdem wir uns vergewissert hatten, daß der Streit und Aufruhr in dem Lager wieder abgeklungen war, kehrten wir zu der Stelle zurück, wo wir vorher auf der Lauer lagen. Diesmal hielt Rick Wache, und ich schlich mich ins Lager der jungen Leute. Mir war klar, daß die Sache diesmal schon ein bißchen schwieriger werden würde. Sicherlich hatte die fehlende Bierdose Verdacht erregt, auch wenn niemand ein Wort darüber verlor. Und schon der leiseste Verdacht innerhalb der Gruppe konnte uns unsere Aufgabe ziemlich schwer machen.

Ich beschloß, mich dem Lager von der entgegengesetzten Seite zu nähern, falls das Mädchen sich immer noch über die fehlende Dose wunderte. Ich brauchte lange, um durch den Sumpf zu waten und mich an das Lager heranzupirschen, doch sobald ich das schützende Dickicht verlassen hatte, ging alles ganz leicht. Ich schlich mich neben den alten Willys-Kombi-Wagen, der hervorragende Deckung bot. Dieses Fahrzeug stand so dicht neben dem Unterholz, daß eine Art Tunnel entstand, durch den ich mich bis an den Rand des Lagers heranpirschen konnte. Kaum lag ich neben dem Vorderreifen, da sah

ich die große Kühltasche vor mir, nur ungefähr einen Meter von der Stoßstange entfernt. Bei dem Gedanken, daß ich mich hier an den Anführer der Gruppe heranschlich, lief es mir kalt den Rücken hinunter. Wenn ich die Sache verpfuschte, würde er mich bestimmt zusammenschlagen. Ich mußte erst einmal gegen meine Angst ankämpfen, die mir einflüsterte, mich lieber wieder zurückzuziehen und mir ein leichteres Ziel für meine Attacke auszusuchen.

Als ich mich langsam immer näher herantastete, sah ich den Dosenöffner, der auf der Kühltasche lag, im Feuerschein glänzen. Einem jähen Einfall folgend, beschloß ich, ihn wegzunehmen. Aber ich wußte: Sobald ich ihn entwendet hatte, mußte ich mich schnell wieder ins Unterholz zurückziehen, ehe die anderen merkten, daß er fehlte. Und ich mußte mir auch einen anderen Rückweg überlegen, in sicherer Entfernung von den Autos, falls die jungen Leute darin herumstöbern sollten, um nach anderen Dosenöffnern zu suchen. Als ich mich näher an die Kühltasche heranschob, sah ich deutlich den Saum des Dickichts, in dem Rick lag, und das gab mir ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Doch ich wußte nicht, ob er mein Versteck kannte und ob er mich sehen konnte. Ganz vorsichtig, mit einer langsamen, fließenden Bewegung nahm ich den Dosenöffner von der Kühltasche, und zwar so, daß mich dabei keiner der jungen Leute sehen konnte, selbst wenn er gerade hinüberschauen sollte.

Im gleichen Atemzug begann ich mich lautlos in das Dickicht zurückzuziehen, das sich direkt hinter der Decke neben dem Anführer der Gruppe erstreckte. Der Junge, der vorhin auf mich uriniert hatte, und seine Freundin saßen nicht auf der Decke. Das machte meinen Rückzug etwas einfacher; andererseits wurde die Sache dadurch aber auch schwieriger, denn ich hatte keine Ahnung, wo die beiden waren. Ich beschieß, direkt auf das Dickicht hinter der zweiten Decke zuzuhalten. Auf diese Weise blieb ich gut gedeckt, falls die jungen Leute das Fehlen des Dosenöffners eher bemerken sollten, als ich erwartet hatte. Zwar war dieser neue Weg, den ich für meinen Rückzug wählte, länger als der ursprünglich geplante, doch auf diese Weise würde ich sofort in Sicherheit sein. Der Sumpf schien kilometerweit weg zu sein, und es kam mir vor, als brauchte ich ewig, um auf dem Bauch zu ihm hinzukriechen. Die Sicherheit, die er bot, war zwar verlockend, aber es schien zu riskant, einfach hinüberzurennen.

Als ich mich dem äußersten Rand des Sumpfes näherte, erschrak ich über ein Stöhnen, das hinter einem großen Busch hervorzukommen schien. Dann hörte ich Flüstern und leises Lachen, und mir wurde klar, daß das der Junge, der auf mich uriniert hatte, mit seiner Freundin sein mußte. Neugier und Abenteuerlust überwältigten mich, und ich schlich mich in die Richtung, aus der die Geräusche kamen. Als ich auf dem Bauch durch das dichte Unterholz kroch, entdeckte ich nur ein paar Meter vor mir eine kleine Lichtung. Dort sah ich ein nacktes Pärchen in leidenschaftlicher Umarmung daliegen. Sie merkten gar nicht, was um sie herum vorging. Leise zog ich mich zurück und begab mich wieder auf meinen ursprünglich geplanten Fluchtweg. Da streifte mein Arm plötzlich etwas Weiches, was nicht

hierhinzugehören schien. Vorsichtig tastete ich mit der Hand danach, und zu meiner großen Freude stellte ich fest, daß es die Kleider des Liebespaares waren. Mir war noch in lebhafter Erinnerung, wie der Kerl auf mich uriniert hatte. Ohne zu zögern, nahm ich die Kleidungsstücke der beiden an mich. Ich wußte, daß nun bald große Aufregung in dem Lager herrschen würde.

Als ich wieder in das Dickicht zurückkroch, das an den Sumpf grenzte, hörte ich, wie der Anführer der Gruppe nach dem Dosenöffner fragte. Dann brach plötzlich hektische Aktivität im Lager aus, und wildes Geschrei erhob sich. Das letzte, woran ich mich noch erinnern kann, ist, daß der Anführer schrie: «Wo zum Teufel ist mein Dosenöffner?» Von da an war ich viel zu sehr damit beschäftigt, mich möglichst tief in den schützenden Sumpf zurückzuziehen, um noch darauf zu achten, was die jungen Leute sagten oder taten. Ich beschloß, zu Rick zurückzukehren, ehe in dem Lager endgültig das Chaos überhand nahm. Denn er war jetzt ungeschützter als ich, obwohl er ein gutes Versteck hatte. Ich hoffte, daß er gesehen hatte, wie ich den Dosenöffner entwendete, und inzwischen schon auf dem Weg zu unserem vereinbarten Treffpunkt war. Andererseits glaubte ich nicht, daß die jungen Leute auf den Verdacht kamen, irgendein Fremder könnte den Dosenöffner weggenommen haben – zumindest noch nicht. Auf die Idee würden sie erst kommen, wenn das Liebespaar entdeckte, daß seine Kleider fehlten.

Rick wartete schon an dem Treffpunkt, so wie wir es verabredet hatten, falls etwas passieren sollte. Wir hörten, wie die Streitereien in dem Lager allmählich immer lauter wurden. Soweit wir feststellen konnten, war zwischen den jungen Leuten schon eine Balgerei im Gang, und heftige wechselseitige Beschuldigungen wurden ausgestoßen. Da wurde mir klar, daß sie keinen Fremden im Verdacht hatten. Wir beschlossen, das Äußerste zu riskieren und zu dem Lager zurückzukehren, um den jungen Leuten bei ihrem törichten Treiben zuzusehen. Eigentlich hätten wir uns möglichst schnell davonstehlen sollen, aber ich wollte unbedingt wissen, was vor sich ging. Im nachhinein weiß ich, wie idiotisch diese Entscheidung war. Ich wollte aber die Auswirkungen der psychologischen Kriegsführung der Scouts mit eigenen Augen sehen. Hinterher davon zu hören ist längst nicht so interessant, wie wenn man das Ganze selbst beobachtet. Doch selbst wenn die jungen Leute inzwischen vermuteten, daß jemand sich in ihr Lager geschlichen hatte, wäre das dichte, undurchdringliche Dickicht des Sumpfes sicherlich der letzte Ort, wo sie nach dem Eindringling suchen würden.

Als wir uns wieder bis zum äußersten Rand des Dickichts vorgeschoben hatten, hörten wir hemmungsloses Gelächter. Dort, außerhalb des Lichtkegels des Lagerfeuers, stand der junge Mann, der vorher auf mich uriniert hatte. Er war splitterfaser-nackt, mit Ausnahme eines Schuhs, den er sich vor die Lenden hielt, und bettelte seine Freunde an, ihm seine Kleidungsstücke zurückzugeben oder doch wenigstens eine Decke herüberzureichen. Doch alle lachten über seine flehentlichen Bitten, und er wurde allmählich immer wütender. Ich weiß nicht mehr, was mich zu meinem nächsten Schritt trieb. Wahrscheinlich wollte ich die jungen Leute weiterhin in dem Glauben wiegen, daß jemand aus ihrer

eigenen Gruppe den Dosenöffner und die Kleidungsstücke entwendet hatte. Jedenfalls schlich ich mich inmitten des ganzen Aufruhrs aus dem schützenden Dickicht heraus zur Ladefläche des Lieferwagens und legte die Kleidungsstücke auf die Ladeklappe – ganz vorsichtig, damit der Zweite in der Rangordnung der jungen Männer, der auf der Ladefläche des Wagens stand und über die Motorhaube hinweg auf die jungen Leute herunterschaute, nicht auf mich aufmerksam wurde.

Ich hatte die Kleider kaum abgelegt und wollte mich gerade wieder zurückziehen, da hörte ich, wie er sich auf dem Absatz umdrehte und ans hintere Ende der Ladefläche kam. Reglos kauerte ich mich unter die Ladeklappe, eher aus einem Instinkt als aus einer bewußten Entscheidung heraus. Da sprang der junge von der Ladefläche des Lieferwagens und schrie seiner Gruppe etwas zu. Allmählich versammelten sich immer mehr Leute rund um die Ladefläche. Das einzige, was ich von ihnen sehen konnte, waren ihre Beine, die um mich herumstanden. Die alleinige Fluchtmöglichkeit (falls es überhaupt eine gab) bestand darin, auf dem Bauch unter dem Lieferwagen hindurch nach vorn zu krabbeln und zu hoffen, daß niemand plötzlich auf die Idee kam, einzusteigen und loszufahren. Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, ließ der Zweite in der Rangordnung versehentlich ein Kleidungsstück auf den Boden fallen, nur dreißig Zentimeter von der Stelle entfernt, wo ich kauerte. Er bückte sich danach. Bald war sein Gesicht nur noch eine Handbreit von meinem entfernt – so nah, daß ich seinen heißen Atem spürte. Ich hielt die Luft an; aber er sah mich nicht.

Nun sammelten die jungen Leute sich an der Vorderseite des Wagens und begannen darüber zu streiten, wer die Kleider weggenommen hatte. Nur zwei Beine sah ich noch einen Augenblick hinten stehen. Der Zweite in der Rangordnung knallte die Ladeklappe zu, so daß ich nun völlig schutzlos sämtlichen Blicken preisgegeben war. Er nahm seine Bierdose von der Ladefläche des Wagens und stand dabei direkt neben mir. Dann folgte er den anderen nach vorn. Am liebsten hätte ich einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, während ich auf dem Bauch in das spärliche Dickicht neben dem Lieferwagen zurückkroch. Als ich wieder meinen ursprünglichen Posten bezogen hatte, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß Rick nicht da war. Ich ließ meine Blicke über das Lager und die immer noch streitenden jungen Leute schweifen. Da sah ich, wie sich eine Hand aus dem Dickicht schob und den Dosenöffner auf die Kühltasche zurücklegte. Ich war wie vom Blitz getroffen, als der Anführer der Gruppe sich plötzlich umdrehte und zu der Kühltasche hinüberging.

Kaum hatte Rick den Dosenöffner wieder zurückgelegt, da hob der Anführer ihn auch schon auf, wandte sich in einem jähen Wutanfall an seine Gruppe und schrie: «Wer zum Teufel macht sich hier einen Spaß mit uns? Wenn ich dieses Arschloch erwische, schlag' ich es tot!» brüllte er. Währenddessen sah ich direkt hinter ihm Ricks Beine im Sumpf verschwinden. Kaum war er außer Sichtweite, da schrie eines der Mädchen (wahrscheinlich hatten Ricks Unterschenkel eine langsame, gleitende Bewegung im Dickicht erzeugt): «Eine Schlange!» Sofort schauten alle wie gebannt auf den

Sumpf, aber Rick war schon längst verschwunden. Kein Blättchen regte sich, und man hörte keinen Laut, nicht einmal von den jungen Leuten. Sie starrten nur erschrocken vor sich hin. Wieder kreischte das Mädchen: «Seht ihr sie nicht? Sie war groß und häßlich und schleimig. Mein Gott, habt ihr denn keine Augen im Kopf?»

Daraufhin starrten die jungen Leute noch angestregter ins Unterholz hinein. Mein Herz hämmerte so heftig, daß ich Angst hatte, jemand könnte es hören und mich entdecken. «Was seid ihr bloß für Feiglinge», rief das Mädchen. «Große, starke Jungs – und habt Angst vor einer kleinen Schlange. Schlagt das verdammte Biest endlich tot, sonst geh' ich nach Hause.» Bei diesen Worten rannten die meisten jungen Burschen zu der Stelle, wo sie Ricks Beine gesehen hatten. Einer griff nach einer Axt, der andere nach einer Schaufel. Mir wurde flau im Magen; als der junge Mann die Axt hob, wäre ich am liebsten aus meinem Versteck herausgesprungen und hätte laut geschrien. Die Jungs droschen eine Zeitlang mit Axt und Schaufel auf die Sträucher am Rande des Dickichts ein, konnten aber nichts entdecken. Ich lachte leise in mich hinein, denn ich wußte, daß Rick inzwischen längst in Sicherheit war. Wahrscheinlich wartete er schon an unserem Treffpunkt. Komisch, dachte ich, daß diese hartgesottenen Burschen sich gar nicht aus dem Lichtkegel ihres Lagerfeuers herauswagen und ins Dickicht eindringen. Ich spürte, wie ängstlich sie waren.

Bald war ich wieder zu unserem Treffpunkt zurückgekehrt, wo Rick schon auf mich wartete. Wir warfen uns einen Blick zu. Am liebsten hätten wir laut gelacht und uns erst einmal über das bestandene Abenteuer unterhalten und gefreut. Aber wir konnten nichts anderes riskieren als ein stummes Handzeichen, das besagte, daß unsere Mission nun beendet sei. Dann machten wir uns langsam und vorsichtig auf den Weg zum anderen Ufer des Sumpfes. Immer noch hallte das Lärmen der jungen Leute durch die Nacht. An dem Licht, das sich oben an den Ästen der Bäume widerspiegelte, erkannten wir, daß sie inzwischen ihr Lagerfeuer vergrößert hatten. Wahrscheinlich wollen sie damit den schwarzen Mann verjagen, dachte ich. Wir bewegten uns so lautlos, und ich konzentrierte mich so völlig auf die Geräusche, die von dem Lagerfeuer her an unser Ohr drangen, daß ich mit einem Waschbären zusammenstieß, der am Ufer einer kleinen Quelle saß und fraß. Er drehte sich zu mir um, fletschte die Zähne und stieß das wütendste Knurren aus, das ich je gehört hatte. Doch zum Glück floh er dann mit lautem Knacken und Knistern ins dichte Unterholz.

Die jungen Leute verstummten, als das Knurren des Waschbären die Stille der Nacht zerriß. Plötzlich hörte ich die Stimme des Anführers. Dann knallte eine Autotür, ein Gewehr wurde entschert, und wieder hörte ich die Stimme schreien: «Den Burschen schnapp' ich mir!» Dann krachte ein Schuß durch die Stille, und ich hörte, wie die Kugel einen knappen Meter über meinem Kopf an einem Baumstamm abprallte. Holz- und Rindenstücke prasselten auf mich herab. Starr vor Schreck blieb ich stehen, obwohl ich mir nichts sehnlicher gewünscht hätte, als davonzurennen. Es kostete mich eine

ungeheure Selbstüberwindung, gegen die Ablenkung der Angst anzukämpfen, als nun ein Schuß nach dem anderen die nächtliche Stille zerriß und das dichte Blätterdach über mir zerfetzte. Die letzte Kugel prallte von einem Ast hoch oben an einem Baum ab und bohrte sich direkt zwischen Rick und mir in den Boden. Kalte Matschstückchen spritzten zu uns empor. Dann herrschte lange Zeit Stille. Der Geruch von Pulver wehte durch die windstille Nacht, und mir liefen eiskalte Angstschauder den Rücken hinunter.

Da erinnerte ich mich an Großvaters Mahnung, ich müsse meinen Konzentrationsradius erweitern, vor allem in Krisensituationen. Es fiel mir sehr schwer, die Angst zu besiegen und von mir abgleiten zu lassen, um Platz für die Bewußtseinserweiterung zu schaffen, um die es mir ging. Plötzlich spürte ich die Angst der jungen Leute in dem Lager. Obwohl kein Laut zu hören war, wußte ich instinktiv, daß sie jetzt ihre Sachen zusammenpackten und nur noch in heiserem, angstersticktem Flüsterton miteinander redeten. Fast gleichzeitig setzten Rick und ich uns in Bewegung. Irgendwie wußte ich, daß auch er diesen Zustand erweiterter Konzentration erreicht hatte. Unser Instinkt hatte uns das Richtige eingeflüstert; das bestätigte uns das Geräusch der Automotoren, die jetzt einer nach dem anderen angelassen wurden. Wir sahen die tanzenden, flackernden Scheinwerferlichter, die sich in den Ästen widerspiegelten, als die Fahrzeuge sich zwischen den Bäumen durchschlängelten und auf den Weg zuhielten. Als das Motorengeräusch des letzten Autos in der Ferne verklungen war, spürte ich, wie mein Körper sich zutiefst entspannte. Trotz meiner geistigen und körperlichen Erschöpfung gelang es mir immer noch, meinen erweiterten Konzentrationsradius aufrechtzuerhalten.

Während unserer ganzen Wanderung zurück zum Lager unterließen es Rick und ich, miteinander in Kommunikation zu treten, zumindest nicht auf physischer Ebene. Irgendwie hatten wir nicht das Bedürfnis danach. Unser Erleben ging weit über jede Kommunikation hinaus, die wir bisher gekannt hatten. Ohne mich durch Handzeichen, Laute oder Bewegungen mit ihm verständigen zu müssen, wußte ich genau, was Rick gerade dachte und tat und worauf er reagierte. Es schien, als seien wir zu einem einzigen Organismus und einem einzigen Geist verschmolzen, und wir bewegten uns, als seien wir ein Körper. Irgendwie hatten wir durch unser Erlebnis gelernt, auf die gleiche Art und Weise miteinander in Verbindung zu bleiben wie die Scouts in früheren Zeiten. Unser erweiterter Konzentrationsradius ermöglichte es uns nicht nur, mit dem Lager zu kommunizieren, sondern auch miteinander, und zwar in einer Form, die viel tiefer ging als alle Worte. Diese intensive Kommunikation und das, was mir in dieser Nacht alles gelungen war, erstaunte mich so sehr, daß mir Tränen in die Augen stiegen. Und ich hörte, daß auch Rick vor mir verdächtig schniefte.

Als wir das Lager erreichten, wurde es schon hell. Rick und ich waren viel zu erschöpft, um noch miteinander zu reden. Unsere Kommunikation auf dem Rückweg zum Lager hatte keiner Worte bedurft. Als ich mich schlafen legte, dachte ich darüber nach, was ich heute gelernt hatte, und ich

begriff, daß ich sehr lange brauchen würde, um Klarheit in all die Erkenntnisse zu bringen, die darin lagen. Am allermeisten genoß ich die tiefe, bedeutungsschwere Stille der Nacht; sie war so ganz anders als die banalen, alltäglichen Dinge, mit denen die Menschen sich normalerweise beschäftigen. Ich war mit einer anderen Welt in Berührung gekommen und zu intensiverem Leben erwacht. In diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich niemals den Götzen Sicherheit, Geborgenheit und Bequemlichkeit nachjagen würde, die unsere Gesellschaft so fanatisch anbetet. Das bedeutete mir nichts. Sicherheit und Bequemlichkeit waren für mich nichts weiter als beschönigende Worte für den Tod. Von diesem Zeitpunkt an wünschte ich mir nichts anderes mehr als ein intensives Leben voller Abenteuer. Ich wollte das Leben eines Scouts führen.

3 Das Boot

Während unseres bisherigen Scout-Trainings hatte Großvater nur selten erwähnt, wie der Kundschafter sich das Wasser zunutze machen könne. Ich hatte gehört, daß vielen Apachen das Wasser früher nicht recht geheuer vorkam; sie argwöhnten, daß sich dort böse Geister aufhielten. Andererseits wußte ich aber auch, daß Großvater weit über die Religion seines Volkes hinausgewachsen war. Ich hatte ihn schon oft in tiefes Wasser steigen, schwimmen und sogar tief tauchen sehen, ohne daß es ihm etwas auszumachen schien. Also konnte es keine religiösen, Gründe haben, daß er nie vom Wasser sprach. Rick und mich beschlich der Verdacht, daß die Fortbewegung im Wasser zu den fortgeschritteneren Scout-Techniken gehörte und daß Großvater uns das deshalb bis jetzt noch nicht beigebracht hatte. Immer wenn wir dieses Thema anschnitten, ignorierte Großvater unsere Fragen oder wich ihnen aus.

Zwar hatte Großvater uns schon ein paar Techniken der Fortbewegung im Wasser gezeigt. Wir lernten verschiedene Methoden des Anpirschens, Schwimmens, Tauchens und Tarnens im oder am Wasser, vor allem beim Survivaltraining und zur Beobachtung von Tieren. Aber wir vermuteten, daß das noch lange nicht alles war. Nach dem, was wir bereits an Scout-Fähigkeiten erlernt hatten, vermuteten wir, daß es noch viel mehr Fortbewegungstechniken im Wasser gäbe. Schließlich mußte der Scout sich durch rauhestes, undurchdringliches Gelände bewegen, um unentdeckt zu bleiben. Bei den vielen tiefen Sümpfen und kleinen Bächen, die es in den Pine Barrens gab, war man sicherlich am besten vor Blicken geschützt, wenn man sich im Wasser bewegte; auf diese Weise konnte man sich leicht an jedes Lager heranpirschen. Und an den Ufern der Sümpfe und Bäche wuchs so dichtes Gebüsch, daß die meisten Menschen bestimmt nicht versuchen würden, ins Wasser zu steigen – höchstens an den bekannten leicht zugänglichen oder tiefen Stellen, die sich gut zum Schwimmen eigneten.

Dann gab Großvater sein Schweigen und seine Geheimnistuerei eines Tages ganz plötzlich auf und weihte uns in die Geheimnisse der Fortbewegung im Wasser ein. Rick und ich hatten den größten Teil des Wochenendes allein im Lager verbracht, während Großvater sich auf einer seiner langen, geheimnisvollen Wanderungen tief in den Pine Barrens befand. Wir machten uns schon Sorgen, daß wir ihn dieses Wochenende vielleicht gar nicht mehr zu sehen bekämen, denn allmählich wurde es Zeit, unser Lager abubrechen und nach Hause zurückzukehren. Wir warteten fast den ganzen Vormittag in der Nähe des Lagers auf ihn. Am Nachmittag blieb uns dann schließlich nichts anderes übrig, als unsere Sachen zu packen. Nachdem wir unser Lager abgebrochen hatten, beschlossen wir, zum Bach hinunterzugehen und ein wenig zu schwimmen. Obwohl erst Anfang Juni und noch vor den Sommerferien, war es den ganzen Tag über glühend heiß gewesen, und nach der anstrengenden

Arbeit lief uns der Schweiß über den Körper. Ein bißchen im Bach zu schwimmen würde uns sicher wieder beleben und uns Kraft für die lange Wanderung nach Hause geben. Wir waren beide ziemlich verstört und auch ein wenig verärgert, weil wir Großvater seit Freitag abend nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten.

Unser langes Bad im Bach erfrischte uns und ließ uns unseren Verdruß darüber vergessen, daß wir jetzt wieder nach Hause zurückkehren und am nächsten Morgen in die Schule gehen müßten. Aber gleichzeitig wuchs unsere Besorgnis, weil wir

Großvater nicht mehr gesehen hatten. Rick und ich schwammen so lange in dem Bach, bis wir durchgefroren waren bis auf die Knochen. Dann legten wir uns ans Ufer und ließen uns von der warmen Sonne bescheinen. Ein intensives Gefühl von Frieden erfüllte mich. Schöner hätte das Leben gar nicht mehr sein können. Die Wildnis war meine Heimat und meine Freiheit geworden; hier fehlte es mir an nichts. Hier gab es nur Reinheit, hier hatte ich ein Ziel und eine Vision gefunden, einen Ort tiefer spiritueller Realität, frei von der sinnlosen Hast und Hetze unserer Gesellschaft. Wenn ich an Tagen wie heute in der Sonne lag, konnte ich mir nicht vorstellen, daß das Leben noch irgend etwas Vollkommeneres zu bieten hatte. Rick und ich lagen wohl fast eine Stunde lang so da, unterhielten uns einfach nur über unser Leben und genossen die Schönheit um uns herum.

Plötzlich bewegte sich das Moospolster, an das ich meinen Kopf gelehnt hatte. Ich sprang auf und versuchte einen Schrei zu unterdrücken. Zuerst dachte ich, es sei eine große Schnappschildkröte, die sich am Bachufer verkrochen hatte und jetzt durch unseren Lärm aufgescheucht worden war. Vorsichtig, mit einem Stock in der Hand, schlichen Rick und ich uns näher heran, um in dem Moos herumzustochern und die Schildkröte zu vertreiben. Behutsam stieß ich den Moosteppich mit meinem Stock an, aber es rührte sich nichts. Immer wieder stocherte ich darin herum – ohne Erfolg. Schließlich wagte ich mich noch näher heran und begann den Moosteppich mit den Händen zu zerteilen. Da war ein seltsames Gurgeln zu hören, und ein Schwall Wasser, Schlamm und Moos spritzte mir ins Gesicht, benahm mir die Sicht und zwang mich zu Boden. Kreischend schlug ich um mich und versuchte, von diesem unbekannten wilden Tier loszukommen, das mich da angefallen hatte. So groß war meine Panik, daß es eine Weile dauerte, bis ich begriff, daß das schlammbespritzte Tier Großvater war.

Großvaters schallendes Gelächter schien in den ganzen Pine Barrens widerzuhallen. Ich schämte mich, fühlte mich aber gleich darauf ein wenig getröstet, als ich sah, daß Rick auf einen der nächsten Bäume geflüchtet war. Auch ihm hatte dieser plötzliche Angriff einen Riesenschrecken eingejagt. Ich hatte nicht nur ein Moospolster für echt gehalten, das vorher nie hier gewesen war, sondern auch keinerlei Spuren von Großvaters Anwesenheit entdeckt. Wie peinlich! Doch als Großvater wieder ins Wasser stieg, um sich den Schlamm abzuwaschen, tröstete er mich: Ich hätte bei all meiner Geschicklichkeit gar nicht wissen können, daß er dort verborgen lag, denn das sei eine besondere

Scout-Taktik. Kaum war das Wort «Scout» gefallen, da fühlte ich mich schon etwas erleichtert, denn ich wußte, daß ein Scout es verstand, selbst dann verborgen zu bleiben, wenn es überhaupt keine Deckung gab. Ein Schauer der Erregung durchfuhr mich, als Großvater mir erklärte, daß er mir das nächste Mal, wenn ich ins Lager komme, die Techniken der Fortbewegung und Tarnung im Wasser beibringen werde. Als ich mich zu ihm umdrehte, um mich bei ihm zu bedanken, war er schon wieder verschwunden, ohne auch nur ein Kräuseln an der Wasseroberfläche verursacht zu haben.

Immer noch starr vor Schreck über Großvaters plötzliches Verschwinden standen Rick und ich da und blickten entgeistert aufs Wasser. Wir suchten den Bach in beiden Richtungen ab, aber Großvater schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Während unseres ganzen Heimwegs gab es kein anderes Thema für uns als unser Erlebnis am Ufer des Baches und die Mühelosigkeit, mit der Großvater am Ende einfach verschwunden war. Im Lauf der nächsten Woche wuchs meine Spannung immer mehr, vor allem, als das Wochenende herannahte. Normalerweise ging ich jeden Tag nach der Schule in Großvaters Lager, aber in dieser Woche fand ich ihn nicht vor: Er war in den Süden Jerseys gefahren, um ein paar ältere Freunde zu besuchen. Also mußten Rick und ich uns damit begnügen, im Wald in der Nähe meines Hauses zu bleiben und uns darüber zu unterhalten, was wir am nächsten Wochenende lernen würden. Die Aussicht, diese Kunst, die Großvater uns neulich vorgeführt hatte, auch bald zu beherrschen, faszinierte mich so sehr, daß ich an gar nichts anderes mehr denken konnte. In der letzten Nacht, bevor wir uns auf den Weg zu Großvaters Lager machten, tat ich kaum ein Auge zu, so aufgeregt war ich.

Nach der Schule brachen wir so schnell wie möglich auf und rannten beinahe den ganzen Weg bis zu Großvaters Lager. Doch als wir ankamen, war Großvater nirgends zu sehen. Wir konnten es gar nicht mehr erwarten, ihn endlich zu treffen, denn wir hatten das Gefühl, vor lauter Aufregung und Vorfreude beinahe zu platzen. Wir rannten durch das Lager und suchten überall nach ihm, zuerst auf dem heiligen Gelände, dann bei der Latrine und schließlich an der Stelle, wo wir immer badeten. Wir schauten in beide Richtungen, stromaufwärts und stromabwärts, und riefen nach ihm, aber es kam keine Antwort. Wieder ließen wir unsere Blicke über das Wasser schweifen und hielten vor Verblüffung die Luft an, als wir ihn plötzlich mitten im Bach stehen sahen. Großvater konnte unmöglich so lange den Atem angehalten haben. Es schien, als habe das Wasser ihn gerade geboren. Er war so plötzlich aufgetaucht wie ein Nebelschwaden, und ebenso rasch verschwand er auch wieder.

Sofort stürzten Rick und ich uns ins Wasser, denn wir konnten es gar nicht erwarten, uns an diesem improvisierten Versteckspiel zu beteiligen. Wir suchten lange nach ihm, aber ohne Erfolg. Es war, als hätte Großvater sich von einer Sekunde zur anderen in Wasser verwandelt. Wütend und frierend suchten wir noch ein letztes Mal in beiden Richtungen die Ufer ab, aber es fanden sich nirgends Spuren, die darauf hindeuteten, daß Großvater aus dem Fluß gestiegen war. Bei Sonnenuntergang

gaben wir unsere Suche schließlich auf und kehrten wieder ins Lager zurück. Die abendliche Kälte machte uns überhaupt nichts aus, so sehr beflügelte uns die Aufregung über das Kunststück, das Großvater uns gerade vorgeführt hatte. Als wir uns dem Lager näherten, stieg uns der Rauch eines Lagerfeuers in die Nase. Da wußten wir, daß Großvater schon da sein mußte. Wir konnten uns nur nicht erklären, wie er an uns vorbeigekommen war, ohne daß wir ihn entdeckten und ohne daß er irgendwelche Spuren am matschigen Ufer hinterlassen hatte.

Großvater saß seelenruhig am Feuer, als sei er schon die ganze Zeit hier gewesen. Wir bestürmten ihn mit Fragen. Schließlich hob er die Hand – ein unmißverständliches Zeichen, daß wir uns hinsetzen und schweigen sollten. Als wir ruhig dasaßen, begann er zu sprechen.

«Um die Taktiken des Scouts und die Möglichkeiten seines Einsatzes im Wasser zu begreifen», sagte er, «müßt ihr erst einmal mit dem Bewußtsein des Wassers eins werden. Ihr müßt begreifen, daß es das Blut unserer Mutter Erde ist, das gleiche Blut, das auch durch eure Adern fließt. Sobald ihr ins Wasser steigt, muß euer Geist mit dem des Wassers verschmelzen; ihr müßt zu einem Teil des Wassers werden und euch von seinem Geist einhüllen lassen, bis ihr schließlich unsichtbar seid. Ihr sollt euch im Wasser sicher fühlen und dürft keine Angst haben, aber ihr müßt auch lernen, seine Macht zu respektieren und seinen Gesetzen zu gehorchen. Lernt, mit dem Wasser mitzuströmen, denn wenn ihr seine Gesetze nicht befolgt und euch gegen seine Kraft bewegt, geht ihr unter.»

Rick und ich kannten die Macht des Wassers und seine respektgebietenden Gesetze nur zu gut. Aber ich spürte, daß Großvater uns diesmal tiefer in die Philosophie und das Bewußtsein des Wassers einführen wollte als je zuvor. Wir wußten, daß alle Gewässer der Welt miteinander in Verbindung standen und ein riesiges Netz bildeten – das Herzblut, das Adergeflecht der Erde. Und wir wußten auch, daß durch unsere Adern dasselbe Blut und ein Teil dieser Kraft floß; es strömte mitten durch unser Herz und unseren Geist. Doch Großvater wollte uns zu etwas Tieferem hinführen, etwas, was uns so völlig mit dem Geist des Wassers verschmelzen lassen würde, daß wir ganz darin aufgingen. Ich hatte nur keine Ahnung, wie das vor sich gehen sollte. Großvater sagte uns, daß wir noch vor Einbruch der Morgendämmerung aufbrechen und zum Oberlauf des Cedar Creek gehen würden.

Beim ersten Lichtstrahl der Morgendämmerung sahen wir den kleinen Bach vor uns, in dem sich der immer heller werdende Himmel widerspiegelte. Der Bach war zwar nicht sehr breit, aber sein gerbsäurehaltiges Wasser wirkte dunkel und tief. Die Strömung war nicht so stark, daß wir nicht stromaufwärts hätten schwimmen können, wenn es notwendig gewesen wäre; aber bachabwärts würde sie uns treiben, ohne daß wir uns anzustrengen brauchten. Ohne zu zögern stieg Großvater ins Wasser und gab uns einen Wink, ihm zu folgen. Obwohl wir ein bißchen müde von der Wanderung waren, gönnte er uns keine Rast. Wir vermuteten, daß wir eine ziemlich weite Strecke vor uns hatten und daß Großvater deshalb möglichst zeitig aufbrechen wollte. Wir hatten uns schon oft in Bächen

stromabwärts treiben lassen, aber irgendwie merkten wir Großvater an, daß diesmal alles ganz anders sein würde. Wir waren aufgeregt und beklommen zugleich und fragten uns, was uns heute wohl bevorstand.

Wir ließen uns eine Ewigkeit durch den Bach treiben, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Einmal versuchte ich Großvater eine Frage zu stellen, aber er winkte nur ab und versank wieder in sein Schweigen. Es war nicht leicht für Rick und mich, dem dichten Gebüsch am Ufer des Baches und den Baumstämmen und spitzen Dornen alter Zweige auszuweichen. Oft verhedderten wir uns in dem dichten Gestrüpp am Ufer des Baches und wurden über und über zerkratzt. Wir glichen Fliegen, die sich in einem Spinnennetz verfangen – aber dieses Netz stach und zerschnitt uns die Haut. Die Strömung schleuderte uns mit solcher Gewalt gegen Baumstämmen, die am Grund des Baches lagen, daß der Aufprall uns den Atem benahm; oder wir verletzten uns an den scharfen Spitzen von Zweigen. Großvater dagegen schien rasch und schwerelos im Wasser dahinzutreiben. Es war, als spüre er die Baumstämmen und anderen Hindernisse und wie er sich ins Wasser legen müsse, um ein Gegengewicht gegen die Strömung zu bilden. Mit müheloser Leichtigkeit trieb er an dem dichten Gestrüpp am Ufer des Baches vorbei.

Nachdem Rick und ich uns fast zwei Stunden lang immer wieder in scharfdornigem Gebüsch verheddert hatten, gestochen und hin und her geschleudert worden waren, gaben wir uns einfach der Energie des Baches hin und begannen schnell, geräuschlos und ohne behindert zu werden dahinzutreiben. Irgendwie hatten der Bach und Großvater uns etwas Wichtiges beigebracht, und das, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Rasch hatten wir Großvater eingeholt; wir gaben einfach unseren Kampf gegen die Strömung auf und verschmolzen mit dem Bach. Ich schien jetzt immer schon lange im voraus zu spüren, wo die unsichtbaren Baumstämmen im Wasser lagen; wie das kam, konnte ich mir nicht erklären. Ich merkte, wie irgend etwas tief im Inneren meines Körpers auf das Bewußtsein und die Launen des Bachs reagierte. Mein Körper dehnte sich weit über seine normalen Grenzen hinaus aus und wurde eins mit dem Bach.

Gegen Mittag hatten wir die große Barnegat Bay erreicht und ruhten uns am breiten Ufer der Bachmündung in der heißen Sonne aus. Obwohl uns eiskalt war, als wir aus dem Bach stiegen, froren wir nicht so sehr, wie wir es nach dieser langen Zeit im Wasser eigentlich erwartet hätten. Und dabei hatten wir keinerlei Körperbeherrschungstechnik angewandt. Man konnte es kaum glauben, denn schließlich hatten wir erst Mitte Juni, und trotz des warmen Tages war das Wasser des Baches ziemlich kalt. Als ich daran zurückdachte, wie Rick und ich uns am frühen Morgen in dem Gebüsch am Ufer verheddert hatten und mit den unter Wasser liegenden Baumstämmen zusammengestoßen waren, erinnerte ich mich, daß wir sehr frieren mußten. Doch sobald wir uns der Kraft und dem Geist des Baches hingeegeben hatten, hörten wir nicht nur auf, ständig mit irgendwelchen Hindernissen

zusammenzustoßen – nein, auch die Kälte war mit einem Mal verflogen. Auf unerklärliche Weise hatten wir nicht nur gelernt, wie man sich mühelos im Wasser bewegt, indem man mit seiner Kraft eins wird, sondern die gleiche Kraft hatte uns auch noch warm gehalten.

Als ich in Gedanken versunken in der Sonne lag, ergriff Großvater zum erstenmal seit unserem Aufbruch aus dem Lager wieder das Wort. «Heute war das Wasser euer Lehrer, nicht ich», sagte er. «Ich hätte euch nie beibringen können, wie man mit dem Geist des Wassers verschmilzt. Ihr habt ja schon vor langer Zeit gelernt, daß ihr in einer Überlebenssituation nicht gegen die Natur ankämpfen dürft, sondern mit ihrer Kraft und ihren Gesetzen verschmelzen müßt. Dann gelingt euch alles mühelos, selbst in Lagen, wo die meisten Menschen nichts anderes zu erwarten hätten als Schmerz, Kampf und Tod. Jetzt habt ihr das gleiche im Wasser gelernt, das auch ein Teil der bewußten Erde ist. Ihr habt gelernt, euch innerhalb der Kraft des Wassers so zu bewegen, daß euer Fleisch mit dem des Wassers verschmilzt. Ihr habt die Verbindung zwischen eurem Blut und dem Blut der Erde verstanden und akzeptiert, und dadurch habt ihr auch gelernt, euch so vom Strom des Wassers tragen zu lassen, daß es für euch keine Hindernisse und keine Kälte mehr gibt. Ihr wißt jetzt, wie man Hindernisse umgeht, ohne sich zu verletzen, genau wie das Wasser; und ihr habt gelernt, euch mit und in dem Fleisch und Geist des Wassers zu bewegen. Nun ist auch das Wasser eure Heimat, euer Blut und euer Geist geworden.»

Ohne ein weiteres Wort ließ Großvater sich wieder ins Wasser gleiten und von der Strömung in die Bucht hineintreiben. Als wir ins Wasser der Bucht eintauchten, schmeckten wir das salzige Brackwasser und spürten, daß es an dieser Stelle seichter und daher auch wärmer war. Mühelos ließen wir uns von der Strömung zur Barnegat-Meerenge hinübertragen. Ein paar Kilometer weiter stiegen wir aus dem Wasser, diesmal am Ufer eines noch schmaleren Baches. In der Ferne sahen wir den Leuchtturm von Barnegat und wußten, daß wir uns an der Mündung des Bachs befanden, der zu unserem Lager floß. Als wir uns wieder ans Ufer setzten und ausruhten, sagte Großvater: «Jetzt werden wir bachaufwärts zum Lager zurückschwimmen. Dabei könnt ihr wieder etwas Neues über die wundersamen Kräfte des Wassers lernen. Jetzt wird die Strömung des Lebens euch nicht mehr tragen, sondern ihr müßt gegen sie anschwimmen – aber auch das wieder mühelos, ohne Kampf und ohne Hindernisse.» Erneut ließ Großvater sich ins Wasser gleiten und schwamm bachaufwärts. Mit genau der gleichen mühelosen Leichtigkeit, mit der er vorher mit der Strömung geschwommen war, bewegte er sich nun gegen sie.

Auch Rick und ich begannen gegen den Strom zu schwimmen. Das war mühsamer, als wir gedacht hatten. Zwar war das Wasser so seicht, daß wir darin stehen konnten, doch die Strömung, die Hindernisse und die schlammigen Stellen, durch die wir uns durcharbeiten mußten, erschöpften uns sowohl körperlich als auch psychisch. Jetzt kämpften wir wieder gegen den Bach an, statt uns im

Einklang mit ihm zu bewegen. Großvater war uns schon ziemlich weit voraus, und offenbar hatte ihn dieser Vorsprung überhaupt keine Mühe gekostet. Fast kam es uns so vor, als schwimme er mit dem Strom und nicht gegen ihn. Am Spätnachmittag lag die Hälfte unseres Weges hinter uns. Mühsam stiegen wir aus dem Wasser und setzten uns neben Großvater, der schon auf uns wartete. Wieder lag dieses Lächeln auf seinem Gesicht; er wirkte ruhig und gelassen, als hätte ihn das alles nicht im geringsten angestrengt. Rick und ich dagegen froren und bluteten, waren erschöpft und von blauen Flecken übersät.

Lange Zeit saßen wir da, ohne ein Wort zu sprechen. Ich überlegte schon, ob ich das letzte Stück bis zum Lager zu Fuß zurücklegen sollte, statt mich wieder in dieses Wasser zu wagen. «Ihr habt eure Lektion von heute morgen vergessen», sagte Großvater. «Nur weil die Strömung jetzt gegen euch ist, habt ihr die Kraft des Geistes des Wassers nicht genutzt. Ihr kämpft und müht euch ab, statt mit dem Wasser zu strömen. Ihr habt euch zum Kämpfen entschlossen, und jetzt versucht ihr, eure Kräfte mit denen des Wassers zu messen. Doch das ist ein Kampf, den ihr nicht gewinnen könnt.»

«Aber wie kann ich mich denn gegen die Strömung bewegen, ohne gegen sie anzukämpfen?» fragte ich. Doch Großvater lächelte mich nur wissend an. Dann bedeutete er uns, wieder mit ihm in den Bach zu steigen und diesmal in seiner Nähe zu bleiben.

Die Kälte bohrte sich tief in mein Fleisch, als ich wieder ins Wasser eintauchte, aber ich kämpfte dagegen an. Jetzt schwammen wir dicht hinter Großvater her. Seine Bewegungen waren wie ein perfekt choreographierter Wassertanz, ein Ballett fließender, müheloser Bewegungen. Großvater schlängelte sich an Hindernissen vorbei, ließ sich über Strudel hinweggleiten, schwamm durch das träge dahinströmende Wasser an der Innenseite von Flußbiegungen und bewegte sich mit müheloser Leichtigkeit über die Baumstämme, die im Wasser lagen. Er ließ sich von der Kraft des Wassers vorwärts tragen. Bald waren auch wir ein Teil dieses Wassertanzes. Unsere Gedanken wurden klar, und wir verschmolzen wieder mit dem Geist des Wassers. Unsere Körper dehnten sich aus und vereinigten sich mit der Kraft des Wassers, und da konnten wir uns auf einmal genauso mühelos bewegen wie Großvater. Bald mußten wir nicht mehr kämpfen und froren auch nicht mehr. Wir waren wieder eins mit dem Wasser.

Als wir uns dem Badeplatz unseres Lagers näherten, schwamm ich voraus. Inzwischen war uns überhaupt nicht mehr kalt, sondern ganz warm, und wir hatten gar keine Eile, wieder zurück in unser Lager zu kommen und unser Abendessen zuzubereiten. Statt dessen saßen wir am Ufer unseres Badeplatzes und ließen uns von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne wärmen. Rick und ich unterhielten uns darüber, was wir alles gelernt hatten. Es war frustrierend, denn was das Wasser uns gelehrt hatte, ließ sich gar nicht so ohne weiteres in Worte fassen. Schließlich ergriff Großvater das Wort: «Nun habt ihr wieder einmal die Kraft des Geistes des Wassers kennengelernt und wißt, wie ihr

euren eigenen Geist mit dieser Kraft verschmelzen lassen könnt. Ihr habt festgestellt, daß es gar nicht anstrengend ist, stromaufwärts oder stromabwärts zu schwimmen, sobald ihr das Wesen des Wassers kennt und nicht mehr gegen seine Kraft ankämpft. Sicherlich gibt es auch reißende Flüsse und Bäche, wo es ein vergeblicher Kampf wäre, gegen die tosende Strömung anschwimmen zu wollen, doch selbst inmitten dieser gewaltigen Kraft läßt sich ein Weg finden. Nur wenn du mit dem Bewußtsein des Wassers eins wirst und dir seine Kraft zunutze machst, statt dagegen anzukämpfen, wirst du begreifen, wie der Scout sich im Wasser bewegen und dabei unsichtbar bleiben kann.»

Im Laufe der nächsten Wochen unternahm Großvater noch viele ähnliche Streifzüge mit uns. Wir erkundeten große und kleine Bäche, krochen durch Sümpfe, spielten in den versteckten kleinen Buchten und auf dem offenen Meer der großen Bucht und wagten uns sogar weit in die stürmische Brandung des Ozeans hinaus. Je mehr Übung wir bekamen, um so intensiver verschmolz unser Geist mit dem Geist der Kraft des Wassers. Wir wurden selbst zum Wasser, so daß es keinen Kampf mehr gab, sondern nur noch dieses tanzähnliche Dahinfließen, bei dem unser Körper und unser Geist sich mit dem Wasser vereinten. Bald gab es kaum noch ein Gewässer, mit dem wir nicht auf Anhieb eins werden konnten, selbst wenn wir es noch gar nicht kannten. Wir brauchten das Wasser nur zu berühren, und schon verstanden wir seine Geheimnisse und hatten Ehrfurcht vor seiner ungeheuren Macht. Wir waren auf dem besten Weg, jenen Wassertanz der Scouts zu erlernen, der uns eine ganz neue Welt erschließen würde.

Sobald Großvater mit unserer Fortbewegung im Wasser zufrieden war, begann er uns die anspruchsvolleren Techniken beizubringen. Zunächst forderte er uns auf, die Reiher zu beobachten, die im seichten Wasser auf Beute lauerten. Wir wußten, daß das der erste Schritt zu den fortgeschritteneren Techniken des Anpirschens und der Fortbewegung im Wasser war, denn von den Reihern hatten die alten Scouts gelernt, in welcher Körperhaltung man sich anschleicht. Wir schauten nicht nur die richtige Haltung von den Reihern ab, sondern auch, wie man sich im Wasser bewegt und wie man über den Grund des Wassers geht, ohne Schlamm aufzuwirbeln. Tagelang beobachteten wir die Vögel. Manchmal hielten wir uns vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang am Ufer oder an der Mündung des Flusses auf, und uns entging nicht die leiseste Bewegung der Reiher, dieser Meister der Fortbewegung im Wasser. Sobald Großvater ganz sicher war, daß wir begriffen hatten, was man von ihnen lernen konnte, begann er mit unseren ersten Lektionen.

Zuerst machten wir uns mit den Gesetzen der Wassertropfen vertraut. Wir lernten, uns unter Wasser anzupirschen und uns dann, wenn wir es wieder verlassen wollten, senkrecht aufzurichten. Auf diese Weise rann das Wasser an uns herunter, ohne daß ein verräterisches Tröpfeln zu hören war, das selbst das argloseste Tier aufgescheucht hätte. Schon das kleinste Tröpfchen, das auf die Wasseroberfläche oder den Boden traf, war ein Alarmsignal für sie und bedeutete Gefahr. Schon bei

diesem leisen Geräusch preschten sie davon und versteckten sich. Also übten wir stundenlang, uns ganz langsam durchs Wasser zu bewegen und es dann so zu verlassen, daß man keinen einzigen Tropfen fallen hörte. Wir brauchten fast eine halbe Stunde, bis wir am Bachufer aus unserer untergetauchten Position völlig zum Stehen kamen. Oft waren unsere Haut und unsere Haare schon völlig trocken, obwohl wir mit den Füßen immer noch im Wasser standen.

Dann lernten wir die Lektion der konzentrischen Kreise. Wir mußten uns durchs Wasser bewegen, es betreten und wieder verlassen, ohne einen einzigen konzentrischen Kreis zu erzeugen. Denn genau wie das Geräusch eines Wassertropfens konnte auch schon ein einziger Kreis die Tiere augenblicklich aus dem Wasser vertreiben. Selbst unsere Atemzüge mußten wir beherrschen und so verlangsamen, daß sie keine konzentrischen Kreise auf der Wasseroberfläche erzeugten. Im Gegensatz zur Pirsch an Land mußten wir beim Anschleichen im Wasser nicht nur die Kunst beherrschen, uns geräuschlos und dennoch rasch zu bewegen; nein, wir mußten auch das Element Wasser kennen lernen und wissen, wie es auf Tropfen und konzentrische Kreise reagiert. Wir mußten ein vollkommen unbewegtes Gewässer betreten und wieder verlassen können, ohne daß seine Oberfläche sich kräuselte. Selbst den Grundschrift des Anpirschens zu Lande mußten wir abwandeln und an den Gang des Reihers angleichen: Es war nicht nur wichtig, daß wir uns geräuschlos im Wasser bewegten, sondern wir durften auch keinen Schlamm aufrühren, um uns nicht zu verraten.

Wir lernten, wie man sich in allen möglichen Gewässern stromaufwärts und stromabwärts bewegt, ohne den Boden aufzuwühlen, ein Geräusch zu machen oder einen konzentrischen Kreis zu verursachen. Stromaufwärts pirschten wir uns an, stromabwärts war es eine Mischung aus Anschleichen und Dahintreiben, und in stehendem Gewässer praktizierten wir beides abwechselnd. Was wir vor langer Zeit über das Anschleichen im Wasser in Überlebenssituationen und zu Beobachtungszwecken gelernt hatten, verblaßte angesichts der Wissenschaft und Kunstform der Pirsch im Wasser nach Scout-Art. Wir lernten auch, uns in Sumpf und Matsch geräuschlos zu bewegen. Und schließlich erfuhren wir, wie man sich in Flüssen und Bächen tarnt, Ufer, Gebüsch und unter Wasser liegende Baumstümpfe als Versteck benutzt und sich auf diese Weise fast völlig unsichtbar macht. Sobald wir das alles beherrschten, lernten wir, uns unter Wasser anzuschleichen und dabei unseren Atem viel länger anzuhalten, als wir es für möglich gehalten hätten. Schließlich spielte es gar keine Rolle mehr für uns, ob die Sonne schien, ein heftiger Sturm tobte oder die tiefste Schwärze der Nacht über der Landschaft lag. Wir bewältigten alle Situationen mit der gleichen mühelosen Leichtigkeit.

Großvater sagte, wir mußten uns an die Tiere der Flüsse und Bäche heranpirschen. Denn nur wenn wir unsere Fähigkeiten an den wachsamsten Tieren erprobten, konnten wir unsere Techniken immer weiter verfeinern und vervollkommen. Wenn man sich an einen Fuchs anschleichen konnte, der ruhig

am Ufer eines Baches stand und trank, und es sogar schaffte, ihn zu berühren, dann war es ein leichtes, sich an einen Menschen im selben Element heranzupirschen. Denn der moderne Mensch besitzt keine besonders wachen Sinne. Rick und ich pirschten uns so nah an fressende Enten heran, bis wir sie sogar am Bauch kitzeln konnten. Wir berührten die Füße auf Beute lauender Reiher, fingen mit bloßen Händen Fische aus dem Wasser und entwickelten uns zu wahren Quälgeistern für alle Tiere, die sich am Wasser aufhielten, wenn wir darin unser Spiel trieben. Wir lachten über die Eskapaden dieser Tiere, die sich dem Wasser inzwischen mit fast schon neurotischer Besorgnis näherten, sich aber dann trotzdem mit dem größten Vergnügen auf unsere Spielchen einzulassen schienen.

Dann kam der Tag, an den wir uns heute noch als ersten Teil unserer Abschlußprüfung erinnern. Es begann eines frühen Morgens, als Großvater zwei Rehe entdeckte, die an einer Quelle am gegenüberliegenden Ufer des Zedernsumpfes standen und tranken. Er sprach kein Wort, sondern zeigte nur hinüber, und da wußten wir sofort, was er von uns erwartete: Wir sollten uns an die Tiere anschleichen, bis wir sie berühren konnten. Anfangs erschien uns diese Aufgabe nicht schwierig, denn wir hatten das schon öfters getan, aber das Gelände war so voller Hindernisse, daß es wirklich das Äußerste an Geschicklichkeit von uns erforderte. Wir mußten auf dem Bauch durch den Sumpf kriechen, in einen kleinen Bach steigen, in dem sich alle möglichen Baumstämme und Schlingpflanzen befanden, uns zu der Quelle hinüberschleichen und die Rehe berühren. Und dabei standen wir auch noch unter Zeitdruck, denn die Rehe würden nicht lange an der Quelle stehen und trinken.

Ohne ein Wort krochen Rick und ich auf dem Bauch in den Sumpf und glitten langsam und vorsichtig wie Schlangen durch den warmen, dicken Schlamm. Dabei mußten wir darauf achten, daß der Schlamm bei der Berührung mit unserem Körper kein saugendes Geräusch machte und daß wir nach Möglichkeit in der Nähe des Gebüschs blieben, das uns Deckung bot. Der erste Teil unserer Pirsch dauerte nur etwa zehn Minuten, die uns allerdings wie eine Ewigkeit vorkamen. Manchmal mußten wir schwierige Stellen durchschwimmen, an denen der Schlamm besonders dickflüssig war oder an denen ins Wasser gefallene Zedernstämme mit spitzen Ästen uns den Weg versperrten. Hier im Schlamm unterliefen uns ein paar Schnitzer, aber die konnten wir uns erlauben, weil wir noch ziemlich weit von den Rehen entfernt waren und sie auf keinen Fall erschrecken würden. Für einen außenstehenden Beobachter hätte das alles perfekt ausgesehen; er hätte gar nicht gemerkt, daß etwas schiefging. Doch für uns bedeutete es, daß wir beinahe unseren ersten Test nicht bestanden hätten, gleichgültig, ob wir die Rehe nun durch unseren Fehler aufscheuchten oder nicht.

An einem flachen, schlammigen Ufer ließen wir uns in den Bach hineingleiten und achteten darauf, keine Wellen oder konzentrischen Kreise zu erzeugen. An dieser Stelle floß der Bach sehr langsam, deshalb mußten wir besonders vorsichtig sein, denn schon der kleinste Fehler, der uns hier unterlief,

würde die Rehe aufhorchen lassen. Jetzt lag keine schützende Entfernung mehr zwischen uns und den Tieren, und es gab auch keinen Wind und keine anderen Naturgeräusche, die uns übertönt hätten. Es war sehr schwierig, uns durch das dichte Pflanzengewirr zu schlängeln, das den Bach überwucherte. Das Ganze war ein nahezu aussichtsloses Unterfangen; und dabei mußten wir auch noch Großvaters prüfenden Blicken standhalten. Das setzte uns am meisten unter Druck. Seit Beginn unserer Pirsch waren nun schon fast zwanzig Minuten vergangen, und wir befanden uns nur noch ein paar Meter von den Rehen entfernt. Aber es sah so aus, als ob sie allmählich das Interesse am Trinken verlören.

Knapp einen halben Meter von der Stelle entfernt, wo das erste der beiden Rehe stand, versperrte uns ein Zedernstamm den Weg, den wir in dieser kurzen Zeit unmöglich überklettern konnten. Außerdem würden die Rehe gewiß auf uns aufmerksam werden, wenn wir uns an dem Stamm hinauf- und an der anderen Seite wieder hinuntergleiten ließen. Die leiseste Bewegung, ja schon ein Beben unserer Muskeln, würde sie aufscheuchen. Ohne nachzudenken, packte ich Rick an den Knöcheln und gab ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, daß ich ihn über den Baumstamm hinüberschieben wolle. Auf diese Weise brauchte er sich nicht anzustrengen, und meine Bewegungen blieben hinter dem Baumstamm verborgen. Es ließ mich gleichgültig, ob Rick oder ich die Rehe berührte; wichtig war nur, daß es wenigstens einem von uns beiden gelang.

Der letzte Teil unserer Pirsch verlief reibungslos. Rick glitt über den Baumstamm wie ein schlaffes Stück Gartenschlauch. Es war nicht die kleinste Bewegung zu sehen und auch nichts zu hören. Und bei all meinen Bemühungen, Ricks Körper über den Zedernstamm zu schieben, erzeugte ich keine Welle, nicht einmal das leiseste Zittern an der Wasseroberfläche. Plötzlich wurde Rick in einer wahren Explosion aus Schlamm, Matsch und Wasser meinem Griff entrissen. Ich hörte seinen Freudenschrei jenseits des Baumstamms, kroch aus dem Wasser und sah, wie die Rehe verwirrt davon stoben. Rick lag auf dem Boden und lachte so schallend, daß er sich beinahe an dem Matsch verschluckt hätte. Aufgeregt erzählte er mir, wie er die Hand zwischen die Beine des Rehs schob und es am Oberschenkel packte. Er konnte es nicht nur berühren, sondern sogar festhalten; das Reh hatte sich mit einem Sprung in Sicherheit bringen wollen und Rick dabei ein ganzes Stück mitgerissen. Zuerst machte ich mir Sorgen, daß er das Reh vielleicht verletzt hatte, doch dann sah ich zu meiner Erleichterung, wie es in der Ferne davonsprang. Es schien keine Verletzung davongetragen zu haben, abgesehen vielleicht von seinem verwundeten Stolz. Wir hörten Großvaters triumphierendes Kriegsgeheul durch den Sumpf hallen und freuten uns gemeinsam über Ricks Erfolg.

Dann bahnten wir uns unseren Weg aus dem Morast und liefen zu Großvater hinüber, immer noch strahlend vor Freude über unsere Heldentat. Doch zu meinem Erstaunen ging er an Rick vorbei zu mir und gratulierte mir. Verblüfft über diese unerwartete Aufmerksamkeit erklärte ich Großvater, daß Rick das Reh berührt habe und nicht ich. Also verdiene er das Lob. Da lächelte Großvater und sagte: «Du

hast die größte Weisheit bewiesen, die es gibt. Du hast deinem Bruder den Vortritt gelassen, sogar auf Kosten deines eigenen Erfolges. Das ist das wahre Wesen des Scouts, denn für ihn stehen sein Bruder und sein Volk an erster Stelle, und erst dann kommt er selbst. Ein Scout würde alles für seine Leute opfern. Du hast diese Wahrheit durch die Weisheit deines eigenen Herzens gelernt, und deshalb bin ich stolz auf dich.» Dann wandte er sich Rick zu, umarmte ihn herzlich und sagte: «Ich weiß, daß du in der umgekehrten Situation das gleiche für Tom getan hättest. Ich bin stolz auf euch beide!»

Den Rest des Nachmittags ruhten wir uns im Lager aus und sonnten uns in unserem Erfolg. Großvater schien sich beinahe im Tanzschritt durchs Lager zu bewegen, summtte vor sich hin und machte einen sehr zufriedenen Eindruck. Es kam selten vor, daß er seine Gefühle zeigte, wenn wir unsere Sache gutgemacht hatten. Deshalb verblüffte uns sein Verhalten. Als die Sonne am Horizont versank, wies Großvater stromabwärts und erklärte uns, in der Nähe hätten Angler ihr Lager aufgeschlagen. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Wir begriffen, daß wir in dieser Nacht ganz allein das Lager der Angler auskundschaften sollten. Vor Aufregung hämmerte uns das Herz bis zum Halse, denn wir wußten, daß das der zweite Teil unserer Prüfung im Wasser war.

Kaum war die Sonne untergegangen, ließen Rick und ich uns flink in den Bach gleiten. Wir waren gut getarnt und hatten unsere Tarnfarben mit Flechten- und Moosfarbe und mit Duftstoffen versetztem Talg vermischt. Auf diese Weise hatten wir eine dunkle, fleckig-grüne Farbe angenommen, die auch im Wasser nicht abgehen würde. Der Talg machte die Farbe nicht nur wasserfest, sondern überdeckte gleichzeitig unseren Geruch, damit uns die Tiere nicht witterten und womöglich einen Warnruf ausstießen. Behende und geräuschlos ließen wir uns bachabwärts treiben, ohne eine einzige Welle zu erzeugen, und glitten mit müheloser Leichtigkeit an allen Büschen und unter Wasser liegenden Baumstämmen vorbei. Wieder wurden unsere Körper eins mit dem Körper des Baches; wir wußten, was sich vor uns, unter uns und über uns befand, ohne eine Ahnung davon zu haben, woher dieses Wissen kam. Wir verschmolzen so völlig mit dem Bewußtsein des Baches, daß wir praktisch unsichtbar wurden. Obwohl Rick nur ein paar Meter vor mir dahintrieb und es beinahe Vollmond war, konnte ich ihn kaum erkennen, so gut hatte er sich getarnt, und so regungslos glitt er durchs Wasser.

Innerhalb einer Stunde waren wir bei dem kleinen Fischerlager angelangt. Am Lagerfeuer saßen zwei ältere Männer, und aus den Stimmen, die aus einem der beiden großen Zelte drangen, schlossen wir, daß sich wahrscheinlich noch zwei weitere Leute in dem Lager aufhielten. Wir legten uns am Ufer auf die Lauer, beobachteten das Lager und registrierten sämtliche Details, ehe wir zum Angriff übergingen. Wir gewahrten Schuhe, Stiefel, Angelruten, Kästen mit Angelgerät, Liegestühle, an Ästen aufgehängte Kleidungsstücke und andere Gegenstände, die selbst der schärfste Beobachter übersehen hätte. Dann betasteten wir die Fußspuren am Ufer des Bachs. Sie bestärkten uns in der Annahme, daß sich in dem Lager drei Männer und eine Frau aufhielten. Ihren Spuren nach zu urteilen,

waren der Mann und die Frau, die im Zelt saßen, viel jünger als die beiden Männer am Lagerfeuer. Auch einen Hund gab es. Er lag entspannt neben dem wärmenden Feuer zu Füßen eines der beiden Männer.

Ihr Verhalten und die anderen Details, die wir beobachteten, verrieten uns, daß das keine gewöhnlichen Wochenendcamper und -fischer waren. Diese Menschen schienen schon ein wenig geschärfte Sinne zu haben und mehr auf die Natur eingestimmt zu sein. Das galt auch für ihren Hund. Bei jedem Quietschen einer Maus und jedem noch so gedämpften Knacken im Gebüsch hob er den Kopf und lauschte aufmerksam in die Dunkelheit hinein. Das mahnte uns, daß wir hier nicht leichtsinnig sein durften. Mit dem Hund hatten wir nicht gerechnet. Durch ihn waren die Leute in dem Lager in einer noch günstigeren Position. Die Männer unterhielten sich angeregt. Zwischendurch stand immer wieder einer von ihnen auf und ging zum Bach hinunter, um sich eine Flasche Sprudel oder Bier zu holen. Wir wußten, daß der Hund dem älteren der beiden Männer gehörte, denn jedesmal, wenn dieser Mann zum Bach ging, folgte der Hund ihm und begann nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt Wasser zu trinken. Beim erstenmal erstarrte ich beinahe vor Schreck, denn sein Gesicht war so nah an meinem, daß er mich mit seiner schlabbernden Zunge bespritzte. Aber der Hund bemerkte mich nicht. Ich war perfekt getarnt.

Schließlich zogen die Männer sich in ihre Zelte zurück. Wir wußten, daß wir nun bald Gelegenheit bekämen, das Lager auszuspionieren. Aber leider ging der Hund nicht mit ins Zelt, sondern legte sich davor. Wir blieben eine Ewigkeit in dem Bach und warteten, bis der Hund endlich eingeschlafen war. Dann glitten wir aus dem Wasser und schlichen geräuschlos wie Schatten durch das Lager. Wir pirschten uns so vorsichtig an wie an ein Reh oder einen Fuchs, denn bei diesem Hund wäre alles andere Leichtsinn gewesen. Nach guter alter Scout-Manier wollten wir irgend etwas in dem Lager zurücklassen oder etwas daran verändern, damit die Leute wußten, daß wir hier gewesen waren; aber natürlich wollten wir keinen Schaden anrichten. Schließlich sahen wir in diesen Menschen nicht unsere Feinde. Wir vertauschten die Angelgeräte in ihren Kästen und die Angelrollen und -ruten und hängten ihre Kleidungsstücke und Wasserstiefel ganz hoch oben ins Geäst. Damit waren wir den größten Teil der Nacht beschäftigt.

Als das erste Licht der Dämmerung am fernen Horizont aufschimmerte, ließen wir uns wieder geräuschlos ins Wasser gleiten und verwischten die wenigen Spuren, die wir an dem schlammigen Ufer hinterlassen hatten. Ein Stück stromaufwärts fanden wir eine Stelle, an der wir aus dem Wasser steigen konnten. Wir kletterten auf einen Baum mit tief herabhängenden Ästen, der uns einen recht guten Ausblick über das Lager bot. Kaum hatten wir uns in seinem Geäst niedergelassen, da kamen der jüngere Mann und die Frau aus dem Zelt, und der Hund begrüßte sie mit begeistertem Schwanzwedeln. Zuerst bemerkten sie gar nicht, daß ihre Stiefel und Kleidungsstücke an den Bäumen

hingen wie seltsamer Weihnachtsschmuck, doch bald schnappte die Frau hörbar nach Luft. Die beiden begannen zu lachen und laut miteinander zu diskutieren, und wir hörten, wie sie die beiden anderen Männer, die nun ganz verblüfft aus dem Zelt traten und alles abstritten, beschuldigten, die Kleider in die Äste gehängt und die Angelgeräte vertauscht zu haben. Der junge Mann erklärte den beiden älteren, wegen des Hundes habe kein Fremder ins Lager eindringen können, also müßten sie die Übeltäter gewesen sein. Das war das letzte, was Rick und ich hörten, als wir wieder ins Wasser glitten. Wir lächelten uns zu und wußten, daß die Camper sich noch jahrelang über dieses Erlebnis wundern und Vermutungen anstellen würden, wer das wohl getan hatte. Das war ein gelungenes Beispiel für die psychologische Kriegsführung der Scouts gewesen.

Der Rückweg in unser Lager dauerte viel länger als der Hinweg. Wir wollten keine der Scout-Regeln verletzen; auch wußten wir, daß man bei der Rückkehr von einer Scout-Mission noch viel mehr Vorsicht walten lassen sollte als auf dem Weg dorthin. Außerdem wählten wir – getreu der Regel, daß man sich nicht auf demselben Weg entfernen soll, den man gekommen ist – für unseren Rückweg andere Gewässer als beim Hinweg. Wir schwammen durch die Bäche und Sümpfe, die parallel zu dem Bach verliefen, durch den wir hergekommen waren, und verwischten dabei gleichzeitig all unsere Spuren und anderen Hinweise auf unsere Anwesenheit. Als wir schließlich wieder ins Lager kamen, saß Großvater am Feuer. Er wirkte sehr feierlich und schien durch uns hindurchzusehen, als wir auf ihn zugen. Wortlos überreichte er uns eine silberne Schüssel. Zu unserem Erstaunen stellten wir fest, daß das die Hundeschüssel war, die wir im Lager der Angler gesehen hatten.

Da sank unser Mut. Wir hatten nicht nur übersehen, daß die Hundeschüssel während unseres Streifzugs durch das Lager verschwand, nein, es war uns auch nicht aufgefallen, daß Großvater zur gleichen Zeit in dem Lager herumschlich wie wir. Doch er selbst schien eher belustigt als empört zu sein. «Ihr wart so sehr auf das Lager der Angler konzentriert», sagte er schließlich, «daß ihr nichts anderes mehr wahrgenommen habt. Ein Scout sollte niemals von irgendwelchen vorgefaßten Erwartungen ausgehen. Es hätten doch jederzeit Scouts von anderen Stämmen unterwegs sein, ja vielleicht sogar dasselbe Lager auskundschaften können wie ihr. Euer Bewußtsein sollte stets über euer Ziel hinausreichen, denn während ihr ein Lager auskundschaftet, werdet ihr vielleicht selbst bespitzelt. Es genügt nicht, gewöhnliche Menschen zu überlisten; ihr müßt auch für andere Kundschafter unsichtbar sein. Ihr müßt euch stets so verhalten, als ob ihr andere Scouts auskundschaftetet, und das erfordert noch mehr List und Weisheit, als sich an das wachsamste Tier heranzupirschen. Anscheinend müßt ihr die Sache mit dem erweiterten Konzentrationsradius jetzt noch einmal ganz von vorn lernen. Nur weil es keine echte Gefahr gab, durftet ihr noch lange nicht eure Wahrnehmung einschränken.»

Wir fühlten uns ganz geknickt. Unser Triumph war jäh in tausend Stücke zerschlagen worden.

Schweigend saßen wir da, beschämt und in dem Gefühl, völlig versagt zu haben. «Anders hätte ich euch das nicht beibringen können», fuhr Großvater fort. «Alle Worte hätten euch nicht lehren können, euch an jeden Ort so wachsam heranzupirschen wie an ein Scout-Lager. Ich habe diese Lektion genau auf die gleiche Art lernen müssen wie ihr. Ihr habt versagt, so wie ich damals, aber in Wirklichkeit ist euer Versagen ein Erfolg, denn ihr habt etwas daraus gelernt.» Nach diesen Worten begann Großvater herzlich zu lachen, und wir stimmten in sein Gelächter ein und fingen an, uns über unsere Erlebnisse in dem Lager zu unterhalten. Wir schoben unsere Enttäuschung darüber, daß wir Großvaters Anwesenheit nicht bemerkt hatten, beiseite und freuten uns über unseren Erfolg. Tief in meinem Inneren wußte ich, daß mir so ein Fehler nie mehr unterlaufen würde. Wieder hatte ich durch meine eigene Selbstzufriedenheit und Arroganz eine Niederlage erlitten.

Obwohl wir den Zwischenfall im Lager der Angler mit einem Lachen abgetan hatten, waren Rick und ich sehr betrübt über unser Versagen. Die Enttäuschung nagte an uns und fraß sich immer tiefer in unser Bewußtsein hinein. Wir nahmen uns vor, Großvater zu beweisen, daß wir eine Mission zu Wasser erfolgreich bewältigen konnten, noch ehe der Sommer zu Ende ging. Er sollte wieder so stolz auf uns sein wie damals, als Rick von dem Reh nach vorn gerissen wurde. Zwar hatten wir keine Ahnung, was für eine großartige Mission das sein sollte, aber wir sahen uns ständig nach Gelegenheiten um. Doch die Chancen, die sich boten, waren keine echte Herausforderung für uns. Wir sehnten uns nach einer Aufgabe, die unsere Geschicklichkeit wirklich auf eine harte Probe stellen würde. So besessen waren wir von unserem Vorsatz, uns bei einer Scout-Mission im Wasser perfekt zu bewähren, daß wir fast nur noch die Techniken der Fortbewegung im Wasser übten und uns um nichts anderes mehr kümmerten.

Als das erste Wochenende im Juli herannahte, hörte Rick beim Einkaufen mit seiner Mutter, wie ein paar Leute sich über ein großes Bootstreffen unterhielten. Sie wollten am Toms River anlegen und dort übernachten. Ein guter Kundschafter ist immer im Dienst. Er hat ständig seine Augen offen, hört alles und nimmt die Dinge in seiner Umgebung viel intensiver wahr, als die meisten Menschen es sich vorstellen können. Rick tat, als kaufe er ein, folgte den Bootsbesitzern durch den Laden, schnappte dabei immer wieder Gesprächsfetzen auf und beobachtete, was sie kauften. Dabei erfuhr er nicht nur, daß eine große Party auf mehreren Jachten geplant war, sondern er hörte auch, wo sie stattfinden sollte. Es war üblich, daß sich während der 4.-Juli-Feier und des Feuerwerks Boote auf dem Fluß versammelten und die Insassen eine mehrtägige Party veranstalteten. Rick erkannte darin unsere große Chance. Endlich bot sich die Herausforderung, nach der wir suchten.

Rick hatte die Namen von zweien der Boote gehört, die sich in jener Nacht auf dem Fluß versammeln würden. Doch wir wollten sie nicht schon vorher auskundschaften, denn erstens hätte das unter Umständen Verdacht erregt, und zweitens wollten wir uns völlig unvorbereitet in unsere Mission

stürzen. Das machte die Sache noch schwieriger, und genau das wünschten wir uns: Denn diesmal wollten wir unsere Geschicklichkeit wirklich auf die Probe stellen. Also kundschafteten wir nur den Bach und die kleine Bucht in dem Fluß aus, wo die Boote anlegen würden, und planten unseren Hin- und Rückweg. Zwar sollte die Party erst in zwei Tagen stattfinden, aber diese Zeit brauchten wir für unsere Vorbereitung. Immer wieder gingen wir die geplante Mission in allen Details durch wie einen perfekt choreographierten Tanz. Wir hatten uns drei verschiedene Pläne zurechtgelegt – Plan A, Plan B und Plan C – und uns zusätzlich auch noch mehrere Strategien für Notfälle ausgedacht. Wir wollten nichts außer acht lassen – nicht einmal das kleinste, unbedeutendste Detail. Wir erzählten sogar Großvater von unseren Plänen, für den Fall, daß er uns wieder auf die Probe stellen wollte wie damals im Lager der Angler. Nicht zu wissen, ob er da war oder nicht, das würde uns wirklich auf eine harte Probe stellen.

Von unserem Aussichtspunkt am gegenüberliegenden Ufer des Flusses aus beobachteten Rick und ich, wie die Boote sich aneinander vertäuten. Noch vor Mittag zählten wir bereits sechs Boote, und an den Stoßstangen, die an ihnen befestigt waren, erkannten wir, daß noch mehr kommen sollten. Aber wir konnten nicht dableiben und zusehen, denn bald nach Mittag mußten wir aufbrechen. Wir wollten uns den Jachten vom anderen Ufer her nähern, und zwar durch einen kleinen Bach, der in die Bucht einmündete, wo die Boote vor Anker lagen. Es würde mehrere Stunden dauern, bis wir den Bach an der anderen Seite des Flusses erreicht hatten, und wir wollten uns genügend Zeit lassen. Den Fluß direkt an der Stelle zu durchqueren, wo wir gerade auf der Lauer lagen, war uns zu riskant, denn es verkehrten hier viele Boote, und während des Feuerwerks würden noch mehr kommen. Für unseren Rückweg in der Stille der Nacht eignete diese Strecke sich hervorragend, aber nicht mitten in diesem Trubel.

Noch vor Sonnenuntergang langten wir an dem Bach an, durch den wir zu der Bucht schwimmen wollten. Wir mußten unsere Pirsch ein ganzes Stück von der Bucht entfernt beginnen, denn zwischen uns und dem Flußufer lagen zahlreiche Häuser und Siedlungen. Also empfahl es sich, den Weg durchs Wasser zu wählen. Unser einziges Problem bestand darin, daß die Häuser am Fluß und an der Bucht alle mit Bootsstegen und Schutzdämmen versehen waren. Da gab es nicht viel natürliche Deckung, zumindest nicht von der Art, wie wir sie gewohnt waren. Doch wir hatten in den letzten Tagen geübt, uns in so unnatürlichem Gelände zu bewegen, und fühlten uns der Herausforderung gewachsen. Wir trugen die Tarnfarbe auf, verwischten unsere Spuren und stiegen in den Bach, noch ehe die Sonne sich dem Horizont genähert hatte. Wir wußten, daß das Feuerwerk beginnen würde, sobald es ganz dunkel geworden war, und um diese Zeit wollten wir bereits in der Bucht sein. Dann waren die Leute durch das Feuerwerk abgelenkt, und es würde viel leichter für uns sein, ohne Deckung durch das offene Gewässer der Bucht zu schwimmen.

Doch andererseits brachte unser zeitiger Aufbruch auch Probleme mit sich, denn es würde noch hell sein, wenn wir an den Häusern am Ufer des Bachs vorbeischwammen, und wir kämen schon in der Abenddämmerung bei der Siedlung am Flussufer an. Wir mußten also darauf achten, uns nach Möglichkeit immer in Deckung zu halten. Viele der Hausbesitzer hatten Hunde, und schon bei dem geringsten Fehler, den wir begingen, würde in der ganzen Siedlung ein ohrenbetäubendes Gebell losbrechen. Und wenn uns jemand sah oder gar erwischte, mußten wir uns schon eine sehr gute Ausrede überlegen, um den Leuten zu erklären, was wir so perfekt getarnt an den Landungsstegen ihrer Häuser zu suchen hatten. Doch obwohl wir den größten Teil der Strecke bei Tageslicht zurücklegen mußten, ließen wir uns ohne Bedenken stromabwärts treiben. Für uns war die Helligkeit nur eine weitere Herausforderung, an der wir unsere Geschicklichkeit erproben konnten, und deshalb freuten wir uns darüber. Wenn wir Scouts werden wollten, mußten wir schließlich unter allen Bedingungen handeln können.

Der erste Teil unserer Pirsch verlief viel reibungsloser, als wir erwartet hatten. Ruhig trieben wir den Bach entlang und wären nur ein einziges Mal beinahe entdeckt worden. Da fuhr ein Kanu an uns vorbei, und wir mußten uns tief in den Sträuchern am Ufer verbergen. Zum Glück schauten die Leute in dem Kanu nicht in unsere Richtung. Aber wir lernten wieder einmal etwas Wichtiges aus diesem Zwischenfall, denn wir hatten das Kanu erst in letzter Minute gehört. Wir waren viel zu sehr darauf konzentriert gewesen, was vor uns lag, und hatten gar nicht darauf geachtet, was sich hinter uns abspielte. Damit verstießen wir gegen eine wichtige Scout-Regel: Wir gingen von vornherein davon aus, daß von hinten nichts kommen konnte, weil der Bach so schmal war und fast undurchdringliches Gestrüpp ihn überwucherte. Wieder lernten wir, nichts vorauszusetzen und mit allem zu rechnen, denn nur zu leicht hätten unsere vorgefaßten Meinungen den Erfolg unserer Mission vereiteln können. Der Zwischenfall mit dem Kanu genügte, um uns aus unserer Selbstzufriedenheit aufzurütteln und in volle Alarmbereitschaft zu versetzen.

Als wir beim ersten Haus am Ufer des Bachs anlangten, stand die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel. Wir waren schneller vorwärtsgekommen, als wir geplant hatten. Das war günstig und ungünstig zugleich für uns: günstig, weil wir nun genug Zeit hatten, alle schwierigen Situationen zu umgehen, die uns vielleicht bevorstanden, und ungünstig, weil es immer noch ganz hell war. Um unsere Lage noch zu erschweren, fand im Hinterhof des Hauses direkt am Ufer ein großes Familienpicknick statt. Wir verharrten regungslos im Gebüsch am Ufer, um uns das Ganze erst einmal anzuschauen und zu überlegen, wie wir an dem Haus vorbeikommen sollten. Bald war uns klar, daß wir uns an die erste Tarnungsregel der Scouts halten mußten: uns durch das offenste, ungeschütztste Gelände zu bewegen. Das Verhalten der Menschen, die das Picknick veranstalteten, bestärkte uns in unserer Überzeugung, denn jedesmal, wenn einer von ihnen seinen Blick über das Wasser schweifen

ließ, schaute er zum gegenüberliegenden Ufer. Also ließen wir uns rasch und in aller Stille am vorderen Ufer vorübertreiben, nur ein paar Meter von dem Picknickplatz entfernt.

An den nächsten Häusern, die das Ufer des Baches säumten, kamen wir ohne Schwierigkeiten vorbei. Doch beim letzten Haus hatten wir ein Erlebnis, das unsere Herzen schneller schlagen ließ. In dem Augenblick, als wir uns langsam an einem alten Bootssteg und einem behelfsmäßigen Schutzdamm vorbeitreiben ließen, ging ein alter Mann den Steg entlang und blieb nur einen knappen Meter über unseren Köpfen stehen. Wir erstarrten vor Schreck und fürchteten schon, daß der Mann uns entdeckt hatte. Doch dann sah Rick, daß er seine Blicke nur über das gegenüberliegende Ufer und dann stromaufwärts und stromabwärts schweifen ließ. Uns bemerkte er überhaupt nicht. Einmal ruhte sein Blick sogar auf einer Stelle im Wasser, die nur ein paar Meter von unseren Köpfen entfernt war, und doch ahnte er nichts von unserer Gegenwart. Nach einer Weile, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, entfernte der Mann sich wieder und kehrte ins Haus zurück. Erleichtert setzten wir unsere Pirsch fort, aber erst, nachdem wir gehört hatten, wie die Tür hinter ihm zuknallte.

Unentdeckt an den Häusern der angrenzenden Siedlung vorbeizukommen, wo der Bach sich zu einem kleinen See verbreiterte, erwies sich als viel einfacher, als wir gedacht hatten. Hier waren nur sehr wenige Menschen zu sehen; nicht einmal die Hunde regten sich. Wir hielten uns zwischen dem Gewirr vertäuter Motorboote, kleiner Segelschiffe und anderer Wasserfahrzeuge verborgen und wagten uns erst bei Sonnenuntergang bis an die Stelle vor, wo der Bach in die Bucht einmündet. Wir hatten unseren Zeitplan genau eingehalten; nun wollten wir warten, bis es ganz dunkel wurde und das Feuerwerk begann, ehe» wir uns durch das offene Gewässer der Bucht zu den Booten hinübertreiben ließen, die nur hundert Meter von uns entfernt vor Anker lagen. Wir ließen uns zum hintersten Bootssteg treiben und zwängten uns darunter. Dann stemmten wir uns aus dem Wasser und legten uns auf die Stützbalken des Bootsstegs. Hier konnten wir in aller Ruhe auf den Einbruch der Dunkelheit warten und uns dabei gleichzeitig aufwärmen und trocknen lassen.

Nicht einmal die Enten, die auf der Suche nach Futter unter dem Bootssteg durchschwammen, bemerkten uns. Reglos wie Gliederpuppen lagen wir da, so als seien wir ein Teil der Holzbalken. Unsere Tarnfarbe, der das Wasser nicht schadete, trug dazu bei, uns unsichtbar zu machen – wir waren so völlig mit unserer Umgebung verschmolzen, daß mehrere Vögel sich auf uns setzten, um auf dem Weg zu ihren Nestern, die fein säuberlich unter dem Bootssteg klebten, eine kleine Rast einzulegen. Jemand kam den Steg entlang und fütterte die Enten mit Brot. Durch die Ritzen des Holzstegs sahen wir, daß es ein kleines Kind war. Noch immer rührten wir uns nicht. Bei Sonnenuntergang kamen dann die Eltern des Kindes auf den Bootssteg. Wir hörten, wie sie Liegestühle aufstellten und Decken ausbreiteten. Dann klappte der Deckel einer Kühlbox, und wir hörten das Zischen beim Öffnen von Bierflaschen. Die Familie hatte sich im Garten niedergelassen, um

sich das Feuerwerk anzusehen. Das würde es noch schwieriger für uns machen, aus unserem Versteck unter dem Bootssteg wegzuschwimmen.

Jetzt konnten wir nicht mehr bis zur Dunkelheit warten, denn inzwischen war eine unerwartete Störung eingetreten.

Langsam und vorsichtig ließen wir uns von den Holzbalken herab ins Wasser gleiten. Statt direkt unter dem Bootssteg hervorzuschwimmen, schoben wir uns zwischen morschen alten Bohlen, Balken einer Bootsanlegestelle und dichtem Gebüsch weiter am Ufer der Bucht entlang. Hier hatte früher einmal eine prächtige Villa gestanden. Die Überreste ihrer Anlegestelle würden uns eine gute Deckung bieten, so daß wir zu den Jachten hinüberschwimmen konnten, ohne daß die Familie auf dem Bootssteg uns sah. Gerade als die ersten Feuerwerkskörper am Himmel explodierten, hatten Rick und ich die letzte Bohle der alten Anlegestelle erreicht. Jetzt waren wir nur noch knapp fünfzig Meter von den Jachten entfernt. Diese Pirsch war zwar nicht so gewagt und ungeschützt gewesen, wie wir sie ursprünglich geplant hatten, aber unter den gegebenen Umständen immer noch eine gute Alternative.

Wir hatten vor, uns den in der Bucht vor Anker liegenden Booten so zu nähern, daß die Leute, die das Feuerwerk beobachteten, uns den Rücken zuehrten. Langsam schwammen wir durch das offene Gewässer der Bucht zum ersten Boot. Dieser Teil unserer Mission verlief ohne Zwischenfälle. Die Jachten waren mit Tauen zusammengebunden, so daß die Insassen mühelos von einem Boot zum anderen gelangen konnten, ohne allzu große Schritte machen zu müssen. Das war gut für sie, aber noch viel besser für uns, denn auf diese Weise konnten wir leicht zwischen die Boote schwimmen, ohne entdeckt zu werden. Wie erwartet, waren alle Blicke auf den Himmel gerichtet, so daß wir uns den Booten unentdeckt nähern konnten. Für uns ein Kinderspiel, und doch waren wir klug genug, uns nicht in falscher Sicherheit zu wiegen. Diesmal würden wir wirklich auf alles gefaßt sein. Wir pirschten uns so vorsichtig an, als sei diese Bootsflotte ein Scout-Lager.

Langsam schwammen Rick und ich näher an den Bug des ersten Bootes heran; denn wenn jemand über die Reling schaute, würde er nicht senkrecht aufs Wasser hinuntersehen können. Als wir uns an der Seite des Bootes festhielten, um uns ein wenig auszuruhen, und uns dabei mit Handzeichen verständigten, ergoß sich plötzlich ein Wasserschwall an der Seite des Bootes hinunter. Beinahe wäre ich vor Schreck hochgeschnellt und hätte die Wasseroberfläche aufgewühlt. Ein paar Sekunden lang fragte ich mich, woher dieses Wasser wohl kam. Doch bald wurde mir klar, daß jemand sich von der Menschenmenge abgesondert hatte und in den Fluß urinierte. Gleich darauf hörte ich das Surren eines Reißverschlusses, das Zischen eines brennenden Zigarettenstummels, der ins Wasser geworfen wurde, und das Platschen einer leeren Bierflasche. Zornig starrten Rick und ich uns an. Am liebsten wäre ich sofort aufs Boot geklettert und hätte den Kerl über Bord geworfen, so wütend war ich.

Immer noch zornig schwammen Rick und ich ganz nach vorn zum Bug des Bootes, um uns einen

Überblick zu verschaffen. Wir sahen insgesamt sieben Jachten. Die beiden größten lagen in der Mitte vor Anker. Wir schätzten, daß das größere der beiden Boote über fünfzehn Meter lang sein mußte. Wir ließen uns von Boot zu Boot treiben, bis wir bei dem größten angekommen waren, auf dem sich auch am meisten abzuspielen schien. Um uns herum schwammen alle möglichen Abfälle im Wasser, die die Leute über Bord geworfen hatten. Rick sammelte so viel davon ein, wie er tragen konnte, ohne unterzugehen. Zum Glück war an einer der längeren Ankerschnüre ein kleines Beiboot vertäut, das wir nun als Mülltonne benutzten. Nach knapp zehn Minuten sorgfältiger Sammelarbeit war das kleine Boot schon beinahe halbvoll mit Abfällen: Bierflaschen, Verpackungen, Zigarettensummeln und allem möglichen anderen Unrat – alles einfach achtlos über Bord geworfen.

Nachdem das Feuerwerk ganz plötzlich mit einem spektakulären Licht- und Farbenmeer geendet hatte, kam die Party auf den Booten erst so richtig in Gang. Laute Musik dröhnte über das Wasser, und überall liefen Leute hin und her. Einige torkelten schon. Nun, da die Menge sich zerstreut hatte, wuchs die Gefahr, entdeckt zu werden. Deshalb verbargen wir uns zwischen den beiden größten Booten. Sie waren so dicht aneinandergebunden, daß niemand zwischen ihnen hinuntersehen konnte. Während wir im Wasser lagen und uns überlegten, was wir als nächstes tun sollten, sah ich, wie ein Mann sich über die Reling lehnte und geistesabwesend in unsere Richtung schaute. Sofort erkannte ich in ihm einen der beiden älteren Angler aus dem Lager wieder, das wir neulich ausgekundschaftet hatten. Er schien mir gar nicht der Typ zu sein, der Abfälle einfach achtlos in der Gegend verstreut.

Kaum hatte der Mann sich wieder von der Reling entfernt, da gab Rick mir ein Zeichen, zum Ufer zurückzuschwimmen. Ohne Fragen zu stellen, folgte ich ihm. Bald hatten wir das Ufer erreicht und uns im Gebüsch versteckt. Ich fragte Rick, warum er das Zeichen zum Aufbruch gegeben habe, und er erklärte mir, im Augenblick sei auf den Booten noch zuviel Betrieb, so daß wir es nicht wagen könnten, sie zu betreten. Er halte es für besser, wenn wir uns erst einmal ausruhten und aufwärmten und warteten, bis die Leute schlafen gegangen seien. Ich gab ihm recht. Zwar hatten wir eigentlich nicht vorgehabt, auf die Boote zu klettern, doch nun schien mir das eine gute Idee zu sein, obwohl wir unsere Mission eigentlich schon erfüllt hatten. Auf diese Weise blieb uns jede Menge Zeit, um zu planen, was für Spuren wir auf den Booten hinterlassen wollten.

Als das letzte der Boote seine Musik ausschaltete und die letzten Lichter verloschen, ließen wir uns wieder ins Wasser gleiten. Mein Herz hämmerte bis zum Hals, denn diesmal würde unsere Geschicklichkeit wirklich auf eine harte Probe gestellt werden. Wir wußten, daß mindestens zwei der Jachten Hunde an Bord hatten und daß im Bug der Boote mehrere Schlafsäcke lagen. Außerdem war uns klar, daß es bald hell werden würde und wir noch vor dem ersten Lichtschimmer der Morgendämmerung das andere Ufer erreichen mußten. Die späte Stunde, unsere Erschöpfung und die Kälte machten uns jetzt kaum noch etwas aus, so sehr trieb der Druck, unter dem wir standen, unseren

Adrenalin Spiegel in die Höhe. Das würde eine harte und nervenaufreibende Mission sein, aber unser meisterhafter neuer Plan war den Kraftaufwand wert.

Am Bug des ersten Bootes angelangt, begannen wir den restlichen Müll einzusammeln, der noch um die Boote herumschwamm. Binnen kurzer Zeit hatten wir das kleine Beiboot bis oben hin mit Abfällen gefüllt. Wir hakten es los und manövierten es langsam und vorsichtig um die anderen Boote herum bis an die Hinterseite der zweitgrößten Jacht. Dieses Boot hatten wir ausgewählt, weil man bei ihm am leichtesten über die Reling klettern konnte. Langsam hievten Rick und ich uns am Heck des Bootes hoch, und zwar jeder an einer anderen Seite, damit es keine Schlagseite bekam. In diesem Augenblick kam mir schon die leiseste ungewohnte Bewegung des Bootes vor wie ein Erdbeben. Als wir endlich über die Reling geklettert waren und an Deck standen, waren wir schon fast völlig trocken. Mein Herz hämmerte so laut, daß ich Angst hatte, jemand könnte es hören.

Dann begannen Rick und ich mit unserer psychologischen Scout-Kriegsführung. Vorsichtig öffneten wir die Motorräume und entfernten von beiden Motoren die Verteilerkabel. Dann kletterte Rick in das kleine Boot und begann mir die Abfälle herüberzureichen, die ich sorgfältig in den Motorräumen verstaute. Als nächstes schlossen wir die Luken, vertauschten leise die Flaggen der beiden größeren Boote und hängten jeweils ein Bündel aus verschiedenen Abfällen, Ausrüstungsgegenständen und Kleidungsstücken dazu. Als wir fertig waren, sahen die Jachten gar nicht mehr wie Boote aus, sondern eher wie mit Müll behängte Wäscheleinen. Ebenso verfahren wir mit den anderen Booten: Wir zogen die Verteilerkabel heraus und hängten sie irgendwo auf. Sogar an die Leute, die an Deck schliefen, wagten wir uns heran, nahmen ihnen vorsichtig die Kleider weg und versteckten sie.

Dann kam der krönende Abschluß: Rick ließ sich ins Wasser gleiten, begann die Ankerschnüre zusammenzubinden und ineinander zu verschlingen. Zum Schluß band ich alle Boote los, so daß sie langsam auseinander trieben. Dann hüpfte ich behende von Boot zu Boot, sammelte sämtliche Schlüssel ein, die ich finden konnte, und fädelte sie auf eine Schnur. Langsam ließ ich mich ins Wasser zurückgleiten und stieß dabei auf Rick, der gerade die Ankerschnüre verknotete. Ich hielt meine Schnur mit den Schlüsseln in die Höhe und zeigte auf die Ankerschnur. Ohne ein einziges Plätschern oder Kräuseln auf der Wasseroberfläche tauchte ich in die Schwärze des nächtlichen Wassers hinab und tastete mich an einem der Ankertaue entlang bis zum Anker, der von einem Gewirr von Schnüren umgeben war. Dort band ich die Schlüssel fest. Auf diese Weise würde es für die Bootsinsassen keinen Zweifel daran geben, daß in der Nacht jemand auf ihre Jachten geklettert war.

Dann ließen Rick und ich uns wieder von den Booten forttreiben, durchquerten den Kanal und schwammen ans andere Ufer. Unseren Rückweg legten wir größtenteils zu Fuß zurück. Wir legten keine Pause ein und sprachen kein Wort miteinander, bis wir unser Lager erreicht hatten. Als wir uns draußen hinsetzten, um uns noch ein wenig zu entspannen, ehe wir zu Bett gingen und uns den Schlaf

gönnten, den wir so nötig brauchten, dämmerte es schon. Die physischen Strapazen, das kalte Wasser und die ständige Anspannung hatten uns in einen Zustand versetzt, in dem wir unsere Müdigkeit gar nicht mehr spürten. Nun, da wir unsere Scout-Mission hinter uns hatten, kam die totale körperliche und geistige Erschöpfung. Wir waren zu müde, um noch viel miteinander zu reden oder in unseren Heldentaten zu schwelgen. Als ich einschlief, wußte ich ganz sicher: Für die Bootsinsassen konnte es keinen Zweifel daran geben, daß in der Nacht jemand auf ihre Jachten geklettert war. Ich fragte mich auch, was die Angler wohl von der Sache halten würden. Für sie war es wohl so eine Art Deja-vu-Erlebnis.

Ein paar Stunden später riß mich ein heiseres Gelächter aus dem Schlaf. Rick und ich krochen aus dem Zelt und fragten uns, was dieser Lärm wohl zu bedeuten habe. Da stand Großvater vor uns und sagte: «Ihr habt wieder mal das Beste verpaßt. Heute früh bin ich zum Fluß hinuntergegangen, und da sah ich einen Haufen Boote, deren Ankerleinen sich ineinander verheddert hatten. Die Leute schrien sich gegenseitig an, kletterten auf den Masten herum und holten ihre Kleidungsstücke herunter. Ein paar Männer tauchten fluchend nach Ankerschnüren, Hunde bellten, und die Stimmung war explosiver als die Feuerwerkskörper gestern abend. Das hättet ihr sehen sollen! Aber ihr habt wohl auch keine Ahnung, wie das passiert ist, oder?» Immer noch vor sich hinlachend ging er zum Bach hinunter. Rick und ich grinsten uns an – das triumphierende Lächeln der Siegreichen.

4 Die Fabrik

Rick und ich hatten nun schon seit über einem Jahr die verschiedensten Scout-Missionen erfüllt. Bei jeder Aufgabe entwickelten wir unsere Fähigkeiten des unbemerkten Anschleichens, der Tarnung und Flucht und die psychologische Kriegsführung der Scouts ein wenig weiter. Großvater schien sogar mit unseren Fortschritten zufrieden zu sein. Bei jedem Unternehmen probierte ich etwas Neues aus – eine Prüfung, eine Herausforderung, die mich auf eine noch höhere Ebene der geistigen Anspannung und Konzentration emporheben sollte. Wenn ich die Wahl hatte, entschied ich mich stets für den schwierigeren Weg. Nach einer Weile war es mir in Fleisch und Blut übergegangen, nie die sichere Methode zu wählen, selbst dann nicht, wenn die Situation ernst oder gar gefährlich wurde. Bei den Scout-Techniken hielt ich es genau mit der gleichen Philosophie wie bei allen anderen Dingen: Ich wollte mich stets bis zum äußersten fordern, und deshalb machte ich mir alles absichtlich schwer. Wenn ich immer nur den leichten Weg wählte, würde ich mit der Zeit träge werden; nur in Extremsituationen konnte ich mich weiterentwickeln. Im Grunde genommen war das auch Großvaters Lebensphilosophie.

Ich fühlte mich immer dann am lebendigsten, wenn ich mich in der Wildnis aufhielt, vor allem, wenn ich bis an die äußersten Grenzen meiner Fähigkeiten und des Scout-Daseins ging. Rick und ich genossen jede Gelegenheit zu einer Mission in vollen Zügen, ob wir uns nun an eine Gruppe von Leuten anschlichen, die eine Party feierten, oder nur einen Jäger auf der Lauer beobachteten. Am meisten faszinierten mich gefährliche Situationen, zum Beispiel, wenn ich einen Lagerhund oder einen Camper aufgescheucht hatte, der ein Gewehr besaß, oder wenn auf einer der einsamen Straßen in den Pine Barrens ein Drogengeschäft abgewickelt wurde. Wir suchten uns sogar absichtlich Gegner, die sich im Wald auskannten und lange in der Wildnis gelebt hatten. Und jedesmal, wenn wir uns mit diesen Männern maßen, trugen wir den Sieg davon und bewiesen, daß Großvater recht hatte. Er sagte immer, daß jemand, der sich gut in der Wildnis zurechtfinde, es deshalb noch lange nicht mit den Fähigkeiten eines Scouts aufnehmen könne. Und wir bestätigten die Wahrheit seiner Worte immer wieder. Oft verübten wir unsere Überfälle sogar bei Tageslicht, nur um bis zum Äußersten zu gehen, denn am helllichten Tag war das Risiko, entdeckt zu werden, natürlich viel größer. Nach so vielen Scout-Missionen oder «Überfällen», wie wir sie inzwischen nannten, fiel es uns immer schwerer, unsere Fähigkeiten überhaupt noch weiterzuentwickeln. Es war nicht einfach, neue Aufgaben zu finden, die uns wirklich forderten. Wir hatten unser Revier in den Pine Barrens ganz ohne fremde Hilfe von Menschen befreit, die Partys feierten, ihre Abfälle im Wald abluden oder Bäume fällten, ohne eine Genehmigung dazu zu haben. Es sah fast so aus, als habe niemand mehr Lust dazu, sich in unser Territorium hineinzuwagen. In der Umgebung kursierten jede Menge Gerüchte über den Teufel von

Jersey und andere Dämonen, die wir mit unseren Streichen in die Welt gesetzt hatten und denen wir immer wieder neue Nahrung gaben. Eine der psychologischen Taktiken der Scouts bestand darin, sich mit Schlamm zu beschmieren und sich dann außerhalb des Lichtkegels eines Lagerfeuers aufzustellen, bis man entdeckt wurde. Kaum hatte man uns gesehen, verschwanden wir so blitzschnell, als hätten wir uns in Luft aufgelöst. Damit konnten wir die Insassen eines ganzen Lagers in Panik versetzen. Wir tauchten einfach so oft auf, bis alle in schlotternder Angst die Flucht ergriffen. Sogar in Siedlungen am Waldrand spielten wir den Leuten solche Streiche. Es machte mir jedesmal einen diebischen Spaß, die Schauergeschichten von den Walddämonen zu hören.

Doch seriöse Menschen, die die Wildnis achteten und liebten, ließen wir in Ruhe. Wenn wir ein Lager entdeckten, dessen Insassen nur in den Wald gekommen waren, um die Einsamkeit und Schönheit der Natur zu genießen, behelligten wir sie nicht. Unsere Attacken wandten sich allein gegen jene Leute, die die Wälder zerstörten, indem sie unerlaubt Bäume fällten, Abfälle wegwarfen, giftige Chemikalien ausschütteten oder Waldbrände verursachten. Das waren unsere Feinde, aber wir brauchten niemals lange, um sie aus dem Tempel der Schöpfung zu vertreiben. Allmählich betrachteten wir uns nicht mehr nur als Scouts, sondern auch als Hüter der Wildnis. Wir duldeten keinen Raubbau an der Natur. Die Pine Barrens waren gefährdet: Nur zu leicht konnte der Mensch in seiner Dummheit sie zerstören. Irgend jemand mußte sie schützen.

Großvater schärfte uns ein paar Grundregeln ein, gegen die wir niemals verstoßen durften. Zunächst einmal sollte uns niemals jemand sehen oder erkennen. Gesehen zu werden war so ziemlich das Schlimmste, was einem Scout passieren konnte. Noch wichtiger war es Großvater, daß wir nichts kaputtmachen und niemandem weh tun durften. Dabei spielte es keine Rolle, ob wir diese Zerstörung oder Verletzung direkt oder indirekt verursachten. «Ihr sollt nicht die Menschen hassen, die die Erde zerstören, sondern nur ihre Taten», ermahnte Großvater uns oft. «Die Leute wissen es nicht besser. Bekämpft ihre Unwissenheit, und lehrt sie, wie man sich in der Wildnis bewegt. Das ist eure wirksamste Waffe.» Oft war die Versuchung groß, diese Menschen mit Gewalt aus den Wäldern zu vertreiben und ihnen ihre Ausrüstung zu zerstören. Aber mein Herz ließ diesen Wunsch nie Wirklichkeit werden. Oft war ich allerdings nahe daran, und ich muß zugeben, daß es mich häufig große Überwindung kostete, nicht einfach zuzuschlagen. Auf die härteste Probe wurde meine Selbstbeherrschung gestellt, als Rick und ich unsere Streifzüge allmählich über unser Revier in den Pine Barrens hinaus ausdehnten und die Welt der Menschen erkundeten, in der es noch viel mehr Zerstörung gab.

Schon seit Jahren hörten Rick und ich immer wieder von einem Chemieunternehmen, das giftige Chemikalien, ja sogar ungereinigte Abwässer in den Fluß kippte, der an meinem Haus vorbeifloß. Viele meiner Freunde waren schon krank geworden, nachdem sie in dem Fluß geschwommen waren, und doch schien niemand etwas gegen diese Verschmutzung unternehmen zu wollen. Soviel wir wußten,

gab es keine Gesetze gegen das Einleiten solcher giftiger Chemikalien ins Wasser. Doch selbst wenn es welche gab, würde es schwer zu beweisen sein, daß die Chemiefirma ihre Abwässer in den Fluß leitete. Schließlich war das Fabrikgelände für die Öffentlichkeit nicht zugänglich und außerdem rund um die Uhr bewacht. Nicht einmal über den Fluß konnte man sich der Fabrik nähern. Zäune versperrten den Zugang zur Hinterseite des Fabrikgebäudes, wo man die Ventile und Rohre, durch die die Chemikalien und Abwässer in den Fluß geleitet wurden, vielleicht hätte sehen können. Wir wußten, daß es einige Stoffe gab, die das Unternehmen in den Fluß kippen durfte, aber für uns lag klar auf der Hand, daß diese erlaubten Abwässer mit Chemikalien vermischt wurden, die nicht ins Wasser geleitet werden durften.

Immer wenn wir in dem Fluß schwammen, trat uns dieses Problem deutlich vor Augen. Bis zu der Stelle, wo die Chemiefirma sich befand, war der Fluß teebraun wie alle Gewässer der Pine Barrens, doch dahinter nahm er eine trübe, schwärzliche Färbung an. Von diesem Punkt an begann das Wasser nach Abwässern und anderen ätzenden, beinahe antiseptischen Chemikalien zu stinken. Manchmal – vor allem, wenn wir uns nachts im Fluß treiben ließen – war unsere Haut hinterher ganz rot und wund wie bei einem Sonnenbrand. Und ab und zu bekamen Rick oder ich danach sogar Blasen. Doch das passierte immer nur nachts; tagsüber erlebten wir es nur selten. Und es geschah auch nur hin und wieder, zu unvorhersehbaren Zeiten. Das erweckte in uns den Verdacht, daß die Fabrik immer nur spät nachts, wenn es dunkel war, unerlaubte Chemikalien und Abwässer in den Fluß kippte, damit das Verbrechen nicht aufgedeckt wurde. Bei Tagesanbruch hatte der Fluß dann fast schon wieder seine normale Farbe angenommen.

Wir konnten nur vermuten, was da vor sich ging. Die Verätzungen, die man sich manchmal beim Schwimmen in dem Fluß holte, der Gestank nach Abwässern und die späte Stunde, zu der das alles geschah, verrieten uns, daß hier nicht nur illegal Chemieabfälle in den Fluß gekippt wurden, sondern daß jemand sich große Mühe gab, das zu bemänteln. Und wir wußten auch, daß es selbst in der Gemeindeverwaltung nur wenige Leute gab, die Interesse daran hätten, der Sache auf den Grund zu gehen. Schließlich war das Chemieunternehmen einer der wichtigsten Arbeitgeber in unserer Gegend, und niemand wollte Arbeitsplätze gefährden. Außerdem mischten einige Vorstandsmitglieder der Firma nebenbei noch in der Lokalpolitik unserer Gemeinde mit, und für unseren Geschmack hatten sie viel zu großen Einfluß. Wir gewannen den Eindruck, daß nicht nur die Firma, sondern auch noch ein paar Leute in der Gemeindeverwaltung die Angelegenheit zu vertuschen suchten, und viele hatten auch Angst, ihre Stellung zu verlieren. Dieses Chemieunternehmen war einfach zu groß, zu mächtig und zu reich, als daß irgend jemand Lust gehabt hätte, sich mit ihm anzulegen. Niemand schien etwas gegen die Verschmutzung des Flusses unternehmen zu wollen, obwohl es viele Beschwerden gab, die jedoch unter den Tisch gekehrt wurden.

Rick und ich waren gerade von einem Überfall zurückgekehrt, bei dem wir ein paar Wilderern außerhalb unseres Reviers in den Pine Barrens einen Schrecken einjagen konnten. Obwohl diese Männer Schnellfeuergewehre mit Punktscheinwerfern und Zielfernrohren besaßen, hatten wir sie so in Panik versetzt, daß sie sich beinahe gegenseitig erschossen hätten.

Diese Mission war so kinderleicht gewesen, daß wir uns nicht einmal über unseren Erfolg freuen konnten. Wir empfanden ihn als etwas Alltägliches – wieder einmal eine Nacht, in der wir leichtes Spiel hatten. Da warf Rick zum erstenmal die Frage auf, ob wir uns nicht in die Chemiefabrik schleichen sollten, um zu sehen, was wir gegen die Flußverschmutzung unternehmen könnten. Ich hatte nichts dagegen. In meinen Augen war das eine ausgezeichnete Gelegenheit, über die Grenzen meiner bisherigen Fähigkeiten hinauszuwachsen und mich einer neuen, noch größeren Herausforderung zu stellen. Rick rannte offene Türen ein. Ich hielt seinen Vorschlag für die beste Idee seit Monaten.

Da diese Aufgabe so schwierig war, die Abwässer zudem nur hin und wieder in den Fluß geleitet wurden und das Fabrikgelände bewacht und nahezu unzugänglich war, brauchten Rick und ich fast eine Woche, um unseren Überfall zu planen. Hier hatten wir es nicht mit Campern oder Leuten zu tun, die eine Party feierten, sondern mit bewaffneten Wächtern, den Gesetzen gegen Hausfriedensbruch und höchstwahrscheinlich auch mit der Polizei, falls wir uns erwischen ließen. Wir wußten, daß vermutlich mehrere nächtliche Exkursionen nötig sein würden, um unser Ziel zu erreichen. Das größte Problem bestand darin, daß die Chemikalien nicht regelmäßig in den Fluß geleitet wurden, sondern nur ab und zu. Vielleicht tat sich in der Nacht, in der wir uns auf das Fabrikgelände schlichen, zufällig gerade gar nichts, und wir würden öfters wiederkommen müssen, um die Verantwortlichen auf frischer Tat zu ertappen. Vielleicht waren dazu sehr viele Überfälle notwendig. Dann stellte sich das zweite Problem: Jedesmal, wenn wir uns in die Fabrik einschlichen, wurde das Risiko, erwischt zu werden, größer, denn schon ein einziger Fehler bei einem der vorigen Überfälle könnte unser unerlaubtes Eindringen verraten. Dann würden die Wächter in Alarmbereitschaft sein, und wir liefen eher Gefahr, geschnappt zu werden.

Wir sprachen Großvater auf das Problem an, aber er wollte sich nicht dazu äußern. Er meinte nur, das müßten wir selbst entscheiden, und nahm uns das Versprechen ab, auf jeden Fall die Scout-Gesetze zu befolgen. Wir durften nichts zerstören, was anderen Menschen gehörte, und auch niemanden verletzen. Doch Großvater machte bei diesen Worten einen sehr besorgten Eindruck. Vermutlich hatte er Angst um uns. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, daß er diese Aktion für wichtig bei der Weiterentwicklung unserer Scout-Fähigkeiten hielt. Mir war es sehr bedeutsam, was Großvater dazu meinte. Oft fragte ich mich, ob er vielleicht glaubte, daß diese Mission unsere Fähigkeiten überstieg, oder ob er einfach nur Angst hatte, daß wir dabei körperlichen oder seelischen Schaden nehmen könnten. Und ich fragte mich auch, ob er nicht befürchtete, daß ich für so eine

Situation zu aggressiv und temperamentvoll war. Ich konnte ziemlich brutal werden, wenn Raubbau an der Natur getrieben wurde, und es fiel mir in solchen Fällen stets schwer, meine Wut zu bezähmen. Bei dem gigantischen Ausmaß dieser Umweltzerstörung würde unsere Mission vielleicht zum schwersten inneren Kampf meines Lebens führen.

Obwohl Rick und ich den Fluß und die Zäune, die die Rohre und die Kippvorrichtung umgaben, genau kannten, kundschafteten wir die Gegend trotzdem noch mehrmals aus. Wir wußten aus Erfahrung, daß die Umstände sich manchmal über Nacht ändern können, und diesen Abschnitt des Flusses hatten wir schon lange nicht mehr erkundet. Die meisten unserer Exkursionen unternahmen wir am zeitigen Abend. Um diese Zeit waren nicht mehr viele Leute unterwegs, und außerdem wußte ich, daß die meisten Abwässer erst weit nach Mitternacht in den Fluß geleitet wurden. Wie immer achteten wir sorgfältig darauf, keine Fußspuren oder sonstigen Zeichen unserer Anwesenheit zu hinterlassen. Selbst bei diesen Vorbereitungen ließen wir bereits die gleiche Vorsicht walten, als handle es sich um einen richtigen Überfall. Wir konnten es uns nicht erlauben, in diesem ersten Planungsstadium auch nur den leisesten Verdacht zu erregen.

Sobald wir uns einen Überblick über die Situation verschafft hatten, konnten wir unsere ganze Mission planen und uns zusätzlich noch mehrere Alternativpläne zurechtlegen. Wir wußten, daß unsere erste richtige Mission darin bestehen würde, über den äußeren der beiden Zäune zu klettern, die Kiesfläche zu überqueren und uns bis zum inneren Zaun zu schleichen. Wir wußten, daß dieser Zaun mindestens drei Meter hoch und oben von dickem Stacheldraht gesäumt war. Und wir wußten auch, daß hier öfters ein Wächter vorbeikam, an einem ebenfalls umzäunten Nebengebäude aus Beton stehenblieb und prüfte, ob die Tür verschlossen war. Von der äußeren Umzäunung aus hatten wir bisher nur den inneren Zaun und die Fabrikgebäude sehen können – und ein Gewirr aus Rohren und Hähnen, die jedoch von hinten kaum zu erkennen waren. Man sah, daß dieser Bereich der Fabrik nur selten benutzt wurde und für die Angestellten nicht zugänglich war. Eine kleine Straße führte von der Fabrik zu einem anderen Zaun mit einem Tor, das sich mehrere hundert Meter hinter dem kleinen Backsteingebäude befand. Das alles wußten wir nur, weil wir diesen Teil des Zauns von unserem Aussichtspunkt ein Stückchen stromaufwärts sehen konnten.

Normalerweise wären wir in der Nähe des Zauns, der die Fabrik von dem kleinen Backsteingebäude trennte, in das Gelände eingedrungen. Aber wir hatten keine Ahnung, was zwischen dem Tor und diesem Gebäude lag. Diesen Bereich des Fabrikgeländes konnten wir nicht sehen, und oft hörten wir von dort Maschinenlärm. Also blieb uns nichts anderes übrig, als den Weg über die Kiesfläche zu nehmen, obwohl er überhaupt keine Deckung bot. Diese Strecke war gefährlich, aber nicht ganz so gefährlich wie der Teil des Weges, den wir nicht sehen konnten. Wenn wir das Risiko eingingen, den scheinbar leichteren Weg zu wählen, konnte es passieren, daß uns Arbeiter über den Weg liefen, daß

wir noch eine weitere Kiesfläche überqueren müssten oder – noch schlimmer – von einem Wachhund angefallen wurden. Vor allem die Angst vor einem gut dressierten Wachhund hielt uns davon ab, diesen Weg zu nehmen. Wir hatten zwar schon Hundespuren auf der Kiesfläche entdeckt, aber noch nie einen Hund auf dem Fabrikgelände gesehen. Doch konnten wir schon öfters Hundegebell aus jenem Bereich zwischen dem Gebäude und der Fabrik hören, der vor unseren Blicken verborgen war.

Wir müssten nicht nur einen einzigen Überfall auf die Fabrik planen, sondern mehrere. Schließlich konnten wir nicht sicher sein, in welcher Nacht (oder welchen Nächten) die Abwässer in den Fluß geleitet wurden. Vielleicht geschah das in völlig unregelmäßigen Abständen, also nicht jede Woche, sondern immer dann, wenn die Abwasserbehälter voll waren. Es konnte aber auch sein, daß die giftigen Chemikalien nur bei heftigen Regenfällen oder Hochwasser in den Fluß gekippt wurden, um das Ganze noch besser zu vertuschen; denn durch die starke Strömung, die an solchen Tagen herrschte, wurden die verräterischen Chemikalien und Abwässer schneller beseitigt. Wir rechneten mit allem, denn schließlich hatten wir keine Ahnung, wie wir vorgehen sollten, nachdem wir in das Fabrikgelände eingedrungen waren. Wahrscheinlich konnte man die Leute dort nicht so leicht einschüchtern, und wenn sie wirklich einmal einen Schrecken bekamen, dann erholten sie sich sicherlich rasch wieder davon. Diese vielen Unsicherheitsfaktoren machten die Planung schwierig und erhöhten unser Risiko. Deshalb müssten wir alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen treffen und durften nicht den geringsten Umstand außer acht lassen.

Wir konnten ziemlich sicher sein, daß im Sommer am Wochenende keine Abwässer in den Fluß eingeleitet wurden. Denn dann gab es viel zu viele Leute, die am unteren Lauf des Flusses badeten oder Boot fuhren; zu leicht konnte die Verschmutzung entdeckt werden. An einem regnerischen Wochenende wäre es unter Umständen möglich gewesen, doch selbst das bedeutete noch ein ziemlich großes Risiko für die Firma. Außerdem blieb die Fabrik am Wochenende geschlossen, und es waren höchstens ein paar Arbeiter da, die gerade Bereitschaftsdienst hatten. Obwohl wir nach wie vor mit allem rechneten, schien das Wochenende die beste Chance zu sein, das Fabrikgelände auszukundschaften. Sobald wir uns dort auskannten, konnten wir einen kühneren Überfall planen und endgültig entscheiden, was wir unternehmen wollten. Wenn wir uns erst einmal ins Innere des Fabrikgeländes geschlichen hatten, würden wir vielleicht auch einen besseren, versteckteren Zugang entdecken.

Besonders freute ich mich darüber, daß wir uns über die Kiesfläche anschleichen müssten, die wenig oder gar keine Deckung bot. Schließlich gehört es zum Scout-Bewußtsein, das Unerwartete zu tun: Keiner rechnete damit, daß jemand sich ganz ohne jede Deckung auf das Fabrikgelände schliche. Jeder Wächter mußte einen Eindringling eher im dichten Gebüsch vermuten. Selbst wenn jemand seinen Blick über die Kiesfläche schweifen ließ, würde er nicht direkt auf den Kies schauen, sondern

auf die Umzäunung. Und außerdem: Wenn wir gut getarnt waren, mußte selbst ein erfahrener Wächter schon beinahe mit uns zusammenstoßen, um uns zu entdecken. Deshalb war die Kiesfläche meiner Ansicht nach der beste Zugang, und Rick stimmte mir zu. Das einzige, was mir Sorgen machte, war der Wachhund, den es auf dem Fabrikgelände vielleicht gab. Doch wenn wir uns von unserem Körpergeruch befreien, war auch diese Gefahr gering. Dann mußte uns auch der Hund schon direkt über den Weg laufen, um uns aufzuspüren.

Wir faßten die kommende Samstagnacht für unsere Mission ins Auge, und zwar aus zwei Gründen: Erstens sollte es am Wochenende sehr heiß und schwül werden, was bedeutete, daß viele Menschen im Fluß badeten oder Boot fuhren. Und zweitens würden die Leute in der Fabrik, wenn sie ihre Abwässer schon am Wochenende in den Fluß leiten mußten, das bestimmt nicht ausgerechnet am Samstag tun, sondern entweder in der Freitag- oder Sonntagnacht. Der Samstag war viel zu riskant, selbst wenn es regnen sollte; denn es gab viele begeisterte Angler, die diesen Tag bei jedem Wetter am Fluß verbrachten. Obwohl wir den Entschluß, uns am Samstag auf das Fabrikgelände zu schleichen, schon am Mittwoch faßten, empfanden wir unseren Plan als etwas übereilt. Wir wollten uns möglichst viel Zeit für die Vorbereitung nehmen, damit hinterher auch wirklich alles perfekt lief.

Der Freitagnachmittag schlich im Zeitlupentempo an uns vorbei. Als er sich schließlich dem Ende zuneigte, brachen Rick und ich auf und begaben uns in unser Lager am Oberlauf des Flusses, ein paar Kilometer oberhalb des Fabrikgeländes. Das Gute an diesem Ausgangspunkt war, daß wir uns dort bereits einen gut getarnten Unterschlupf zum Schlafen eingerichtet hatten. Wir wollten uns in dem Fluß bis zum Zaun des Fabrikgeländes treiben lassen, nach Beendigung unserer Mission wieder ins Wasser steigen und weiter stromabwärts treiben. Ein paar Kilometer hinter dem Zaun würden wir die Mündung des Baches erreichen, der durch Großvaters Lager floß. Von diesem Punkt an wollten wir bachaufwärts weiterschwimmen und noch vor Sonnenaufgang wieder bei Großvater im Lager sein. In dieser Gegend gab es keine Straßen, und die meisten Wege waren selbst für Autos mit Vierradantrieb unpassierbar. Wenn wir den Zugang übers Wasser wählten, hinterließen wir auch keine Duftspur, die Hunde verfolgen konnten. Niemand würde damit rechnen, daß jemand sich durch den Fluß an das Fabrikgelände anpirschte, und das auch noch mitten in der Nacht. Außerdem lagen an unserer Route viele Sümpfe, in die wir uns notfalls flüchten konnten.

In dieser Nacht konnten wir kaum schlafen. Wir waren einfach zu aufgeregt und besorgt wegen des bevorstehenden Überfalls. Doch ich zwang mich, länger in meinem Unterschlupf zu bleiben, als ich normalerweise geschlafen hätte. Ich wollte ganz sichergehen, daß ich für unseren Überfall gut ausgeruht war. Den Samstagvormittag und den größten Teil des Nachmittags trödelten wir eigentlich nur herum. Das Warten war das Schwierigste an so einem Überfall; und diesmal fiel es uns so schwer wie noch nie. Wenn ich mich erst einmal auf einer Mission befand, machte es mir nichts aus, lange zu

warten, doch die Warerei davor wurde oft unerträglich für mich. Zum Glück verging der Nachmittag etwas schneller als der Morgen, denn wir vertrieben uns die Zeit mit ein paar einfachen Spielen. Und einen Teil des Nachmittags brachten wir damit zu, uns gründlich zu tarnen – besser als je zuvor. Wir wollten uns hinterher keine Sorgen oder Vorwürfe machen müssen, nur weil wir bei der Tarnung schlampige Arbeit geleistet hatten.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang begannen wir die Tarnfarbe auf unsere Körper aufzutragen. Zuerst wuschen wir uns mit einer Seife ohne Duftstoffe, und dann rieben wir unsere Körper mit Holzkohle ein. Zwar würde der größte Teil davon unterwegs abgehen, wenn wir den Fluß hinunterschwammen, aber es bliebe immer noch eine gute Grundtarnfarbe übrig, an die wir dann letzte Hand anlegen konnten, sobald wir das Wasser verließen. Noch ehe die Sonne den Horizont berührte, machten wir uns auf den Weg. Geräuschlos ließen wir uns am Ufer entlangtreiben und achteten dabei immer darauf, in der Nähe des schützenden Gebüschs zu bleiben. Wir waren so vorsichtig, als läge das Fabrikgelände direkt hinter der nächsten Flußbiegung und als stünden am Ufer Menschen. Eine so intensive innere Anspannung hatte ich zu Beginn einer Mission schon lange nicht mehr erlebt. Ein überwältigendes Gefühl der Erregung durchströmte mich, und ich genoß es in vollen Zügen. In diesem Augenblick schwor ich mir, künftig bei jeder Scout-Mission, auf die ich mich begäbe, nach diesem intensiven Gefühl zu streben.

Schon etwa eine halbe Stunde nach Einbruch der Dunkelheit hatten wir den Rand des Sumpfgebiets erreicht, das direkt oberhalb des Fabrikgeländes lag. Hier wollten wir aus dem Wasser steigen, uns erst einmal aufwärmen und dann warten, bis es Nacht wurde. Wir waren nur deshalb schon so zeitig aufgebrochen, weil wir nicht wußten, was für Hindernisse uns auf diesem ersten Teil unserer Strecke begegnen würden, den wir im Wasser zurücklegten. Solche unerwarteten Hindernisse konnten wertvolle Zeit kosten. Außerdem gab unser zeitlicher Vorsprung uns Gelegenheit, auf die Geräusche zu horchen, die aus der in der Ferne liegenden Fabrik drangen. Wir kletterten sogar auf einen der höheren Bäume, um das hell erleuchtete Fabrikgelände zu überblicken. Von unserem luftigen Aussichtspunkt konnten wir die Scheinwerfer aller Fahrzeuge erkennen, die zu der Fabrik fuhren oder sich von ihr entfernten. Das Gelände selbst sahen wir zwar nicht, weil uns ein paar Bäume die Sicht versperrten, wohl aber das Flackern der Scheinwerfer vor dem Hintergrund der Fabrikbeleuchtung.

Diese Wartezeit empfanden wir nicht mehr als quälend, denn die Zeit verging im Nu. Zwar sprachen wir kein Wort miteinander, nicht einmal in den von undurchdringlichem Pflanzengewirr überwucherten Tiefen des Sumpfes, aber wir gingen unsere Pläne immer wieder durch und verständigten uns dabei mit Handzeichen. Das beschäftigte uns völlig und ließ die Zeit wie im Flug verstreichen. Nach ein paar Stunden stiegen wir wieder ins Wasser und ließen uns zum oberen Teil des Fabrikgeländes treiben. Unsere Pause war uns gar nicht lang vorgekommen, und doch freute ich mich, daß wir Gelegenheit

dazu hatten, zumal wir uns nun schon so nah am Fabrikgelände befanden. Dadurch fanden wir nicht nur Zeit, uns zu entspannen und unseren Plan noch einmal durchzugehen, sondern wir konnten uns auch ausruhen, und das hatten wir vor der langen, harten Nacht, die uns erwartete, bitter nötig. Außerdem wurde unsere Vorfreude und Aufregung dadurch auf eine höhere Ebene emporgehoben.

Am äußeren Zaun der Fabrik angelangt, verharrten wir lange Zeit regungslos im Wasser, lauschten, beobachteten und versuchten uns in die Dunkelheit hineinzufühlen. Eine Stimme tief in meinem Inneren riet mir, mich jetzt noch nicht von der Stelle zu rühren, obwohl ich keine Ahnung hatte, woher diese Stimme kam. An Ricks Haltung erkannte ich, daß er das gleiche empfand wie ich: Der richtige Zeitpunkt für unseren Vorstoß war noch nicht gekommen. Die intensiven Erlebnisse des Scouts fördern manchmal die besten Inneren Visionen zutage. Ein paar Sekunden, nachdem unsere innere Stimme uns zugeflüstert hatte, daß wir noch warten sollten, hörten wir, wie eine schwere Metalltür geschlossen wurde. Dann nahmen wir in der Ferne Schritte wahr, schließlich klappte eine Autotür zu, der Motor wurde angelassen, und dann war nur noch das immer leiser werdende Geräusch des davonfahrenden Wagens zu hören. Doch unsere Innere Vision mahnte uns immer noch zur Geduld. Obwohl das eigentlich keinen Sinn ergab, wußten wir aus Erfahrung, daß wir diesem Gefühl Folge leisten mußten und es nicht in Frage stellen durften. Bald hörten wir, wie eine andere schwere Tür sich schloß und ein zweites Auto davonfuhr.

Jetzt sagte unsere innere Stimme uns, daß wir in Aktion treten konnten.

Wir schlichen uns zu der Stelle, wo die Kiesfläche sich unterhalb des Zauns fortsetzte bis ans Flußufer. Der Kies war mit Lehmklumpen vermischt, die die gleiche Farbe hatten wie die Kieselsteine. Wir achteten darauf, nur Klumpen aufzuheben, die im Wasser lagen, und rieben uns mit dem Lehm ein, bis wir so gut getarnt waren, daß man uns nicht mehr von der Kiesfläche unterscheiden konnte. Dann verließen wir das Kiesufer, bewegten uns aber dabei immer im Wasser, um keine Spuren zu hinterlassen. Wir überquerten eine grasbewachsene Fläche, die bis an die Ecke des Zauns führte. Dort warteten wir, bis der Lehm an unserem Körper völlig getrocknet war. Wir wollten keine Lehmspuren auf dem Gras hinterlassen, die vielleicht verraten hätten, auf welchem Weg wir in das Fabrikgelände eingedrungen waren. Großvater hatte uns eingeschärft, stets davon auszugehen, daß alle Leute das Spurenlesen beherrschten. Obwohl wir wußten, daß das nicht stimmte, hatten wir doch das Gefühl, uns so verhalten zu müssen, um kein Risiko einzugehen.

Sobald wir den Zaun erreicht hatten, schlugen wir uns ins Dickicht und schlichen zu einem großen Baum, der etwa anderthalb Meter vor dem Zaun stand. Das Chemieunternehmen hatte sämtliche Pflanzen, die in der Nähe des Zauns wuchsen, stark zurückgeschnitten; dieser Baum bot die einzige Möglichkeit, auf das Fabrikgelände zu gelangen, sonst hätten wir am Zaun hochklettern müssen, und das wollten wir nicht. Denn wenn wir über den Zaun stiegen, würden wir nur noch mehr Spuren

hinterlassen, die verrietten, an welcher Stelle wir das Fabrikgelände betreten hatten. Lautlos erkletterten wir den Baum und rutschten dann am dicksten Ast entlang, der über den Zaun hing. Er bog sich unter unserer Last und ließ uns auf der anderen Seite des Zauns langsam zu Boden gleiten. Wir hatten die Aktion so geplant, daß unsere Füße auf der größten Kiesfläche des Fabrikgeländes aufkamen. Auf diese Weise würden unsere Fußspuren kaum zu sehen sein; die meisten Menschen achteten ohnehin nicht auf die Kiesfläche. Wir hofften, daß die Holzkohle und der Geruch des Flusses und des Lehms unseren Körpergeruch überdecken würden, so daß die Hunde ihn nicht wahrnähmen.

Lange Zeit verharrten wir regungslos an der Stelle, wo wir das Fabrikgelände betreten hatten, und spannten unsere Sinne bis aufs äußerste an, um irgend etwas wahrzunehmen, was sich nicht in den natürlichen Strom der Nacht einfügte. Jetzt konnten wir den inneren Zaun und das Backsteingebäude deutlich erkennen. Abgesehen vom Summen der Insekten und den anderen Tiergeräuschen außerhalb des Zauns war es ganz still. Sobald wir praktisch sicher waren, daß hier alles in Ordnung war, legten wir uns flach auf den Bauch und begannen uns millimeterweise bis zu dem Fabrikgelände vorzuschieben. Dabei wählten wir eine schnellere Variante des Scout-Kriechens. Selbst wenn jemand in unsere Richtung schaute, würde er unsere Bewegungen nicht erkennen. Wir krochen auf ein paar niedrige Pflanzen zu, die vor der inneren Umzäunung wuchsen. Diese Pflanzen wählten wir als Ausgangspunkt für unsere nächste Aktion: Sie würden uns vor Blicken schützen. Außerdem waren es die einzigen Pflanzen auf dem Firmengelände – oder zumindest die einzigen, die wir von dieser Stelle aus sehen konnten.

Nachdem wir uns bis über die Mitte der Kiesfläche vorgeschoben hatten, erkannten wir in der Ferne den dunklen Umriß einer Asphaltstraße, die zu dem Tor in der inneren Umzäunung des Firmengeländes führte. Das kam etwas unerwartet für uns, denn vom Fluß und selbst vom äußeren Zaun aus hatten wir diese Straße nicht sehen können. Und die Tatsache, daß es nicht einfach nur ein Kiesweg war, sondern eine geteerte Straße, verriet uns sofort, daß diese Zufahrt häufig benutzt wurde. Als wir uns näher heranschlichen, sahen wir deutlich, daß die Auffahrt, die zu dem kleinen Backsteingebäude führte, nicht nur vom Auto des Wächters befahren wurde, sondern auch von mehreren anderen Wagen – und zwar mehrmals am Tag, wie wir an den Fahrspuren an den Seiten feststellten. Das wäre vielleicht sogar ohne die Flutlichtbeleuchtung zu erkennen gewesen, die das ganze Gelände in helles Licht tauchte.

Wir wollten die Asphaltstraße gerade überqueren, da hörten wir, wie in der Ferne ein Tor aufgeschoben wurde. Ein Auto kam näher, und dann schloß das Tor sich wieder. Nun saßen wir in der Falle – ohne jede Deckung. Wir konnten uns nicht einmal auf die andere Straßenseite retten, denn die Scheinwerfer des herankommenden Autos waren direkt auf uns gerichtet. Uns blieb nichts anderes übrig, als uns flach auf den Boden zu legen, regungslos in dieser Position zu verharren und zu hoffen,

daß die Kies-Tarnfarbe unseren Erwartungen entsprach. Und was die Sache noch schlimmer machte: Wir befanden uns direkt an der Kurve, wo wir ins hellste Scheinwerferlicht getaucht sein würden, wenn das Fahrzeug hier einbog und auf den Parkplatz fuhr. So völlig wehrlos hatte ich mich schon lange bei keinem Überfall mehr gefühlt. Ich hoffte, daß das, was Großvater mir über die Kunst des Sich-unsichtbar-Machens beigebracht hatte, dieser harten Bewährungsprobe standhalten würde. Aber als das Fahrzeug heranrollte, verließ mich meine Zuversicht: Ich konnte nur noch daran denken, welchen Fluchtweg ich wählen würde, wenn man mich entdeckte.

Doch psychologisch betrachtet war unsere Position die beste, die es gab. Dieser Gedanke tröstete mich. Denn erstens waren wir allen Blicken preisgegeben, und das bedeutete, daß der Wächter an dieser Stelle garantiert niemanden vermutete. Er würde es nicht für möglich halten, daß jemand sich ausgerechnet hier versteckte. Zweitens würde er über uns hinweg zum Zaun schauen, denn das war die Stelle, wo jemand sich auf das Firmengelände schleichen konnte, und die außerdem die beste Deckung bot. Während ich all diese Umstände bedachte, die günstig für uns waren, fuhr das Auto an uns vorbei, ohne seine Fahrt zu verlangsamen; und auch sonst deutete nichts daraufhin, daß der Fahrer vermutete, hier könne irgend etwas nicht stimmen. Dreißig Meter weiter sah ich das Fahrzeug an der Auffahrt zum Parkplatz stehenbleiben. Mir fiel auf, daß es das gleiche Fabrikat und Modell war wie unsere Polizeiautos. Es hatte sogar Blaulicht auf dem Dach. Zuerst dachte ich, daß es vielleicht wirklich die Polizei sein könnte, doch dann sah ich das Firmenzeichen am Kofferraum.

Der Fahrer stieg aus, warf eine brennende Zigarette auf den Boden und nahm sich nicht einmal die Zeit, sie auszutreten.«. Ohne zu zögern oder sich umzusehen, öffnete er die hintere» Autotür, und ein Deutscher Schäferhund sprang heraus. Mein Herz setzte aus. Doch dann beruhigte es mich, daß der Hund sich, nachdem er vom Rücksitz gesprungen war, lange und anmutig streckte und dann direkt zum Zaun hinüberging, um das Bein zu heben. Er schien kein bißchen wachsam zu sein. Ich nahm an, daß es kein dressierter Polizeihund war. Daß er sich so ausgiebig streckte, deutete außerdem darauf hin, daß er lange Zeit in dem Auto liegen mußte und unterwegs wahrscheinlich geschlafen hatte. Der Fahrer des Autos war ebenso arglos wie der Hund. Er sah sich überhaupt nicht um, sondern blickte zuerst zu seinem Hund und dann zu dem Tor im inneren Zauns hinüber. Trotz seiner tadellosen Uniform konnte dieser Mann auf keinen Fall ein gut ausgebildeter Wächter sein. Für ihn war seine Arbeit im Laufe der Jahre zur Routine geworden, weil auf dem Firmengelände noch nie etwas passiert war.

Wir sahen zu, wie der Wächter das Tor des inneren Zauns aufschloß und, gefolgt von dem Hund, das Firmengelände betrat. Statt die Auffahrt entlangzugehen, steuerte er direkt auf die Ecke des Gebäudes zu. Dort blieb er stehen, um zu urinieren, blickte sich dabei aber immer noch nicht um. Der Hund streifte ziellos auf dem Gelände umher und wartete, bis sein Herrchen fertig war. Dann ging der

Wächter zu der großen Stahltür hinüber, nahm einen Schlüssel heraus und öffnete die Tür mit einem deutlich hörbaren Klicken. Als er die Neonbeleuchtung anschaltete, erstrahlte der dunkle Raum in hellem, flackerndem Licht. Die Neonlampen schienen so hell, daß sie auch noch die Auffahrt zum Parkplatz und sogar die Stelle beleuchteten, wo wir auf der Lauer lagen. Der Wächter und sein Hund verschwanden in dem Gebäude und gingen anscheinend nach hinten. An ihrem zielstrebigem Gang erkannten wir, daß sie dort wohl irgend etwas zu erledigen hatten.

Rick und ich nutzten die Gelegenheit, um flach auf den Boden gedrückt auf das Backsteingebäude zuzukriechen. Wir achteten darauf, dem Zaun nicht zu nahe zu kommen, um keine Duftspur zu hinterlassen, auf die der Hund vielleicht aufmerksam werden würde. Wir steuerten direkt auf das spärliche Gebüsch zu, das den Zaun säumte. Dort gingen wir in Deckung und legten uns auf den Bauch. Von hier aus konnten wir das Gebäude gut überblicken und alles sehen, was sich dort abspielte. Wir erkannten, daß an der Hinterseite des Gebäudes mehrere kleine Ventile in ein großes Ventil einmündeten und daß sie alle durch unterschiedlich große, verschiedenfarbige Rohre miteinander verbunden waren. Und wir sahen auch den Wächter, der hinten im Zimmer saß, offenbar etwas in ein Buch schrieb und zwischendurch einmal auf die Uhr schaute. Anscheinend trug er in das Buch ein, daß er seinen Rundgang gemacht hatte. Der Hund stand lustlos daneben. Man sah, daß es ihm keinen Spaß machte, zu so später Stunde noch aus dem Schlaf gerissen zu werden. Das Ganze dauerte ziemlich lange. Der Wächter schien es nicht eilig zu haben.

Dann verließ er das Gebäude wieder und schloß die Tür hinter sich, ohne sich zu vergewissern, ob sie auch wirklich eingeklinkt war. Er ging zum Tor hinüber und machte das Vorhängeschloß zu – ebenfalls, ohne nachzusehen, ob es auch tatsächlich richtig geschlossen war. In diesem Augenblick bewegten sich seine Füße nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt, und doch bemerkte er weder Rick noch mich. Der Hund trottete zu dem niedrigen Gebüsch hinüber, in dem wir auf der Lauer lagen, und hob mit einem gelangweilten Schnüffeln das Bein. Bedauerlicherweise urinierte er genau auf Ricks Hand und Unterarm. Der Wächter rief von der inzwischen geöffneten Hintertür des Autos her nach ihm, und der Hund kam und sprang in den Wagen. Nichts an seinem Verhalten deutete darauf hin, daß er auch nur den leisesten Verdacht hatte, hier könnte irgend etwas nicht stimmen. Auch der Wächter stieg völlig arglos ins Auto und fuhr davon.

Als Rick und ich hörten, wie das Tor zuging und das Motorengeräusch des Autos allmählich leiser wurde, stießen wir einen stummen Seufzer der Erleichterung aus. Wir blieben noch lange Zeit in unserem Versteck und lauschten in die Nacht hinein, um festzustellen, ob nicht vielleicht noch jemand kam oder sich irgend etwas anderes Ungewöhnliches ereignete. Nachdem wir uns davon überzeugt hatten, daß wir in Sicherheit waren, begannen wir die Hinterseite des Gebäudes auszukundschaften, die außerhalb des inneren Zauns lag. Dort gab es nichts weiter zu sehen als ein Gewirr von Rohren in

verschiedenen Größen, die alle in einen Betondamm einmündeten. Anscheinend führten diese Rohre zu den Abwasserbehältern, die wir in der Ferne hinter dem Hauptgebäude der Fabrik stehen sahen. Uns war klar, daß von dem Backsteingebäude mit seinen vielen Ventilen aus die Einleitung der Chemikalien in den Fluß überwacht wurde.

Als nächstes kundschafteten wir die Straße aus, die vom inneren Fabrikgelände zum äußeren Tor und schließlich zu dem Platz führte, wo die Fabrikgeräte standen. Von weitem erkannten wir schwere Maschinen und noch ein paar undefinierbare Rohre und Gerätschaften. Die Straße, die von dem Tor zu dem Blockhaus führte, war an beiden Seiten von breiten Kiesstreifen gesäumt, die man ebenfalls von sämtlichen Pflanzen befreit hatte. An dieser Stelle führte der äußere Zaun des Firmengeländes in dichten Wald hinein; deshalb konnten wir ihn vom Fluß aus nicht sehen. Der undurchdringliche Wald reichte fast bis an den Zaun heran. Diese Stelle bot einen der ungefährlichsten Zugänge zu dem Gelände, den wir bisher gesehen hatten. Das Problem war nur, daß der Wächter vielleicht besonders aufmerksam sein würde, wenn er auf seinem Rundgang an dieser Schwachstelle vorbeikam.

Nachdem wir den Wald, der an diesen Abschnitt des Zauns grenzte, genauer in Augenschein genommen hatten, stellten wir fest, daß er fast ausschließlich aus Sumpf und undurchdringlichem Dickicht bestand. Kein Wächter würde damit rechnen, daß jemand versuchte, auf diesem Weg in das Firmengelände einzudringen. Also verhielte er sich an dieser Stelle noch viel unachtsamer als anderswo. Da stand für mich fest, daß wir beim nächstenmal diesen Zugang zum Firmengelände wählen würden. Nun kundschafteten wir noch den inneren Zaun des Geländes aus. Ich hätte beinahe laut gelacht, als ich sah, daß der Zaun so ein großes Loch hatte, daß ich auf Händen und Füßen hätte durchkriechen können. Offenbar hatte man das Loch hineingesägt, um ein großes Rohr hindurchzuleiten, das inzwischen durch ein kleineres ersetzt worden war. Die Mitarbeiter der Firma hatten sich nie die Mühe gemacht, die Lücke zu schließen, die zwischen dem neuen Rohr und dem Holz des Zauns klaffte. Ich vermutete, daß der innere Zaun nur dazu diente, den Anschein strenger Bewachung und völliger Unzugänglichkeit zu geben. In Wirklichkeit rechneten Wächter und Firmenleitung gar nicht damit, daß sich jemand hier einschleichen würde.

Als wir uns auf den Rückweg machten und auf dem Bauch über die Kiesfläche zwischen dem inneren und dem äußeren Zaun krochen, kehrte der Wächter zurück. Wieder fiel der Lichtkegel seiner Autoscheinwerfer direkt auf uns, aber er verlangsamte seine Fahrt nicht. Aus dem Zeitabstand zwischen seinem ersten und seinem zweiten Besuch schlossen wir, daß der Wächter die Anweisung haben mußte, ungefähr jede Stunde hier vorbeizukommen. Wieder hob der Hund das Bein, was darauf hindeutete, daß der Wächter ihn seit seiner letzten Runde nicht aus dem Auto gelassen hatte. Ich vermutete, daß dieser Mann die Aufgabe hatte, das Gelände außerhalb der Fabrik zu kontrollieren. Das Ventilhäuschen, wie wir es von jetzt an nannten, war eine der vielen Stationen auf seiner Runde, und

wahrscheinlich hielt er sich hier am längsten auf. Wir fragten uns, ob er woanders überhaupt aus dem Auto stieg. Sein Gang und die Art, wie er sich streckte, wenn er ausstieg, deuteten darauf hin, daß er lange im Auto gesessen hatte.

Nachdem der Wächter wieder weggefahren war, schlichen wir uns auf einem etwas anderen, versteckteren Weg vom Firmengelände. Wir ließen uns ins Wasser gleiten und befanden uns schon ein paar Stunden vor Einbruch der Morgendämmerung wieder in Großvaters Lager und in unserer Schlafhütte. Es wunderte mich, wie kinderleicht dieser Überfall gewesen war. Wir gerieten nur zweimal in eine etwas heikle Situation: als wir ganz ohne Deckung dalagen und der Lichtkegel der Autoscheinwerfer über uns hinwegglitt und als der Hund auf Ricks Hand urinierte. Wenn der nächste Teil unserer Mission etwas aufregender werden sollte, müßten wir schon das Äußerste wagen und uns direkt dem Firmengebäude nähern. Vielleicht konnten wir bis zu dem Platz vorstoßen, wo die Geräte standen, oder uns sogar direkt in das Gebäude einschleichen. Alles andere würde unsere Geschicklichkeit kaum auf eine besonders harte Probe stellen. Aber ich wollte auch etwas tun, woran die leitenden Angestellten der Firma erkennen sollten, daß jemand über die illegale Einleitung der Abwässer in den Fluß Bescheid wußte.

Nachdem wir ausgeschlafen hatten, begannen Rick und ich sofort mit der Planung unseres nächsten Überfalls. Wir wollten nicht zu lange damit warten, denn auf dem Firmengelände konnte sich schnell etwas verändern. Ich machte mir keine großen Sorgen, daß jemand unsere Spuren von der Nacht zuvor entdeckt und die Wachen alarmiert haben könnte. Dazu waren wir viel zu vorsichtig gewesen. Wenn wir vermutet hätten, daß man auf unseren Überfall aufmerksam geworden war, würden wir mit unserem nächsten Erkundungszug durch das Firmengelände so lange warten, bis wieder Gras über die Sache gewachsen war und die Wächter erneut in ihre selbstzufriedene Routine verfielen. Doch in unserem Fall war es besser, möglichst bald zurückzukehren. Das bedeutete für mich das Schönste an der Planung eines Scout-Überfalls: Man mußte sich nicht nur eine praktische Strategie zurechtlegen, sondern auch die Psyche der Menschen und viele andere Faktoren mit einkalkulieren. Wie immer konnte man nicht alle Dinge vorausplanen und mußte auf alles gefaßt sein.

Wir planten unsere Mission für die kommende Mittwochnacht, weil es am wahrscheinlichsten war, daß die Mitarbeiter der Firma in dieser Nacht die giftigen Chemikalien in den Fluß leiten würden. Es sollte Regen geben. Nach so vielen trockenen Wochen blieb ihnen eigentlich gar nichts anderes mehr übrig, als jetzt ihre Abwässer in den Fluß zu kippen. Für uns waren das natürlich verlockende Aussichten, denn es gab uns nicht nur die Chance, sie auf frischer Tat zu ertappen, sondern gleichzeitig vermochten wir dabei auch unsere Geschicklichkeit auf eine noch härtere Probe zu stellen – vor allem, wenn wir uns über die innere Umzäunung hinauswagten und bis zum Geräteraum und zum Parkplatz vordrangen. Außerdem konnte es sein, daß wir diesmal einem anderen Wächter

begegneten als am Wochenende, und vielleicht hatte seitdem ein Schichtwechsel stattgefunden. Also konnten wir nicht darauf bauen, daß immer noch der gleiche Wächter da war; der neue hatte möglicherweise andere Gewohnheiten. Bei so vielen Unsicherheitsfaktoren erhöhte sich das Risiko, und damit wurde auch unsere innere Anspannung größer. Wir erhielten Gelegenheit, über unsere bisherigen Fähigkeiten hinauszuwachsen.

Als der Mittwochnachmittag sich dem Ende zuneigte, tarnten wir uns wie üblich und verließen Großvaters Lager. Um nicht wieder in die gleiche Routine zu verfallen, wollten wir diesmal stromaufwärts zum Firmengelände schwimmen, es zwischen dem hinteren Tor und dem Ventilhäuschen betreten und durch die von Dickicht überwucherten Sümpfe zurückkehren. Durch die Sümpfe würden wir zu dem Bach gelangen, der zu Großvaters Lager führte, und konnten uns dann die letzten paar Kilometer zurück einfach treiben lassen. Selbst wenn sie mit unserem Kommen rechneten, verfolgten wir diesmal eine so völlig andere Strategie, daß wir auf jeden Fall im Vorteil sein würden. Ein Scout nimmt nie zweimal dieselbe Route. Diese Regel hatten wir mit unserem Plan gewissenhaft befolgt. Doch trotz unserer Zuversicht und des überwältigenden, mühelosen Erfolgs der letzten Mission ließen Rick und ich bei der Planung unserer nächsten Aktion noch größere Vorsicht walten. Diesmal konnte so vieles mißglücken, daß wir kein Risiko eingehen durften, zumal wir bei unserem heutigen Überfall ein bleibendes Andenken auf dem Fabrikgelände hinterlassen wollten.

Sobald wir Großvaters Lager verlassen hatten, waren wir in voller Alarmbereitschaft, diesmal noch mehr als bei unserem ersten Überfall. Wieder achteten wir darauf, daß uns keine Schlampereien unterliefen, die wir hinterher vielleicht bereut hätten. Zufällige Begegnungen mit Leuten, die später eventuell als Zeugen auftreten konnten, mußten wir unter allen Umständen vermeiden. Von nun an bedeutete jeder Mensch, der uns begegnete, ein Risiko. Den Weg vom Lager bis zum Fluß und die lange Strecke flußaufwärts legten wir ohne jeden Zwischenfall zurück. Fast kam uns die Sache zu einfach vor. Selbst als ein paar Leute an uns vorbeikamen, die einen Abendausflug in ihren Kanus machten, ahnten sie nicht, daß wir am Ufer versteckt lagen. Ich konnte der Versuchung, dem letzten Kanu zu folgen; und mich eine Weile in seinem Kielwasser treiben zu lassen, kaum widerstehen, aber diese Energieverschwendung durfte ich mir nicht erlauben. Außerdem sahen diese Kanufahrer so aus, als wollten sie einfach nur ihre Bootspartie genießen. Sie schienen nicht zu jenen biersaufenden, randalierenden Kanusportlern zu gehören, die mir in der Vergangenheit begegnet waren.

Diesmal wollten wir schon unterhalb des Firmengeländes aus dem Wasser steigen. Abgesehen von den paar Minuten Verzögerung, weil wir warten mußten, bis die Kanus vorbeigefahren waren, lief alles genau nach Plan, und wir hatten jede Menge Zeit, uns auszuruhen und aufzuwärmen, ehe der anstrengendere Teil unserer Mission begann. Wie üblich nutzten wir diese Zeit, um unseren Plan noch einmal in Zeichensprache durchzugehen, das Gelände von den hohen Bäumen am Rand des

Sumpfes aus zu überblicken und uns ganz allgemein einen gefühlsmäßigen Eindruck von der Situation zu verschaffen. Doch im Gegensatz zum letzten Mal kam uns die Wartezeit diesmal unendlich lang vor, so groß war unsere Aufregung und die Vorfreude auf die bevorstehenden Ereignisse. Ich mußte mich mehrmals mit Gewalt aus meiner inneren Erregung und Euphorie reißen und mich daran erinnern, daß ich hier eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Und diese Aufgabe war die Krönung aller Etappen unseres Überfalls. Wenn wir jetzt zu selbstsicher waren oder schlechte Arbeit leisteten, konnte das für den späteren Verlauf unserer Mission verhängnisvoll sein. Meine freudige Erwartung und Erregung betrachtete ich als eine Ablenkung, die ich überwinden mußte.

Sobald Rick und ich das Gefühl hatten, daß der richtige Zeitpunkt gekommen war, und unsere Innere Vision uns darin bestärkte, ließen wir uns wieder ins Wasser gleiten und schwammen möglichst rasch durch den Sumpf zu dem Zaun zwischen dem Ventilhäuschen und dem Haupttor hinüber. Noch ehe wir uns dem Zaun genähert hatten, wurde uns klar, daß diesmal alles ganz anders war als beim letzten Mal. Wir hörten aufgeregte Stimmen und sahen, daß in der Nähe des Ventilhäuschens mehrere Leute herumliefen. Dort parkten auch etliche Autos. Andere Fahrzeuge kamen angerollt und entfernten sich wieder. Wir hörten das Knacken der Funkgeräte, mit denen die Leute sich verständigten. Diesmal waren zwei Wächterautos da. Das eine parkte an der Kurve der Asphaltstraße, das andere am äußeren Zaun in der Nähe des Flusses. Der Wächter, dessen Auto an der asphaltierten Straße stand, suchte mit den Augen die Zäune ab, der andere beobachtete den Fluß. Da begriffen wir, daß heute abend viel für uns auf dem Spiel stand.

Beunruhigend war, daß diese Männer einen sehr wachsamen Eindruck machten – zumindest für ihre Verhältnisse. Doch auf jeden Fall paßten sie besser auf als der Wächter, der uns bei unserem ersten Überfall begegnet war. In einem der Hunde, der bei dem Mann in der Nähe des Flußufers stand, erkannten wir den Schäferhund von neulich wieder, doch der Wächter am Ventilhäuschen hatte ebenfalls einen Hund hinten in seinem Auto. Dieser Hund schaute unablässig aus den halbgeöffneten Fenstern und fletschte jedesmal wütend die Zähne, wenn jemand vorbeikam. Von ihm ging die größte Gefahr aus, das wußten wir. Doch da der Hund offenbar ziemlich bössartig war, rechnete ich nicht damit, daß der Wächter ihn so ohne weiteres aus dem Auto lassen würde. Er sah heimtückisch aus und würde wahrscheinlich eher einen der Arbeiter anfallen, bevor er überhaupt etwas von unserer Gegenwart ahnte.

Aus dem Verhalten der Leute auf dem Fabrikgelände, vor allem aus der aufmerksamen Haltung der Wächter, schlossen wir, daß heute nacht die Chemikalien in den Fluß geleitet werden sollten. Die Erregtheit der Arbeiter verriet, daß die Sache in aller Heimlichkeit stattfinden sollte und daß sie sich über die Illegalität ihrer Aktion im klaren waren. Die vielen Leute und ihr Verhalten zwangen uns zu warten, bis der Aufruhr sich wieder gelegt hatte, ehe wir es wagen konnten, über den Zaun zu klettern. Wenn

ich wirklich bis an die äußersten Grenzen meiner Fähigkeiten gehen wollte, hätte ich natürlich einen anderen Weg wählen und direkt ins Firmengelände vordringen können. Wahrscheinlich wären wir auch dann nicht entdeckt worden, denn die Leute auf dem Gelände machten sich an den Ventilen zu schaffen, schauten den anderen zu oder beobachteten den Fluß. Es kam nur selten vor, daß jemand sich zum Fabrikgebäude umdrehte und in unsere Richtung blickte. Und selbst wenn sie hinüberschauten, sahen sie uns nicht.

Im Lauf der Nacht verließ ein Auto nach dem anderen das Firmengelände. Nach einer Weile war sogar der Wächter mit dem bissigen Hund verschwunden. Ich vermutete, daß sie sich nun in Sicherheit wiegten, weil es schon so spät war. Zum Schluß blieben nur noch zwei Männer übrig: der Wächter in der Nähe des Flusses und ein Werksangehöriger, der sich im Ventilhäuschen aufhielt. Da wurde uns klar, wie dumm wir waren, nicht zu merken, daß der Wächter am Flußufer derselbe Mann war, der in der Nacht zuvor seinen Rundgang durch das Gelände ausgeführt hatte. Wir hatten ihn irrtümlicherweise für einen neuen Wächter gehalten, da er sich so völlig anders verhielt und einen sehr wachsamen, professionellen Eindruck machte. Doch diese Fassade legte er rasch ab, nachdem der andere Wächter fortgefahren war, und verhielt sich wieder genauso wie in der Nacht zuvor. Es war alles nur Show gewesen, und wir ließen uns täuschen. Da stießen wir einen stummen Seufzer der Erleichterung aus, denn wir wußten, daß dieser Wächter uns keine großen Probleme bereiten würde.

Nun begannen wir unseren Vorstoß. Langsam, Zentimeter für Zentimeter, krochen wir von hinten auf den inneren Zaun zu. Als wir die Stelle erreicht hatten, wo die Rohre sich unter dem Zaun durchschoben und im Inneren des Backstein-Ventilhäuschens verschwanden, lehnte der Wächter rauchend am Zaun, und der Hund lag zusammengerollt zu seinen Füßen und schien zu schlafen. Vorsichtig krochen wir durch die Lücke zwischen dem Zaun und den Rohren ins Innere des Firmengeländes. Am Vibrieren der Rohre und an dem leisen Rauschen erkannte ich, daß jetzt die giftigen Chemikalien in den Fluß geleitet wurden. Ich vermutete, daß der Mann in dem Backsteingebäude den Vorgang überwachte, obwohl wir ihn immer noch nicht sehen konnten. Ein Zorn, der fast schon an Raserei grenzte, stieg in mir auf. Ich wunderte mich über die Heftigkeit meiner Gefühle. Ein Scout darf sich niemals von seinen Emotionen ablenken lassen, denn das führt zum Mißerfolg. Und doch kam ich nicht dagegen an. Am liebsten wäre ich in das Ventilhäuschen eingedrungen, hätte den Mann gefesselt und in das verschmutzte Wasser geworfen. Ich wollte, daß er es schluckte, genau wie alle Pflanzen und Tiere stromabwärts von der Fabrik dieses Gift aufnehmen müßten.

Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder gefaßt und das emotionslose Bewußtsein des Scouts wiedererlangt hatte. Denn wenn ich weiterhin diesen Haß und Zorn in mir schürte, würde unser Überfall ganz bestimmt scheitern. Als wir uns der Stelle näherten, wo die Rohre in das Gebäude hineinführten,

entdeckten wir zwischen den Backsteinen und der kleineren Gruppe von Rohren eine Öffnung. Durch dieses Loch konnten wir ins Innere des Ventilhäuschens schauen. Dort stand der Mann, der die Einleitung der giftigen Chemikalien beaufsichtigte, neben dem größten Hahn. Er trug einen weißen Kittel, hatte einen Manuskripthalter in der Hand und schaute immer wieder auf die Uhr. Offensichtlich wartete er darauf, daß der Abwasserstrom versiegle. Genau wie seine Mitarbeiter merkte er überhaupt nicht, was um ihn herum vorging. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Ventil und seiner Armbanduhr.

Während ich dort auf der Lauer lag und den Mann durch die Luke in dem Backsteingebäude beobachtete, tobte in meinem Inneren ein heftiger Kampf. Ich wurde zwischen Haß und Mitleid hin- und hergerissen. Mir war klar, daß den Mann nicht die alleinige Schuld an dieser Einleitung von Abwässern in den Fluß traf. Er erledigte nur seine Arbeit, und solange er damit Geld verdiente, spielte es für ihn keine Rolle, was er zu tun hatte.

Schließlich war er sich über die Tragweite der Zerstörung, die er da verursachte, nicht im klaren; er sah die Pflanzen und Tiere nicht, denen er damit Schaden zufügte. Wahrscheinlich wußte er, daß er etwas Illegales tat, aber da es keinen für ihn erkennbaren Schaden anrichtete, störte ihn das nicht. Seine Ignoranz verursachte mir Übelkeit. Ich fragte mich, ob er Kinder habe und ob diese Kinder wohl manchmal in dem Fluß schwammen. Aber das bezweifelte ich. Sicher verdiente er eine Menge Geld, und seine Kinder badeten im Swimmingpool der Familie oder des Country Clubs, weit entfernt vom giftigen Wasser des Flusses, in dem die anderen Leute schwimmen mußten.

Langsam schlichen Rick und ich uns um das Gebäude herum an den Rand des Zauns, in die Nähe des Gebüschs, wo wir uns bei unserem ersten Überfall versteckt hielten. Obwohl das Gebüsch sich außerhalb der inneren Umzäunung befand, wußten wir, daß sein dunkler Schatten uns Deckung böte, wenn wir uns ganz nah an dem Zaun auf die Lauer legten. Auf diese Weise befanden wir uns gleichzeitig in der Nähe des Tores und konnten alles, was in dem Ventilhäuschen vor sich ging, genau überblicken. Unter anderen Umständen wäre das kein sehr sicheres Versteck gewesen, doch da der Wächter so unaufmerksam war und die Angestellten der Firma bisher offensichtlich überhaupt keinen Verdacht geschöpft hatten, schien es eine gute Wahl zu sein. Bald waren wir dort angelangt und so völlig mit dem Schatten des Gebüschs verschmolzen, daß uns niemand mehr sehen konnte. Selbst wenn jemand direkt zu uns hinüberschaute, würde er uns nicht erkennen.

Kaum hatten wir uns in unserem Versteck niedergelassen, da hörten wir, wie der Motor des Wächterautos angelassen und gleichzeitig das Ventil zuggedreht wurde. Offensichtlich war die Einleitung der Chemikalien in den Fluß inzwischen beendet. Wir wußten allerdings nicht, ob die Abwasserbehälter schon leer waren oder ob sie die Einleitung nur deshalb beendet hatten, weil der leichte Nieselregen, der den größten Teil der Nacht über andauerte, inzwischen aufgehört hatte. Der Wagen hielt nur etwa

anderthalb Meter von der Stelle entfernt, wo wir auf der Lauer lagen, und wir hörten, wie der Wächter ausstieg. Zu unserer großen Erleichterung klappte die hintere Autotür nicht. Das bedeutete, daß er den Hund im Wagen gelassen hatte. Dann kam das Klappern von Absätzen immer näher. Neben dem Zaun blieb der Wächter kurz stehen, und an dem knirschenden Geräusch hörten wir, daß er seine Zigarette austrat. Dann klapperten die Absätze an uns vorbei. Wir sahen, wie der Wächter, der nun ganz deutlich zu erkennen war, das Ventilhäuschen betrat und ein Gespräch mit dem anderen Mann anfang.

Langsam schob ich den Kopf aus dem Schatten des Gebüschs und schaute zu dem Auto des Wächters hinüber. Der Hund war nirgends zu sehen; anscheinend lag er auf dem Rücksitz. In diesem Augenblick spürte ich, wie jemand sachte an meinem Lendenschurz zog, und wandte mich Rick zu. Er hielt einen großen, unregelmäßig geformten Kieselstein in der Hand und zeigte erst darauf und dann auf die Tür des Backsteingebäudes. Ich konnte nur vermuten, was er vorhatte, da wir uns unter den gegebenen Umständen kaum miteinander verständigen konnten. Instinktiv begriff ich, daß ich die Rolle des Wachpostens übernehmen sollte, also schob ich meinen Kopf wieder vor. Rick schlich sich aus der schützenden Deckung des Zauns und kroch lautlos auf die Tür zu. Dabei hielt er sich im Schatten, damit der Hund ihn nicht entdeckte, falls er aus dem Auto schauen sollte. Ich spürte, wie das Blut in meinen Schläfen pochte, denn das war eine viel härtere Bewährungsprobe für unsere Geschicklichkeit als alles andere, was wir während dieses Überfalls erlebt hatten. Rick hatte sich in eine sehr ungeschützte Position begeben, und wenn sie ihn erwischten, dann faßten sie auch mich.

Ich ahnte immer noch nicht, was Rick vorhatte. Er versteckte sich im Schatten der Tür und blieb regungslos dort stehen. Leider mußte der Wächter ausgerechnet in diesem Augenblick zu seinem Auto hinausgehen, um sich eine Schachtel Zigaretten zu holen. Die Sekunden schlichen im Zeitlupentempo vorbei, bis er die Autotür öffnete und sich eine Zigarette anzündete. Wir wußten ja nicht, ob er den Hund hinauslassen und was er als nächstes tun würde. Wieder klappte die Autotür zu, und er kehrte zum Ventilhäuschen zurück. Doch statt einzutreten, blieb er an der offenen Tür stehen, rauchte und unterhielt sich mit dem Mann im Inneren des Gebäudes. Anscheinend war das Rauchen in dem Ventilhäuschen verboten, wegen der feuergefährlichen Dämpfe, die uns von dem Gebäude her in die Nase wehten. Die ganze Zeit über verharrte Rick regungslos in dem dunklen Schatten hinter der Tür. Ich hoffte im stillen, daß der Wächter die Tür nicht schließen möge, denn sonst würde Rick völlig schutzlos im hellen Licht dastehen.

Da sah ich zu meinem Schrecken, wie Ricks Hand langsam auf die Türkante zuglitt und sich an dem Schloß zu schaffen machte. Ich hatte zwar keine Ahnung, was er da tat, aber ich war wütend auf ihn, denn er brachte uns ernsthaft in Gefahr. In dem Augenblick, als Rick seine Hand zurückzog, ging das Licht in dem Gebäude aus, und der Mann in dem weißen Kittel kam heraus und stellte sich zu dem

Wächter. Wenn die beiden die Tür zumachten, ehe Rick sich davonschleichen konnte, würde das helle Licht des Hofes auf ihn fallen, und dann war er allen Blicken preisgegeben. Zu meinem Entsetzen streckte der Wächter tatsächlich die Hand nach der Türklinke aus und schloß sie. Ich hielt den Atem an, als die Tür ins Schloß fiel und Rick nun ohne jede Deckung an der Wand stand. Dann wandte der Wächter sich dem Techniker zu und begann sich mit ihm zu unterhalten, ohne auch nur ein einziges Mal woanders hinzuschauen als in das Gesicht seines Gesprächspartners. Sonst hätte er Rick gesehen.

Dann wandten die beiden sich dem Auto zu. Ich hörte, wie erst die eine und dann die andere Tür geöffnet wurde und wieder zuklappte. Ein paar Sekunden später wurde der Motor angelassen. Ein Schauer durchfuhr mich, denn ich wußte: Wenn die Scheinwerfer des Wagens angingen, würden sie direkt auf Rick fallen. In dem Augenblick, als die Scheinwerfer aufblinkten, schaute ich zu Rick hinüber, aber er war verschwunden. Als das Motorengeräusch des Autos in der Ferne verklang, stieß ich einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus. Da ertönte vom Rand des Gebäudes her ein leises Kichern. Offenbar war Rick genauso erleichtert und zufrieden wie ich. Obwohl das eigentlich unvorsichtig von mir war, stand ich auf, ging zu Rick hinüber und klopfte ihm beglückwünschend auf die Schulter. Aber gleichzeitig wußte ich, daß er ein ungeheures Risiko eingegangen war.

Rick packte mich am Arm und zog mich in die Helle des Hofes hinaus und zur Stahltür hinüber. Ich wußte nicht, was er vorhatte. Ohne mir ein Zeichen zu geben, legte er seine Hand auf die Tür und öffnete sie. Da wurde mir erst klar, wozu Rick den Stein gebraucht hatte. Er wußte noch von unserem letzten Überfall, daß der Wächter niemals prüfte, ob die Tür wirklich richtig geschlossen war. Der Stein hielt die Tür einen Spalt offen, und der Wächter hatte gar nicht gemerkt, daß sie nicht ins Schloß fiel. Auf diese Weise konnten wir leicht in das Gebäude eindringen, sobald alle fort waren. In diesem Augenblick wußten wir zwar noch nicht, was wir dort tun wollten, aber ich dachte mir, daß es nicht schaden könne, einen Blick hineinzuworfen. Vielleicht bekamen wir dort einen Hinweis, was wir bei einem unserer künftigen Überfälle tun könnten.

Wir durften es nicht riskieren, das Licht in dem Gebäude anzuschalten, obwohl niemand in der Nähe war. Statt dessen hielt ich die Tür einen Spalt geöffnet, so daß das Flutlicht von draußen hereinfiel und das Innere des Gebäudes teilweise erleuchtete. Rick ging zu dem Tisch an der Hinterseite des Raumes, wo der Wächter während unseres letzten Überfalls etwas in ein Buch geschrieben hatte. Ich warf einen Blick auf das Gewirr von Rohren in den verschiedensten Größen. Verschwommen nahm ich wahr, wie Rick einen Gegenstand von dem Schreibtisch ergriff und zu schreiben begann. In panischer Angst schlich ich auf ihn zu, um ihn daran zu hindern. Doch kaum hatte ich die Tür losgelassen, da fiel sie mit einem lauten Knall zu. Ich tastete an der Türkante herum und suchte nach der Klinke, aber die Tür war nur mit einem schweren Metallriegel versehen. Ich drückte gegen die Tür, aber sie rührte sich

nicht. Sie war nicht nur zugeknallt, sondern hatte sich dabei gleichzeitig verschlossen, und von innen ließ sie sich nicht öffnen.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich mich das letzte Mal so wehrlos und verängstigt gefühlt hatte. Ich zitterte förmlich vor Angst und war einer Ohnmacht so nahe, daß ich gar nicht mehr klar denken konnte. Die undurchdringliche Dunkelheit verstärkte noch mein Gefühl der Wehrlosigkeit. Ich schreckte hoch, als Rick mir etwas ins Ohr flüsterte. Er erklärte mir, er werde nun für ein paar Sekunden das Licht anschalten, damit wir uns nach einem Ausgang umsehen konnten. Rick fand den Lichtschalter neben der Tür, und obwohl er das Licht nur ganz kurz anknipste, sah ich sofort, daß es keinen Ausweg aus diesem Gebäude gab und auch keine Klinke an der Tür, die wir hätten herunterdrücken können. Wir saßen in der Falle. Unsere einzige Hoffnung bestand darin, auf die nächste nächtliche Runde des Wächters zu warten. Vielleicht konnten wir fliehen, wenn er die Tür öffnete. Doch obwohl dieser Plan ganz vernünftig zu sein schien, wußte ich, daß er tödlich enden konnte. Denn wenn der Wächter uns sah und erschrak, liefen wir Gefahr, daß er uns in seiner Panik erschöß. Und doch schien das unsere einzige Hoffnung zu sein; sonst hätten wir uns stellen müssen, und das wäre eine Schande gewesen. Ich persönlich hätte mich lieber erschießen lassen, als aufzugeben.

Im Lauf der Zeit legte meine Angst sich, und ich begann wieder klar zu denken. Ich wog alle Faktoren gegeneinander ab: das menschliche Naturell, das zusätzliche Gefahrenmoment, das der Hund für uns bedeutete, und den Vorteil, den wir bisher gehabt hatten, weil niemand wußte oder auch nur ahnte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Ricks Plan war gut, aber er hatte zu viele Schwachstellen, die uns in Schwierigkeiten bringen konnten. Ich suchte nach einer Möglichkeit, den Wächter abzulenken. Plötzlich kam mir eine Idee. Ich flüsterte Rick zu, er solle mir vertrauen, schob ihn zur Türzarge hin, drückte ihn an die Wand und forderte ihn auf, da zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er sah, daß ich mich bewegte. Er wollte mir Fragen stellen, aber ich schnitt ihm das Wort ab. Allmählich wurde es spät, und ich wußte, daß der Wächter bald wieder zurück sein würde. Ich mußte mich beeilen, denn das war unsere einzige Chance.

Ich kletterte auf das höchste Rohr, das ich ertasten konnte, und suchte mit den Händen an der Decke nach der Lampe. Zwar wußte ich ungefähr, wo sie sich befand, aber ich kam nicht direkt heran. Gerade als meine Hände das dicke Schutzgitter der Lampe berührten, hörte ich von draußen das leise Klappen einer Autotür. Ich schob meine Finger durch das Gitter und drehte die Glühbirne langsam ein wenig aus dem Gewinde. Kaum hatte ich mich lautlos zu Boden fallen lassen, da hörte ich auch schon, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde. Ich rannte zu Rick hinüber und versuchte verzweifelt, meine Atemzüge unter Kontrolle zu bringen. Da ging die Tür weit auf, und das Flutlicht von draußen strömte herein und hätte uns beinahe geblendet. Ich hörte, wie der Wächter mehrmals auf den Lichtschalter drückte. Aber das Licht ging nicht an. Er fluchte vor sich hin, und plötzlich huschte der Lichtkegel einer

Taschenlampe über den Boden. Rick und ich drückten uns noch dichter an die Wand.

Der Wächter ging an uns vorbei zu dem Tisch am hinteren Ende des Gebäudes. Da schlichen wir uns hinaus, um das Gebäude herum und in den schützenden Schatten. Ich wollte es lieber nicht wagen, sofort zum Zaun hinüberzulaufen, denn als wir das Gebäude verließen, hatte ich den Hund im Gebüsch schnüffeln gesehen. Wenn wir jetzt schon zu fliehen versuchten, hätten wir ihn damit nur auf uns aufmerksam gemacht. Plötzlich zerriß die Stimme des Wächters die nächtliche Stille. Sie klang verstört und wütend zugleich. Der Mann fluchte aus Leibeskräften, rannte aus dem Gebäude zu seinem Auto hinüber, griff nach dem Funkgerät und schrie laut etwas hinein. Der Hund stand nicht mehr am Tor, sondern neben ihm. Wir wußten, daß es unmöglich war, das Firmengelände jetzt zu verlassen. Nun, da der Wächter Verdacht geschöpft hatte, würde er uns bestimmt entdecken.

Ich zog Rick zur Hinterseite des Gebäudes, forderte ihn mit einer Handbewegung auf, mir zu folgen, und kletterte an den Rohren auf das Gebäude hinauf. Das Dach des Ventilhäuschens war flach. Dort konnten wir uns verstecken, bis die Wogen der Erregung sich wieder geglättet hatten. Das schien die beste Lösung zu sein, denn falls sie nach uns suchten, würden sie sicherlich annehmen, daß wir vom Firmengelände geflohen waren. Auf dem Dach des Gebäudes würden sie uns nicht vermuten. Außer einem Scout konnte ohnehin niemand ohne Leiter oder Seil auf das Dach klettern. Als das erste von vielen Fahrzeugen sich näherte, drückten wir uns in der Mitte des Gebäudes flach aufs Dach.

Mindestens eine Stunde lang waren wir von Stimmen, blitzenden Taschenlampen, knisternden Funkgeräten, Hundegebell und hektischer Aktivität umgeben. Die wenigen Male, die ich aufblickte, sah ich, wie Leute den Zaun mit ihren Taschenlampen absuchten, und wurde von den roten Blinklichtern weiterer Autos geblendet, die kamen und wieder wegfuhr. Es schien, als hätten wir in ein Wespennest gestochen; und dabei hatte ich keine Ahnung, wodurch die Leute auf uns aufmerksam geworden waren. Zuerst dachte ich, daß der Wächter nur wütend wurde, weil das Licht nicht anging. Dann vermutete ich, daß in dem Ventilhäuschen irgendein technischer Defekt aufgetreten war. Doch als ich sah, wie die Männer die Zäune ableuchteten, bestand für mich kein Zweifel mehr daran, daß sie nach uns suchten. Ich begriff nur nicht, warum. Wir hatten doch keinen Fehler gemacht. Ich überlegte sogar, ob vielleicht jemand anderes versucht hatte, sich auf das Firmengelände zu schleichen, und dabei die Aufmerksamkeit des Wächters erregte. Mir war völlig schleierhaft, was eigentlich vor sich ging.

Als das letzte Wächterauto das Gelände verließ und zur Fabrik zurückfuhr, wurde es schon hell. Ohne ein Wort ließen Rick und ich uns vom Dach des Gebäudes gleiten, kletterten über den Zaun und durchschwammen den Fluß und den Sumpf. Wir sprachen kein Wort miteinander, sondern konzentrierten uns ganz auf unseren Rückmarsch und darauf, keine Spuren zu hinterlassen. Ich konnte mir immer noch nicht erklären, was wir falsch gemacht hatten oder wie der Wächter unsere Gegenwart

hatte entdecken können. Aus der Sicht eines Scouts waren wir mit unserer Mission gescheitert. Ich hätte mich für unseren Mißerfolg und die Katastrophe, die wir beinahe heraufbeschworen hätten, umbringen können. Als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, hatten Rick und ich endlich die Flüsterzone erreicht, jenen Bereich, wo wir nah genug an unserem Lager und soweit in Sicherheit waren, daß wir uns flüsternd miteinander verständigen konnten, ohne Angst haben zu müssen, ertappt zu werden.

Rick brach als erster das Schweigen. «Es war nicht deine Schuld», sagte er. «Ich habe sie auf uns aufmerksam gemacht.»

Verblüfft fragte ich ihn, was er damit meine. Ich begriff nicht, warum er an allem schuld sein sollte, denn schließlich waren wir ein Team. Da senkte er verlegen den Kopf und sagte: «Es lag an der Warnung, die ich ihnen ins Wachbuch geschrieben habe.»

Bestürzt fragte ich ihn, was er denn hineingeschrieben habe. ' Da sagte er, jetzt trotzig wie ein ungezogenes Kind: «Wir beobachten euch. Ihr verschmutzt unseren Fluß, und wir sammeln Informationen, um euch ins Gefängnis zu bringen. Fotos lügen nicht.»

«Fotos lügen nicht!» wiederholte ich und brach in schallendes Gelächter aus. Da begann Rick ebenfalls zu lachen, denn jetzt wußte er, daß ich nicht wütend auf ihn war. Ich fühlte mich erleichtert darüber, daß wir keinen technischen Fehler gemacht, sondern nur eine unkluge Entscheidung getroffen hatten: nämlich etwas in das Buch hineinzuschreiben. Ricks Botschaft wäre ein hervorragender Schachzug gewesen, wenn ich nicht hätte die Tür zuknallen lassen. Im Grunde traf uns beide eine gewisse Schuld, aber wir hatten uns aus der Affäre gezogen, und zwar hervorragend.

Rick war ein Meisterstück der psychologischen Scout-Kriegs-führung gelungen. Jetzt glaubten die Leute in der Fabrik, daß wir sie fotografiert hatten und daß das Ganze möglicherweise ein gerichtliches Nachspiel haben könnte. Sie würden gewiß nicht mehr ihre Abwässer in den Fluß leiten, und wenn, dann bestimmt nicht so bald. Und falls sie es doch einmal wieder versuchen sollten, würden sie Todesängste dabei ausstehen. Ich fragte mich, wie sicher sie sich wohl in ihrer Fabrik fühlten, nun, da sie wußten, daß jemand eine Botschaft in ein Wachbuch in einem verschlossenen Gebäude inmitten eines hell erleuchteten und streng bewachten Geländes geschrieben hatte. Sicherlich brach innerhalb der Mauern dieser Firma jetzt der Verfolgungswahn aus. Wir hatten nicht nur eine wunderbare Mission erfüllt und waren der drohenden Katastrophe entronnen, sondern es war uns auch gelungen, zumindest vorübergehend, das Hinleiten der giftigen Chemikalien in den Fluß zu unterbinden. Mehr konnte man von einer Mission nicht erwarten. Wir hatten wirklich ein aufregendes Abenteuer erlebt und eine Bewährungsprobe bestanden, die weit über unsere kühnsten Erwartungen hinausging.

5 Das Bollwerk

Bis jetzt hatten Rick und ich uns stets Zeit genommen, all unsere Missionen genau zu planen. Selbst bei Aufgaben, die eigentlich gar keiner Planung bedurften, zögerten wir immer sehr lange und organisierten alles bis ins kleinste Detail. Und dabei hatte Großvater uns oft eingeschärft, daß der Scout immer die nächste Gelegenheit ergreift, die sich bietet. Er soll stets die Augen offen halten, ob sich nicht irgendwo eine Chance für eine Mission ergibt. Oft muß man dann sofort handeln, damit die Chance nicht ungenutzt verstreicht. In so einer Situation muß der Scout sich seinen Plan während der Aktion zurechtlegen. Er muß sich auf seinen Instinkt und seinen großen Wissens- und Erfahrungsschatz verlassen. Das ist eine schwierige Bewährungsprobe für seine Geschicklichkeit, seinen Ideenreichtum und seine Fähigkeit, stets die richtigen Entscheidungen zu treffen. Er muß sich ständig auf neue Situationen einstellen. Und er muß auch oft bis an die äußersten Grenzen seiner Fähigkeiten gehen, denn schließlich kann er nie genau wissen, was ihn in einer unbekannten Gegend oder Situation erwartet. Oft versäumten Rick und ich eine günstige Gelegenheit zu einer Scout-Mission, weil wir zu lange brauchten, um unsere Aktion in allen Einzelheiten zu planen. Zwar: hatten wir schon viele erfolgreiche Unternehmen hinter uns, aber wir waren trotzdem immer noch nicht selbstsicher genug, um uns blindlings in eine Situation hineinzustürzen und uns dabei nur auf unseren Instinkt, unsere Erfahrung und unsere Geschicklichkeit zu verlassen. Wenn wir unsere Mission gründlich vorausplanten, waren wir im Vorteil und fühlten uns sicherer, denn dann konnten wir uns für fast alle Fälle einen Plan zurechtlegen, selbst für Situationen, die höchstwahrscheinlich nie eintreten würden. Doch gleichzeitig unterbanden wir damit jene Aufregung und innere Anspannung, die einfach nicht aufkommen konnte, wenn alles bis ins kleinste vorausgeplant war. Wir waren uns dieses Dilemmas wohl bewußt, denn wir genossen unsere Scout-Überfälle stets am meisten, wenn etwas Unerwartetes oder nicht Vorausgeplantes passierte und wir uns ganz auf unsere Flexibilität, unser schnelles Denken, unseren Instinkt und unsere Geschicklichkeit verlassen mußten. Das beste Beispiel dafür war der Abend, an dem wir in dem Ventilhäuschen eingesperrt worden waren. Diese Begebenheit wird mir für immer in lebendigerer Erinnerung bleiben als unsere anderen Erlebnisse bei diesem Überfall.

Selbst Großvater begann es zu beunruhigen, daß wir alles viel zu genau planten, und eines Tages sprach er uns darauf an und überrumpelte uns völlig. Wir waren gerade von einer Mission zurückgekehrt, auf die Großvater uns geschickt hatte. Offensichtlich verschmutzte jemand in der Nähe unseres Lagers den Boden mit Chemikalien. Irgendwie spürte Großvater, daß dieser Mann jetzt wieder da war, und schickte uns los, um ihn ausfindig zu machen, das Nummernschild von seinem Wagen abzumontieren und wenn möglich auch noch herauszufinden, wo die Chemikalien herkamen, die er da auf den Boden kippte. Die Sache gefiel uns nicht, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens war

es hellichter Tag, zweitens kam Großvaters Auftrag überraschend für uns, und drittens (und das war das Entscheidende) blieb uns überhaupt keine Zeit mehr, unser Vorhaben zu planen.

Die Wanderung bis an den Rand der Lichtung, wo die Chemikalien ausgekippt wurden, bereitete uns keine Probleme. Wir kannten die Stelle genau, denn es gab Hinweise darauf, dass diese Gegend schon mehrmals als Abladeplatz für Chemieabfälle benutzt worden war. Wir sahen den Lastwagen deutlich in der Ferne, und daneben stand ein Mann, der einen Schlauch in der Hand hielt. Sofort wichen wir ein Stück zurück und begannen uns zu überlegen, wie wir uns an den Lastwagen heranschleichen wollten, wer von uns beiden das Nummernschild abmontieren und wer versuchen sollte, herauszufinden, was für Chemikalien da auf den Boden gekippt wurden. Wir planten unsere Mission ganz genau – den Hinweg ebenso wie den Rückweg – und überlegten uns auch noch Möglichkeiten für den Fall, daß etwas schiefgehen sollte. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir dazu brauchten, doch als wir schließlich aufbrachen und uns auf die Lauer legen wollten, war der Lastwagen schon fort. Da wurde uns klar, daß wir in Zukunft spontaner handeln müßten, auch wenn wir unsere Fähigkeiten und unser Glück damit auf eine harte Probe stellten.

Ganz geknickt vor lauter Schuldbewußtsein und Enttäuschung machten wir uns auf den Rückweg. Wenn es uns wenigstens gelungen wäre, das Nummernschild von dem Lastwagen abzumontieren, hätten wir künftige Verschmutzungen des Bodens verhindern können. Vielleicht wäre es uns dann sogar gelungen, den Mann ins Gefängnis zu bringen. Doch jetzt würde er die Chemikalien unweigerlich weiterhin dort auskippen. Und wir mit unserem Fimmel, alles vor auszuplanen, waren schuld an all den Zerstörungen an der Natur, die dieser Mann in Zukunft noch verursachen würde. Durch unsere langsame Reaktion waren wir indirekt mitverantwortlich für diese Umweltverschmutzung. Und mir war nur allzu bewußt, daß ich auch Großvater enttäuscht hatte. Er hatte uns eine wichtige Mission anvertraut, und wir versagten jämmerlich. Für mich bestand kein Zweifel woran das lag. Unsere Gewohnheit, immer alles genau vor auszuplanen, war aus der Angst geboren – der Angst, erwischt zu werden. Wir wollten stets alle Unsicherheitsfaktoren ausschalten und kein Risiko eingehen. Wir befürchteten, daß wir unsere Fähigkeiten noch nicht weit genug entwickelt hätten, um uns auf sie verlassen zu können.

Als wir das Lager erreichten, schien es völlig verlassen zu sein. Großvater war nirgends zu sehen. Das verschlimmerte noch unseren Schmerz und das Gefühl, versagt zu haben, denn wir wollten die Begegnung mit Großvater so rasch wie möglich hinter uns bringen. Heute weiß ich, daß wir in Wirklichkeit nur kurze Zeit auf ihn warteten, aber uns schien es damals Stunden zu dauern, bis Großvater endlich auftauchte. Mit ernstem Gesicht kam er auf uns zu. Es lag auf der Hand, daß er von unserem Versagen wußte. Wortlos kauerte er sich auf den Boden und malte sorgsam ein paar Symbole auf die Erde, die uns anfangs keinen Sinn zu ergeben schienen. Ich betrachtete die Zeichen

von allen Seiten, doch mir war nach wie vor schleierhaft, was sie bedeuten sollten. Sie ähnelten nicht im geringsten den bisherigen Zeichnungen Großvaters; soweit ich wußte, hatten sie nicht einmal etwas mit indianischer Kunst zu tun. Da wurde mir plötzlich klar, daß das, was Großvater in den Sand gezeichnet hatte, eine Autonummer war.

Ich war von vornherein davon ausgegangen, daß es sich bei dieser Sandzeichnung um Symbole handeln mußte, und hatte gar nicht gemerkt, daß es in Wirklichkeit Zahlen und Buchstaben waren. Außerdem wußte ich, daß Großvater kaum Englisch sprechen und erst recht nicht schreiben konnte. Und doch standen diese Zahlen und Buchstaben deutlich vor meinen Augen. Bald ging mir auf, daß das die Autonummer des Lastwagens war. Großvater hatte sich die Linien der Zahlen und Buchstaben einfach eingeprägt wie die eines Kunstwerks. Ich fühlte mich gedemütigt. Großvater war auf der Lichtung gewesen und hatte sich wieder weggeschlichen, ohne daß wir ihn bemerkten. Er hatte nicht nur den Mann überlistet, der die Chemikalien in den Wald kippte, sondern auch uns. Aber das geschah uns recht. Wir waren so völlig mit der Planung unserer Mission beschäftigt gewesen, daß wir gar nichts anderes mehr wahrgenommen hatten. Großvater erwähnte diesen Fehler, der uns nun schon zum zweitenmal unterlaufen war, überhaupt nicht. Das empfanden wir als unbeschreiblich beschämend.

Schließlich ergriff Großvater das Wort. Mit einem liebevollen und wissenden, schelmischen Grinsen sagte er: «Ein Scout muß in der Lage sein, sofort zu handeln und zu reagieren. Er muß blitzschnell Entscheidungen treffen und sich mehr auf seinen Instinkt und seine Geschicklichkeit verlassen als auf seine Planung. Je mehr er seine Fähigkeiten vervollkommnet, um so weniger bedarf er eines Plans, denn dann wächst er über alle Pläne hinaus und wird selbst zum Plan. Doch solange er diesen Punkt noch nicht erreicht hat, muß er immer alles genau vorausplanen. Ich weiß, daß es jetzt höchste Zeit für euch ist, mit der Planung eurer Unternehmungen aufzuhören. Ihr müßt euch ohne jeden Plan hinauswagen und die äußersten Grenzen eurer Fähigkeiten erproben. Ihr müßt lernen, auf alles sofort zu reagieren und euch blitzschnell auf neue Situationen einzustellen. Das ist der einzige Weg, eure Fähigkeiten weiterzuentwickeln und auf die höchste Ebene emporzuheben, die es gibt. Sonst werdet ihr immer mittelmäßig bleiben.»

Wir wußten, daß Großvaters Kritik zutraf. Erst am Vortag hatten wir über dieses Thema gesprochen. Uns war klar, daß wir auf der Stelle traten und daß unseren Missionen das aufregende, spontane Element fehlte. Dadurch, daß wir immer alles so übertrieben genau planten, waren wir fast wie Maschinen: Wir bewegten uns in genau vorausberechneten, routinemäßigen Bahnen und hatten es gar nicht mehr nötig, nachzudenken oder spontan zu reagieren. Und nicht nur unsere körperlichen Fähigkeiten stagnierten; nein, auch unser Geist konnte sich nicht mehr auf neue Situationen einstellen. Da war uns klar, was wir zu tun hatten, und zwar sofort. Von nun an mußten wir jede Gelegenheit ergreifen, die sich uns bot, und zwar ohne jede Vorausplanung. Wir nahmen uns vor, von jetzt an

immer sofort auf jede Mission zu gehen, ob wir nun genügend Zeit zum Planen hatten oder nicht. Dabei ahnten wir nicht, daß wir bei unserer lushsten Scout-Mission eigentlich Wochen zum Vorausplanen gebraucht hätten, so schwierig würde sie sein.

Es war an einem jener schläfrigen Sommermorgen, an denen es bereits drückend heiß und schwül ist, noch ehe die Sonne hoch am Himmel steht. Rick und ich erkundeten einen kleinen Sumpf weit nördlich von Großvaters Lager. Wir entspannten uns und spielten in dem kühlen, feuchten Terrain des Zedernsumpfes. Hier waren wir noch nie gewesen, und doch wußten wir von der Existenz des Sumpfes, denn die alten Leute, die in den Pine Barrens lebten, hatten schon oft davon gesprochen. Angeblich wurde dieser Sumpf von mehreren sauberen Quellen gespeist. Er gehörte zu den wenigen Gewässern, die es in dieser Gegend gab. Natürlich lebten hier viele Tiere, die Rick und mir unendliche Möglichkeiten zum Beobachten und Fährtenlesen boten. In dieser Gegend fanden sich so viele und so seltene Tierspuren wie in kaum einem anderen Gebiet der Pine Barrens.

Wir waren am Vorabend hierher gekommen und hatten rasch unser Lager aufgeschlagen, denn wir konnten es kaum erwarten, uns beim ersten Lichtschimmer der Morgendämmerung auf unsere Entdeckungsreise zu begeben. Die ganze Nacht über hatten wir unzählige Tiergeräusche gehört, und als der Morgen dämmerte, begann in dem Sumpf schlagartig ein Konzert aller möglichen Vogelstimmen. Wir wußten, daß es in der Nähe dieses Sumpfes Spuren zivilisierten Lebens geben mußte, denn die ganze Nacht hindurch hatten wir das dumpfe Dröhnen schwerer Maschinen gehört. Wir vermuteten, daß es aus einer Sand- und Kiesgrube kam, doch soweit wir wußten, gab es so etwas in dieser Gegend gar nicht. Wir dachten nicht weiter darüber nach. Der Maschinenlärm kam von weither, und es war auch schon viel zu spät, als daß so etwas uns neugierig gemacht hätte. Wir hielten es nicht für ungewöhnlich, daß in Sand- und Kiesgruben die ganze Nacht hindurch gearbeitet wurde, vor allem, wenn es einen dringenden Termin einzuhalten galt. Gegen Morgen war der Maschinenlärm plötzlich verstummt, und so vergaßen wir die Sache wieder und begaben uns auf unsere Erkundungsreise.

Wir bahnten uns einen Weg durch die dichte Ufervegetation zum hinteren Ende des Sumpfes. Aber wir kamen nur langsam und mit Mühe voran, und es war auch sehr heiß. Wenn wir uns schneller als im Schleichtempo vorwärtsbewegten, würden wir von spitzen Zweigen und Stechwinden zerkratzt werden. Und schließlich wollten wir auch keine Tiere aufscheuchen, also bewegten wir uns besonders langsam und vorsichtig. Schließlich wurde das Gebüsch so dicht, daß wir auf dem Bauch hindurchkriechen mußten. Durch das Blätterdach fiel kaum ein Sonnenstrahl auf den Boden, doch wenigstens war die Erde von zahlreichen Tierpfaden durchzogen, die uns das Vorwärtskommen ein wenig erleichterten.

Schließlich wurde es ganz still. Es war kein Vogelgezwitscher mehr zu hören, nur ein Warnruf aus der Ferne, und wir hatten auch schon seit einiger Zeit keine Tiere mehr gesehen. Viele der frischeren

Fährten zeigten, daß die Tiere in panischer Angst davon gestoben waren. Ein Gefühl des Unbehagens beschlich uns. Nur eine Meute verwilderter Hunde oder – was noch viel wahrscheinlicher war – ein Mensch konnte diese Störung im Strom der Natur verursacht haben. Wir begannen uns schon Sorgen zu machen, daß hier vielleicht Wilderer unterwegs waren. Also bewegten wir uns noch langsamer und vorsichtiger als bisher. Je tiefer wir ins Gebüsch vordrangen, um so deutlicher merkten wir, daß hier irgend etwas nicht stimmte. Schließlich konnten wir die Gegenwart von etwas Besonderem beinahe spüren, wußten aber immer noch nicht, was es war. Von Neugier überwältigt, pirschten wir uns noch weiter vor, verhielten uns dabei aber genauso wachsam und vorsichtig wie bei einer Kundschaftermission.

Da hörte ich, wie Rick einen leisen Vogelwarnruf ausstieß. Ich blickte auf und sah, daß er vor einem großen Gegenstand wie angewurzelt im Gebüsch liegengeblieben war. Rasch schob ich mich näher heran. Dort in den Sträuchern, nur ein paar Zentimeter von uns entfernt, sah ich etwas Großes, Eisernes blitzen. Es sah aus wie der Schild einer Planierraupe, nur noch viel größer und bedrohlicher. Ich streckte die Hand aus, um den metallenen Gegenstand zu berühren, denn durch den dichten Blättervorhang der Büsche konnte ich ihn nicht genau erkennen. Er sah unwirklich aus und wirkte in der Reinheit dieser grünen Landschaft fehl am Platze. Kaum hatte ich nach dem Schild gegriffen, da ertönte plötzlich ein lautes, knirschendes Geräusch und dann das ohrenbetäubendste Maschinengedröhn, das ich je gehört hatte. Der Schild erzitterte in meiner Hand und bewegte sich ruckartig nach vorn. Das alles geschah so plötzlich, daß mir gar keine Zeit mehr zum Nachdenken blieb. Ich rollte mich ins Gebüsch zurück und blieb regungslos und in panischer Angst liegen.

Rick und ich blickten einander fragend an, als erwarte jeder vom anderen eine Antwort. Inzwischen war die große metallene Maschine verschwunden, doch ein paar Meter weiter hörten wir immer noch den gewaltigen Motor dröhnen. Unsere Neugier war stärker als unser gesunder Menschenverstand. Also kroch ich wieder ein Stück vorwärts und spähte vorsichtig unter den Büschen hervor. Dann richtete ich meinen Blick nach oben und schnappte so hörbar nach Luft, daß Rick es trotz des Motorenlärms deutlich wahrnahm. Er schlich sich zu mir herüber, und wir lagen vollkommen regungslos im Gebüsch, zwischen Schrecken und Staunen hin- und hergerissen. Da, nur ein paar Meter vor uns, stand ein riesiger Panzer. Langsam bewegte sich sein Geschützturm und suchte den Horizont ab. In dem Turm saß offenbar ein Mann; aber es war nur das obere Drittel von ihm zu sehen. Neben ihm befand sich ein bedrohlich aussehendes Maschinengewehr, auf eine Lafette montiert. Das Ganze erinnerte uns an ein Foto, das wir einmal im Geschichtsunterricht gesehen hatten.

Wieder ertönte ein markerschütterndes Dröhnen, der Panzer bewegte sich ruckhaft nach vorn und zermalmte alle Pflanzen unter sich. Plötzlich hörte ich ein lautes, dumpfes Geräusch, das meinen Ohren weh tat. Eine Rauchwolke wehte durch die Luft, und der Panzer wurde vom Rückstoß eines

Schusses der Bordkanone zurückgeworfen. Gleichzeitig zuckten Feuerblitze aus dem Lauf des Maschinengewehrs. Ein paar Sekunden später kam der Panzer rückwärts auf uns zugerollt. Er fuhr sehr schnell und begrub die ganze Vegetation, selbst kleinere Bäume, unter sich. In panischer Angst krochen wir fort, aber wir kamen kaum schneller vorwärts als der Panzer. Wir gönnten uns erst eine Rast, als wir den Schutz des dichten Zederndickichts im Inneren des Sumpfes erreicht hatten, denn wir hofften, daß der Panzer nicht bis hierher vordringen konnte. Wir wußten nicht, daß er ein paar Meter vor dieser Stelle angehalten hatte und sich jetzt wieder nach vorwärts bewegte, zurück in seine ursprüngliche Position. Als wir uns umsahen, verstummte der Motorenlärm. Jetzt waren nur noch Männerstimmen und das Knistern eines Funkgeräts zu hören.

Immer noch wie betäubt von dem Lärm des Motors und des Schießens konnte ich nicht genau verstehen, was die Männer sagten und was für Meldungen sie über das Funkgerät erhielten. Rick und ich waren so verstört über dieses Ereignis, daß wir uns kaum rühren konnten. Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder voll und ganz bei Bewußtsein war. Das einzige, was ich von dem Gespräch mitbekam, war, daß die Männer irgendeine Meinungsverschiedenheit zu haben schienen. Aber nach einer erregten Auseinandersetzung klang es nicht. Allmählich konnte ich wieder besser hören, und der Boden vibrierte nicht mehr unter meinen Füßen. Jetzt war ich eigentlich nur noch wütend. Ich begriff nicht, wie ich so dumm gewesen sein konnte, diesen überdimensionalen konzentrischen Kreis zu übersehen, der den Panzer und seine Besatzung angekündigt hatte. Nur weil ich nicht mit etwas Besonderem rechnete, konnte es trotzdem existieren. Das mußte ich anscheinend immer wieder von neuem lernen. Ich mußte mir angewöhnen, auf alles gefaßt zu sein, auch wenn ich mich nicht auf einer Scout-Mission befand. Das war wieder einmal ein krasses Beispiel für einen sehr engen Konzentrationsradius gewesen: Ich hatte alles, was nichts mit meiner jetzigen Beschäftigung zu tun hatte, aus meiner Aufmerksamkeit ausgeblendet. Das zweite, was mich wütend machte, war die totale Rücksichtslosigkeit, mit der diese Männer mit der Natur umgingen. Gerade eben waren so viele Pflanzen zugrunde gegangen, und es schien niemanden zu bekümmern.

Rick und ich warfen uns einen Blick geheimen Einverständnisses zu. Für mich gab es keinen Zweifel, daß Rick in diesem Augenblick genau das gleiche dachte wie ich. Das hier würde unsere nächste Scout-Mission sein. Kaum war mir dieser Gedanke durch den Kopf geschossen, schlich Rick sich auch schon von der Stelle weg, wo wir saßen, und bewegte sich in die Richtung, aus der die Stimmen kamen. Ich folgte ihm. Wir brauchten einander nicht zu bestätigen, was wir vorhatten. Ich wußte, daß es irgendwo im Norden dieser Gegend eine Militärbasis gab, doch bisher war mir nicht klar gewesen, daß sie so nahe war. Es lag auf der Hand, daß diese Männer an einer Übung teilnahmen, und wir waren durch Zufall auf sie gestoßen. Das Heikle an der Sache war, daß wir es ausgerechnet bei unserer ersten ungeplanten Aktion mit Leuten zu tun haben würden, die sich bereits in höchster

Alarmbereitschaft befanden. Ich spürte, daß dieser Überfall unsere Geschicklichkeit auf eine harte Probe stellen würde.

Ganz vorsichtig näherten wir uns dem Panzer. Denn wir hatten nicht nur gelesen, wozu ein solches Kampffahrzeug in der Lage war, und auch schon früher Planiertrauben in Aktion gesehen; nein, inzwischen hatten wir die Kraft und Wucht dieses Fahrzeugs unmittelbar erlebt, vor allem, nachdem uns der Panzer beinahe überrollt hätte. Wir wollten nach Möglichkeit durch die höchsten Bäume von dem Panzer getrennt sein. Es dauerte eine Weile, bis wir uns zu der Stelle vorgearbeitet hatten, wo die nächsten großen Bäume standen. Diese Baumgruppe würde die Männer auch daran hindern, auf uns zu schießen, denn in solchem Gelände konnten sie nicht gut zielen. Obwohl ich vermutete, daß sie Platzpatronen benutzten, wollte ich auf keinen Fall in die Nähe des Mündungsfeuers geraten. Ich hatte den gewaltigen Feuerblitz vor ein paar Minuten gesehen und wollte ihm unter keinen Umständen zu nahe kommen. Denn selbst wenn das Mündungsfeuer mich nicht ansengen würde, könnte der Knall mein Gehör schädigen.

Als ich näher an den Panzer herankroch, überkam mich eine große Furcht vor dieser gewaltigen Kraft. Was konnte ein einziger Mann – ein unbewaffneter Scout – gegen eine so furchterregende Waffe ausrichten, falls wir in Kriegszeiten wirklich einmal von einem Panzer verfolgt werden sollten? Moderne Waffen schienen das einzige zu sein, was man dagegen einsetzen konnte, und diese ließen sich mit dem reinen Bewußtsein und den reinen Zielen eines Scouts nicht vereinbaren. Doch trotz meines Gefühls der Wehrlosigkeit wußte ich tief innerlich, daß der Samt dem Panzer gegenüber doch irgendwie im Vorteil sein mußte. Immerhin war es uns gelungen, uns bis auf ein paar Meter an diese Kriegsmaschine heranzuschleichen, ohne entdeckt zu werden. Plötzlich war ich entschlossen herauszufinden, wo die Schwächen dieses Kriegsfahrzeugs lagen und wie ein Scout es besiegen konnte, ohne sich moderner Waffen oder Kriegsführungstechniken zu bedienen.

Von unserem Posten etwa einen Meter von der rechten Kettenspur des Panzers entfernt hörten wir deutlich, wie die Männer miteinander redeten. Offensichtlich war das hier nicht einfach nur eine Truppenübung, sondern ein größeres Kriegsspiel. Den Gesprächen der Besatzung und den Stimmen, die aus dem Funkgerät knisterten, entnahmen wir, daß sich in einer Entfernung von anderthalb Kilometern ein Bollwerk befand, das es zu verteidigen galt. Uns wurde auch klar, daß dieser Panzer weit vom eigentlichen Kampfgeschehen entfernt war, das sich weiter vorn abspielte. Soweit wir mitbekamen, lauerten die Männer auf feindliche Panzer oder sollten einen seitlichen Angriff auf das Bollwerk zurückschlagen. In diesem Augenblick war ich mir sicher: Wenn das nun eine echte Kriegssituation wäre und ich irgendeinen Explosivkörper hätte, könnte ich ihn mit Leichtigkeit an dem Panzer befestigen. Außerdem hatte ich eine Menge wichtiger Informationen gesammelt, die ich mir als Feind hätte zunutze machen können.

In mir ging eine Veränderung vor, über die ich mir in diesem Augenblick noch gar nicht richtig im klaren war. Zwar sprach ich es nicht aus, doch irgendwie wollte ich mich an diesem großen Spiel beteiligen und sehen, was für eine Rolle ich dabei spielen konnte. Ich warf Rick einen Blick zu und spürte sofort, daß er das gleiche empfand wie ich. Zwar hatten wir keinen Plan und wußten auch nicht, was wir hier eigentlich bewirken wollten; doch wir nahmen uns vor, die Dinge einfach auf uns zukommen zu lassen und alle Gelegenheiten zu nutzen, die sich uns boten, um unsere Fähigkeiten weiterzuentwickeln und auch möglichst viel über das Militär zu erfahren. Ich wollte nicht nur Kampfmaschinen kennen lernen, sondern auch die Soldaten, die sie bedienten. Es interessierte mich, wie gut und wie wachsam sie waren. Bei dieser Gefechtsübung mußten sie wohl ihr Bestes leisten. Deshalb konnten wir sie in dieser Situation auch am besten auf die Probe stellen und unsere Kräfte an ihnen messen.

Der Mann, der vorher aufrecht dagestanden hatte, war für einen Augenblick im Inneren des Panzers verschwunden. Wir hörten die Männer miteinander sprechen, obwohl ihre Stimmen jetzt durch die Stahlwände gedämpft waren. Wenn es in dem Panzer nicht irgendwo einen Ausguck gab, durch den sie das Gelände beobachten konnten, waren sie in diesem Augenblick ziemlich verletzlich. Da ich nicht wußte, wann der Mann wieder aus dem Inneren des Panzers auftauchen würde, wagte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren. Und tatsächlich: Innerhalb von ein paar Sekunden schob er seinen Kopf wieder nach draußen, aber diesmal richtete er sich ganz auf und blickte in die Ferne. Offensichtlich überzeugt davon, daß keine Gefahr drohte, rief er einem anderen Mann im Inneren des Panzers zu, daß er gleich wiederkommen würde. Er griff hinter sich nach einer Rolle Toilettenpapier, ging nach vorn und stieg aus. Wir hörten, wie er irgendwo weit hinter uns in der Ferne verschwand.

Plötzlich packte Rick mich am Arm, um mir zu signalisieren, daß er etwas vorhabe. Sofort übernahm ich die Rolle des Wachpostens, ohne zu wissen, was Rick plante. Ich beobachtete abwechselnd den Panzerturm, horchte auf den Mann, der fortgegangen war, um sich zu erleichtern, und suchte den Horizont nach anderen Spuren militärischer Aktivitäten ab. Ohne zu zögern kletterte Rick von hinten auf den Tank, packte den langen, antennenähnlichen Draht, an dem eine Flagge befestigt war, bog ihn zu sich hinüber und durchschnitt die Fäden, an denen die Flagge hing, mit einem kleinen Feuersteinsplitter. Ebenso rasch war er wieder von dem Panzer hinuntergestiegen, stand neben mir und grinste von einem Ohr zum anderen. Ich war nicht nur schockiert über Ricks Schelmenstück, sondern es verblüffte mich auch, wie schnell das alles vor sich ging. Ich war aufgeregt und freute mich für Rick, doch gleichzeitig beneidete ich ihn um seine Tat, ohne es mir jedoch anmerken zu lassen.

Rasch zogen wir uns ins dichteste Gebüsch zurück, denn wir wußten: Sobald der Mann zurückkehrte und feststellte, daß die Flagge fehlte, würden sie vielleicht nach uns suchen. Kaum waren wir in

unserem Versteck angekommen, da hörten wir mich schon, wie der Soldat zurückkam. Von unserem Posten aus konnten wir nur den oberen Teil des Panzers mit dem Turm erkennen, doch das genügte vollauf, um zu beobachten, was jetzt geschah. Der Mann schrie die Soldaten im Inneren des Panzers an, wo denn die Flagge sei. Dann tauchte der Kopf eines anderen Mannes auf, der sich verblüfft umsah. In empörtem Ton antwortete er, wahrscheinlich sei die Flagge hinten im Gebüsch verlorengegangen. Wir konnten zwar keine Diskussion zwischen den beiden Männern mithören oder beobachten, doch jetzt begaben sie sich an die Hinterseite des Panzers und sprangen hinunter. Wir hörten, wie sie in dem vom Panzer zu Boden geknickten Gebüsch umherknisterten und den Panzerspuren folgten bis zu der Stelle, wo er vorher gestanden hatte.

Dann hörten wir einen Mann schreien: «Die Flagge muß doch da sein, verdammt noch mal. Wenn das blaue Team sie gestohlen hat, kriegen wir Ärger. Sucht das verdammte Ding! Seht nach, ob ihr irgendwo Spuren von einem Spähtrupp der Blauen findet!» Fast eine Viertelstunde lang hörten wir, wie die Männer sich knackend ihren Weg durchs Gebüsch bahnten. Dann war wieder alles still; man vernahm nur noch Schritte, die sich zum Panzer zurückbewegten. Wir sahen, wie die beiden wieder aufstiegen und ein dritter Mann sich zu ihnen gesellte. Sie schienen wieder in normalem Tonfall miteinander zu sprechen. Dann befahl der erste Mann den anderen beiden mit lauter Stimme, ihre Positionen einzunehmen. Auch er begab sich wieder an seinen Platz im Panzerturm. Schließlich heulte der Motor auf, und der Panzer rollte davon. Wir beobachteten, wie er am Rand des Sumpfes entlang fuhr und dann ins Gebüsch einbog, zurück zu der Stelle, wo er vorher gestanden hatte.

Was die Männer dort taten, konnten Rick und ich nicht sehen, aber wir waren entschlossen, es herauszufinden. Wieder zogen wir uns ins Innere des Sumpfes zurück und pirschten uns an den Panzer heran – diesmal jedoch von der anderen Seite. Wenn die Soldaten den Verdacht hatten, daß irgendein feindlicher Spähtrupp ihre Flagge entwendet hatte, würden sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Stelle richten, wo sie vorher gestanden hatten, das wußten wir. Also wollten wir uns nicht wieder an der Seite des Panzers aufhalten, wo wir vorher standen, obwohl wir sicher waren, daß sie uns nicht bemerken würden. In unserem neuen Versteck waren wir außerdem durch eine weitere hohe Baumgruppe gedeckt. Kaum hatten wir unseren Posten bezogen, hörten wir, wie die Männer darüber sprachen, was passiert war. Der Panzerkommandant, wie wir ihn von jetzt an nannten, erklärte seinen Männern, sie müßten verschwinden, denn das blaue Team würde den Flugzeugen oder der Artillerie verraten, wo sie sich befanden. Wenn sie hierblieben, würden sie womöglich getroffen werden. Es sei schon schlimm genug, daß der Überraschungseffekt dahin war. Dann knisterte ein Befehl aus dem Funkgerät, und der Panzer brauste mit aufheulendem Motor davon, mitten durch den Wald, alles unter sich begrabend, was ihm im Weg stand.

Das Verhalten der Männer in dem Panzer verriet uns nicht nur, daß sie den Befehl erhalten hatten,

ihren Posten zu verlassen; die gerade Linie, in der sie sich bewegten, zeigte uns außerdem, daß sie nun auf das Kampfgebiet zusteuerten. Eine Zickzacklinie hätte bedeutet, daß sie auf der Flucht waren und sich so zu bewegen versuchten, daß man sie nicht so leicht treffen konnte. Wir konnten dem Panzer unmöglich auf dem Fuße folgen, obwohl er genau in die Richtung fuhr, in die auch wir uns wenden wollten. Der Panzer würde viel zu große Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Also folgten wir ihm in großem, seitlichem Abstand und hielten uns dabei stets im dichtesten Gebüsch. Inzwischen rechneten wir wirklich mit allem. Wir gingen davon aus, daß wir nirgends sicher waren, denn überall konnten Soldaten versteckt sein; oder vielleicht würden wir auch noch auf weitere Panzer stoßen. Dadurch kamen wir langsamer voran; aber wir hatten es ja schließlich auch nicht eilig. Selbst wenn das Kriegsspiel jetzt endete, hatten wir schon eine Menge geschafft, worauf wir stolz sein konnten.

Da hörten wir, wie der Panzer in der Ferne knirschend zum Stillstand kam. Wir beschlossen, uns zu der Stelle zu schleichen, wo er hingefahren war; auf diese Weise behielten wir ihn im Auge, und vielleicht bot sich wieder Gelegenheit, etwas von den Plänen der Besatzung mitzuhören. Unterdessen waren wir immer wieder auf Panzerspuren, Fußabdrücke schwerer Stiefel und alle möglichen Jeep- und Lastwagenspuren gestoßen. Die meisten dieser Spuren stammten vom Vortag; die einzige frische Spur war die des Panzers, den wir verfolgten. Hier und da lagen weggeworfene Konservenbüchsen, Patronenhülsen und andere Abfälle auf dem Boden herum. Mir wurde übel bei dem Gedanken, daß diese Männer mit ihren Kriegsspielen nicht nur den Wald zerstörten, sondern nicht einmal so viel Anstand oder Respekt vor der Natur besaßen, um keine Abfälle wegzuwerfen. Nachdem ich einen Haufen Abfälle und ein schwelendes Lagerfeuer betrachtet hatte, drehte ich mich zu Rick um und sagte: «In Zukunft werde ich ihnen jede Flagge wegnehmen, die ich sehe.»

Endlich waren wir nahe genug an den Panzer herangekommen, um uns einen guten Überblick über die Situation zu verschaffen. Er war am hinteren Ende eines Feldes stehengeblieben. Die Männer standen daneben, direkt unter der Kanone. Auf dem Feld befanden sich noch drei weitere Panzer, zwei Tankwagen, gerade damit beschäftigt, die Panzer aufzutanken, und ein paar Truppentransporter. Männer liefen hin und her, überall standen Gewehre herum, und niemand schien besonders wachsam zu sein. Es gab auch mehrere Toilettenhäuschen, vor denen ein paar Soldaten anstanden. An den rotblauen Armbinden der Männer sahen wir, daß das hier eine kampffreie Zone war, wo beide Parteien sich von dem Kriegsspiel ausruhen konnten. Am hinteren Ende des Feldes stand ein großes Zelt, das wir anfangs gar nicht gesehen hatten. Dort aßen die Männer.

Wir lagen lange Zeit auf der Lauer und beobachteten das Gelände. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von Soldaten. Wir versuchten irgendwelche Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, nach denen die Aktivitäten in dem Lager abliefen, doch die einzige erkennbare Regel schien darin zu bestehen, daß immer wieder neue Männer und Fahrzeuge einrückten, sobald eine andere Gruppe

abgezogen war. Die übrigen Männer aßen, tankten die Fahrzeuge auf oder gingen zu den Toilettenhäuschen. Sobald sie damit fertig waren, schienen sie nur noch herumzutödeln und auf ihren nächsten Einsatz zu warten. Diese Menschen machten keinen sehr glücklichen Eindruck und wirkten auch nicht so, als interessierten sie sich besonders für das, was sie da taten. Andererseits schienen sie auch nicht erschöpft zu sein. Im Gegenteil: Die meisten machten einen viel zu wohlgenährten und erholten Eindruck. Mit denen würde man leichtes Spiel haben. Was ich bisher gesehen hatte, beeindruckte mich nicht sonderlich. Ich hoffte, daß diese Männer wachsamer und aggressiver werden würden, sobald sie sich wieder aus diesem Lager entfernten, denn momentan stellten sie überhaupt keine Herausforderung für uns dar. Wir beschlossen, dem nächsten Trupp zu folgen, der das Lager verließ, und hofften, auf diese Weise an den Ort der Kampfhandlungen zu gelangen – falls überhaupt welche stattfanden.

Also schlichen wir uns hinter dem nächsten Trupp her, hielten aber weiten Abstand zu den Soldaten und achteten darauf, stets außerhalb ihrer Marschrichtung zu bleiben. Dabei verließen wir uns mehr auf unser Gehör als auf unsere Sicht, denn wir waren ein ganzes Stück hinter ihnen und wollten uns nicht hetzen. Bald waren wir an dem Feld angelangt, wo das Kriegsspiel stattfand. An dieser Stelle gingen die hohen Bäume der Pine Barrens in ein liches Gehölz aus kleinen Kiefern, Zwergeichen und zertrampelter Vegetation über. Die Erde war von tiefen Fahrspuren durchzogen und aufgewühlt; man sah ihr die jahrelange Zerstörung durch rücksichtslose Manöver an. Panzer, Lastwagen und Männer bewegten sich auf dem riesigen Feld hin und her. Überall hörte man leichte und schwere Waffen feuern und die Luft war von Rauch-, Staub- und Schießpulverwolken geschwängert. Es dauerte lange, bis wir uns Klarheit darüber verschafft hatten, was vor sich ging, so eine hektische Aktivität und so ein ohrenbetäubender Lärm herrschten hier.

Am hinteren Ende des Feldes befand sich offenbar eine Art Bollwerk, in dessen Mitte ein von Sandsäcken umgebenes Backsteingebäude stand. Alles war mit Stacheldraht gesichert, und überall sah man Schützengräben und Maschinengewehrnester. Männer liefen umher, Kanonen feuerten und verstummten dann ebenso plötzlich, um im nächsten Augenblick wieder loszudonnern. Wir sahen, wie Männer mit blauen Armbinden zu dem befestigten Lager vorzudringen versuchten, während Männer mit roten Armbinden sich bemühten, es zu verteidigen. Man sah deutlich, daß die Männer in dem Bollwerk den anderen überlegen waren, aber ich wußte nicht, ob das an ihrer Strategie lag oder einfach nur Zufall war. Kaum hatte sich eine kleine Gruppe von Soldaten den äußeren Sandsäcken der Befestigung genähert, da stand auch schon ein Mann mit weißer Armbinde auf und schickte sie zurück an ihren Ausgangspunkt. Wir vermuteten, daß das eine Art Schiedsrichter sei.

Wir brauchten fast den ganzen Nachmittag, um uns um das große Feld herumzuschleichen und den Wald hinter dem Bollwerk zu erreichen. Hier am Waldrand spielte sich nicht viel ab, zumindest im

Vergleich zu der hektischen Aktivität da drüben auf dem offenen Feld. Hier wurde ein Kampf ganz anderer Art ausgetragen. Kleine Patrouillen schlichen durch den Wald. Diese Spalier waren viel sorgfältiger getarnt als die Männer auf dem Feld, sie bewegten sich vorsichtig durch das Gelände, und ihre Haltung verriet eine gewisse Entschlossenheit. Soweit wir erkennen konnten, waren diese Soldaten schon ein bißchen älter und erfahrener. Auf jeden Fall nahmen sie ihre Umgebung mit schärferen Sinnen wahr. Das gab uns endlich eine Chance, unsere Geschicklichkeit auf die Probe zu stellen – so dachten wir zumindest.

Wir sahen, daß um die Rückseite des befestigten Lagers Wachtposten hinter Sandsäcken postiert waren. Es gab auch mehrere Wachttürme, die den Beobachtern einen guten Ausblick über den Wald boten. Der höchste befand sich hinter dem Backsteingebäude. Auf diesem Ausguck standen ein paar ältere Männer mit weißen Armbinden. An ihrem Verhalten war deutlich zu erkennen, daß sie dieses ganze Kriegsspiel dirigierten – sicherlich hohe Offiziere. Inzwischen war uns klar, daß hier in Wirklichkeit zwei ganz verschiedene Kämpfe ausgetragen wurden: eine größere Schlacht vor uns und ein weniger bedeutendes Gefecht da hinten im Wald. Uns schienen sich hier viele aufregende Möglichkeiten zu bieten, unsere Scout-Fähigkeiten zu erproben. Unsere Erregung wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Als die Sonne am Horizont versank, machten wir uns zu unserem Überfall fertig. Bisher hatten wir das Geschehen nur beobachtet und waren – abgesehen von der gestohlenen Panzerflagge – eigentlich noch nicht aktiv geworden. Uns war klar, daß dieser Kampf sich bis tief in die Nacht hineinziehen würde, wenn auch in abgeschwächter Form. Die Männer auf dem Feld schlugen bereits kleine Lager außerhalb der Schußlinie auf, doch die Soldaten im Wald streiften noch umher. Wir suchten nach einer schlammigen Stelle und beschmierten uns bis zur Unkenntlichkeit. Dann kehrten wir in den Wald hinter dem befestigten Lager zurück und warteten, bis die Sonne völlig untergegangen war. Die Männer, die wir beobachtet hatten, waren so arglos, daß sie uns selbst bei Tageslicht auf keinen Fall entdeckt hätten, aber wir wollten trotzdem kein Risiko eingehen.

Wir begaben uns zu der Stelle, wo der Wald am lichtesten war. Leute, die sich anschleichen, bewegen sich in der Regel im dichtesten Gebüsch, und deshalb richten alle Späher und Wachtposten ihre Aufmerksamkeit auf solches Gelände. Nur ein trainierter Scout käme auf die Idee, in offenem Gelände, das keinerlei Deckung bot, nach einem Eindringling zu suchen. Niemand anderem fiel es ein, daß jemand sich hier anschleichen könnte. Außerdem waren wir durch unsere Tarnfarbe kaum von der Erde zu unterscheiden; selbst wenn einer der Wachtposten in unsere Richtung schaute, würde er uns nicht bemerken. Wir wußten, daß wir von unserem Platz aus nicht nur die vorrückenden Soldaten abfangen konnten; nein, auch die äußerste, mit Sandsäcken befestigte Vorpostenlinie des Bollwerks war für uns leicht zu erreichen. Wir hatten im Augenblick noch keinen Plan, was wir unternehmen

wollten (und ob wir überhaupt etwas tun würden); vorläufig begnügten wir uns damit, uns den Soldaten zu nähern und um das Manövergelände herumzuschleichen.

Am hintersten Rand des Feldes stießen wir auf einen Soldaten, der sich auf dem Bauch anschlich. Es lag auf der Hand, daß er näher heranzukommen suchte, um besser schießen zu können. Sicher eine Art Scharfschütze. Er konzentrierte sich so völlig auf seine lautlose Vorwärtsbewegung, daß er bis auf ein paar Zentimeter an Ricks Gesicht herankam, ohne ihn zu bemerken. Als er an mir vorbeikroch, fiel mir auf, daß ein in der Mitte durchgebrochener Zweig hakenförmig um den Abzug seines Gewehrs geschlungen war. An diesem hölzernen Haken war ein dünnes Band aus irgendeiner Pflanzenfaser befestigt. Zuerst verblüffte es mich, daß ein Soldat sich solcher natürlicher Materialien bediente. Dann wurde mir plötzlich klar, daß das die gleiche Schnur war, die Rick bei seinen Missionen immer bei sich trug. Ich drehte mich um und sah, wie Rick das andere Ende des langen Bandes an einem kleinen Strauch befestigte. Dann, gab er mir ein Zeichen zu verschwinden.

Ich folgte seiner Aufforderung sofort, denn wenn der Mann die Schnur an seinem Gewehr entdeckte, würde er sich bestimmt umdrehen, um festzustellen, wo sie herkam. Vermutlich hatte Rick sie am Abzug befestigt, damit dem Mann das Gewehr entrissen wurde, sobald er sich weiter vorwärtsbewegte. Schließlich befand er sich ganz nah an der Vorpostenlinie, und schon beim leisesten Geräusch würde man ihn entdecken und gefangennehmen. Außerdem vermutete ich, daß das Gewehr gesichert war. Schließlich entsicherten alle Jäger, die ich kannte, ihre Gewehre erst dann, wenn sie schießen wollten. Ich konnte ja nicht ahnen, daß der Mann sein Gewehr bereits entsichert hatte, damit man das Klicken nicht hörte, wenn er sich dem Gelände näherte. Der unerwartete Knall, als der Schuß sich löste, ließ mich zusammenfahren, aber der Schütze erschrak noch viel mehr. Sofort setzte Maschinengewehrfeuer ein, und der Mann stand auf, aus Leibeskräften fluchend. In der einen Hand hielt er sein Gewehr, in der anderen die Schnur.

Nachdem der Aufruhr sich wieder gelegt hatte, donnerte von einem der Wachttürme eine ziemlich laute, herrische Stimme herab: «Du verfluchter Idiot! Wenn du dein verdammtes Gewehr schon entsichert mit dir rumschleifen mußt, dann paß doch wenigstens auf, wo du hinkriechst. Wenn das eine echte Patrone gewesen wäre, hätte das dein Ende sein können. Jetzt komm her, du Dummkopf. Du bist gefangen.» Da warf der Mann die Schnur auf den Boden. Das zerbrochene Holzstückchen am Ende der Schnur bemerkte er gar nicht. Offensichtlich glaubte er, beim Anschleichen versehentlich an einem Stück Schnur hängengeblieben zu sein, das irgend jemand weggeworfen hatte; eine andere Möglichkeit gab es für ihn nicht. Auf die Idee, jemand könnte die Schnur absichtlich an seinem Gewehr befestigt haben, wäre er nie gekommen. Jetzt war mir klar, warum Großvater immer so großen Wert darauf legte, daß wir unseren Konzentrationsradius erweiterten und mit allem rechneten. Dieser Mann war so völlig auf sein Ziel konzentriert gewesen, daß er nichts anderes mehr wahrgenommen hatte. Er

bemerkte nicht einmal Ricks Hand, die sich langsam aus dem Gebüsch schob, um die Schnur wieder an sich zu nehmen.

Rick und ich zogen uns wieder ein wenig tiefer ins schützende Gebüsch zurück und verständigten uns mit kaum merklichen Fingersignalen. Uns war klar, daß das lächerliche, glänzende Tarnfarbengeschmier auf den Gesichtern der Soldaten es mit unserer Tarnung nicht aufnehmen konnte. Als ich beobachtete, wie die feindlichen Soldaten sich dem Bollwerk näherten, begriff ich nicht, wie ein Posten diese Männer übersehen konnte. Ihre Tarnfarbe wirkte so unnatürlich, daß sie förmlich aus dem Dickicht hervorleuchtete, selbst in dem allmählich schwindenden Licht der Abenddämmerung. Im Vergleich dazu hatte unsere Tarnfarbe so große Ähnlichkeit mit dem Licht- und Schattenspiel, der Farbe und Beschaffenheit des Bodens, daß man schon beinahe auf uns treten mußte, um uns zu entdecken. Wir schlichen uns lautlos vorwärts, mit langsamen, fließenden Bewegungen – ohne die raschelnden und schleifenden Geräusche der Soldaten, die auf allen vieren am Boden entlangkrochen, und auch ohne das scheuernde Knirschen der schweren Stiefel jener, die aufrecht gingen.

Die Unterschiede zwischen uns und diesen geschulten Soldaten lagen nur allzu deutlich auf der Hand. In einem geflüsterten Gebet dankte ich Großvater für alles, was er uns bisher beigebracht hatte, und hoffte, daß er diese stumme Anerkennung, die der Wind zu ihm hinübertrug, irgendwie spüren würde. Selbst die Männer, die den Wald von den Bunkern aus beobachteten, machten keinen wachsamen Eindruck. Zwar besaßen sie immer noch ein schärferes Wahrnehmungsvermögen als die meisten Menschen, aber wir begriffen nicht, warum sie die heranschleichenden Soldaten nicht sahen. Die konzentrischen Kreise der Störungen, die diese Männer in der Natur verursachten, die Bewegungen ihrer Körper und das Rascheln im Gebüsch, die knirschenden Geräusche auf der Erde – alles verriet allzu deutlich, wo sie sich befanden, und doch bemerkte sie niemand. Großvater hätte die Anwesenheit dieser Männer im Wald schon aus einer Entfernung von mehreren Kilometern gespürt, so unnatürlich wirkten sie in dieser Umgebung. Inzwischen wunderte es mich nicht mehr, daß Geronimo Tausenden von Kavalleristen hatte entwischen können.

Als es ganz dunkel geworden war, wagten wir uns wieder ins offene Gelände, und zwar weit vor den herannahenden Soldaten. An verschiedenen Stellen entdeckten wir Stolperdrähte. Wahrscheinlich hatten die Männer in dem befestigten Lager sie gelegt, um rechtzeitig gewarnt zu werden, wenn Gefahr nahte. Die Drähte waren mit Leuchtsignalen verbunden; und am Ende eines Stolperdrahts hatte man mehrere leere Dosen befestigt. Wir lachten in uns hinein und schnitten die Drähte durch. Schließlich waren die Soldaten in dem Bollwerk den vorrückenden Männern gegenüber eindeutig im Vorteil, und wir wollten die Chancen ein bißchen gerechter verteilen. Ganz besonders mißfiel uns die arrogante Haltung des Mannes, der vorher den Scharfschützen angeschnauzt hatte. Er wirkte so selbstgefällig und wichtigtuend. Wir wollten seine angeblich undurchdringliche Barriere aus Soldaten, Gewehren,

Sandsäcken und Stolperdrähten durchbrechen; das würde ihm einen kleinen Dämpfer aufsetzen.

Wir schlichen uns an der äußersten Sandsackreihe entlang und wagten uns direkt ins offene Gelände hinaus. Jetzt lag zwischen uns und den Wäldern in der Ferne nichts anderes mehr als eine von spärlichen, kurzen Grasbüscheln bewachsene Sandfläche. Wir hatten bereits festgestellt, daß dieser Teil des Schutzwalls nicht bewacht wurde, weil keiner damit rechnete, daß jemand sich aus dieser Richtung anschleichen konnte, ohne entdeckt zu werden. Über den aufgeschichteten Sandsäcken war Stacheldraht befestigt, aber wir schoben uns so mühelos zwischen den Säcken und dem Draht hindurch wie Wasser, das über die Erde fließt. Selbst als wir in das Lager eindringen, sahen wir deutlich, daß diese Ecke bei der Befestigung völlig vergessen worden war. Die wenigen Scheinwerfer beleuchteten nur das Gelände außerhalb der Vorpostenlinie und den dichtesten Wald. Die Stelle, an der wir das Bollwerk betreten hatten, lag völlig im Dunkeln.

Auf allen vieren krochen wir zum nächsten Sandsackwall. Er war niedriger als der vorige und oben nicht mit Stacheldraht bespannt. Wir schoben uns außen an diesem Schutzwall entlang und arbeiteten uns langsam bis zu dem kleinen Backsteingebäude im Zentrum des Lagers vor. Da hörten wir von der anderen Seite des Schutzwalls her plötzlich ein seltsames Geräusch und hielten inne. Doch bald merkten wir, daß das Geräusch von einem leisen Schnarchen herrührte. Ich spähte über den Wall und sah einen Wachtposten daran lehnen, fest schlafend, das Gewehr an seinen Körper gelehnt. Ohne nachzudenken, nahm ich ihm das Gewehr weg, zog es auf unsere Seite des Schutzwalls hinüber und versteckte es im tiefsten Schatten. Falls es dem feindlichen Trupp gelang, bis zu diesem Wall vorzurücken und das Bollwerk zu stürmen, würde dieser Soldat sein Gewehr nicht mehr finden.

Dann krochen wir weiter an der Außenseite des Schutzwalls entlang. Schließlich gelangten wir zu dem kleinen Bunker und dem Gerüst des Wachturms. Wir schlichen an ein paar anderen Soldaten vorbei, die ebenfalls entspannt zurückgelehnt dasaßen, flüsterten, sich Witze erzählten oder an der Innenseite des Schutzwalls lehnten und schliefen. Zu ihrem Pech lagen ihre Gewehre entweder auf den Sandsäcken und waren auf den Wald gerichtet, oder sie lehnten am Schutzwall. Bald hatten wir alle Waffen eingesammelt und auf unserer Seite des Walls versteckt. Die Männer waren so völlig in ihre jeweilige Beschäftigung vertieft, daß sie das Fehlen ihrer Gewehre gar nicht bemerken würden. Und selbst wenn es ihnen auffiel, würden sie sich hüten, laut zu schreien, weil sie Angst vor einer Rüge hatten. Falls sie überhaupt Verdacht schöpfen sollten, würde er sich sicher gegen einen ihrer Kameraden richten. Sie waren viel zu überzeugt von der Sicherheit dieses Militärgeländes; auch verließ sich jeder auf die Wachsamkeit des anderen. Bei den Scouts dagegen waren alle wachsam, und nichts galt als sicher.

Schließlich erreichten wir das Gerüst des hohen Wachturms, das an das Backsteingebäude angebaut war. Nur ein paar Meter vor uns stand eine Art Bunker mit einem schweren

Maschinengewehr, das auf einer Lafette montiert war. Von unserer Seite dieses kleinen Bunkers oder Maschinengewehr nests aus konnten wir niemanden sehen, aber der Geruch von Zigarettenrauch verriet uns, daß die Männer in dem Bunker genau wie die anderen Soldaten gerade Pause machten. Wir schlichen uns von der Seite an den Bunker heran. Diese Seite des Bunkers lag zwar im Schatten, doch im Licht der Scheinwerfer am Rand des Wachturms zeichneten sich das Maschinengewehr und der Patronengurt deutlich ab. Ich beobachtete, wie Rick sich zur Mündung des Maschinengewehrs hinüberschlich, rasch seine Hand über den Schutzwall gleiten ließ und einen kleinen Eichenzweig durch den Patronengurt schob. Sobald das Maschinengewehr losballerte und der Zweig zur Mündung hingezogen wurde, würde der Mechanismus blockieren. Ich konnte mir kaum ein Grinsen verkneifen, als wir an den Dachbalken auf die Plattform des Wachturms kletterten.

Als wir über den Boden der Plattform spähten, konnten wir die beiden Männer, die in der Nähe der Ecke am Geländer lehnten, deutlich sehen. Der Scheinwerfer in ihrer Nähe lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Wald, der sich vor ihrer Stellung ausdehnte, und ließ alles, was hinter ihnen lag, in tiefstem Schatten. Selbst wenn die Männer in unsere Richtung schauten, würden sie uns nicht sehen, weil ihre Augen sich nicht so schnell an die Dunkelheit gewöhnen konnten. Wir lagen auf dem Backsteingebäude, beobachteten die Soldaten auf der hölzernen Beobachtungsplattform lange Zeit und versuchten ihr Verhalten zu studieren. Sie flüsterten leise miteinander und richteten ihre Aufmerksamkeit zwischendurch immer wieder auf den Wald. Bald standen sie nicht einmal mehr aufrecht da, sondern lehnten wispernd am Geländer und starrten auf das von Scheinwerfern angestrahlte Gelände unter ihnen.

Leise tippte ich Rick auf die Schulter – ein Zeichen, daß er Wache halten sollte, weil ich etwas vorhatte. Ich schlich mich zu dem Fahnenmast auf dem Dach des Gebäudes hinüber und begann die Flaggen loszubinden. An jeder Stange waren drei Flaggen befestigt. Eine besonders große trug ein militärisches Emblem, das ich nicht identifizieren konnte; die beiden anderen waren einfarbig. In der Dunkelheit der Nacht konnte ich die Farben der Flaggen nicht genau erkennen; aber sie interessierten mich auch nicht. Kaum hatte ich sie zusammengefaltet, da tippte Rick mich auf die Schulter und drückte mir ein Gewehr in die Hand. Ich war verblüfft. Er wies zuerst auf die beiden Männer auf der Beobachtungsplattform und dann auf das Gewehr. Ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinunter. Da deutete Rick auf den Fahnenmast, und mir wurde klar, was ich tun sollte. Während Rick salutierte, befestigte ich das Gewehr an dem Fahnenmast.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis wir uns von dem Fahnenmast bis zum hintersten Rand des Lagers vorgearbeitet hatten. Wir wußten, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis die Männer entdecken würden, daß eines ihrer Gewehre fehlte, und dann kam es bestimmt zu einem großen Krawall. Doch sobald wir das Gelände verlassen und den Rand des Gebüschs erreicht hatten, das das Feld säumte,

war uns schon ein bißchen wohler zumute, und wir konnten es gar nicht mehr erwarten, zurückzukehren und den nächsten Angriff zu starten. Wieder verständigten wir uns mit Handzeichen und vereinbarten, daß wir uns trennen würden und jeder auf einem anderen Weg zu dem Bollwerk zurückschleichen würde. Jetzt entstand wirklich eine heikle Situation, denn bisher waren wir noch bei keiner unserer Missionen getrennte Wege gegangen. Es bedeutete, daß keiner von uns beiden die Rolle des Wachpostens übernehmen konnte, und da wir keinen festen Plan hatten, würden weder Rick noch ich wissen, was der andere gerade tat. Trotzdem erfüllte mich ein Gefühl der Zuversicht und inneren Ruhe, denn ich wußte, daß wir hervorragend trainiert waren, und wenn wir beide gut auf uns aufpaßten, konnte uns eigentlich nichts passieren.

Ich hatte keine Ahnung, was Rick vorhatte, als er plötzlich zurückzukriechen begann. Ich fing schon an, mir Sorgen zu machen, daß er vielleicht zu den Schutzwällen zurückkehren wolle, doch gleichzeitig wußte ich, daß ihm so gut wie alles mit Leichtigkeit gelingen würde. Ich zog mich ganz nach hinten in den Wald zurück, entschlossen, mich hinter den vorrückenden Soldaten herzuschleichen, um zu sehen, ob sich eine Gelegenheit zu einer neuen Attacke bot. Kaum hatte ich die Zone erreicht, wo der Wald in niedriges Gebüsch überging, da hörte ich wieder jemanden schnarchen. Ich drückte mich flach auf den Boden. Aus dieser Perspektive zeichnete der Horizont sich deutlich vom Himmel ab, und ich erkannte einen Soldaten, der an einen Baum gelehnt dasaß. Er kehrte den herannahenden Soldaten und dem Militärgelände den Rücken zu; anscheinend war er eine Art Nachhut. Aber diese Nachhut schlief tief und fest. Ich beschloß, diesen Mann zur Zielscheibe meines nächsten Angriffs zu machen.

Langsam und vorsichtig schlich ich mich hinter ihn, band die große Flagge an sein Gewehr, das auf seinem Schoß lag, und achtete darauf, den Knoten möglichst nah an seinem Arm zu machen, damit das Gewicht der Flagge das Gewehr nicht von seinem Schoß herunterzog. Dann band ich die andere Fahne an seinen Helm, der neben ihm auf dem Boden lag, und die letzte Flagge befestigte ich hinten an seiner Gürtelschlaufe. Während dieser ganzen Aktion rührte der Soldat sich überhaupt nicht. Er schlief friedlich wie ein Baby zu Hause im Bett. Als ich mich wieder davonschlich, entdeckte ich weiter vorn noch einen Soldaten, der auf dem Bauch im Unterholz lag. Ich sah, wie er den Kopf hin- und herbewegte und das Bollwerk beobachtete. Dieser Mann schlief wenigstens nicht; also stellte er schon eine etwas größere Herausforderung für mich dar. Ohne zu zögern, pirschte ich mich von hinten an ihn heran.

Er drehte sich mehrmals um, warf einen Blick über die Schulter und fuhr sich mit der freien Hand über den Nacken, um Mücken zu vertreiben. Wie dumm von ihm, dachte ich. Mit dieser Bewegung verrät er sich doch nur. Großvater hatte uns stets erklärt, daß die natürlichen Nahrungsmittel, die wir in der Wildnis zu uns nahmen, unser Blut für Insekten geschmacklos machen würden. Dem Gezappel dieses Soldaten nach zu urteilen, hatte Großvater auch damit recht gehabt. Ich konnte mich nicht

erinnern, wann mich das letzte Mal ein Insekt gestochen hatte. Mittlerweile war ich dem Mann schon gefährlich nahe gekommen, so nahe, daß ich meine Atmung und meinen Herzschlag mit Hilfe des Heiligen Schweigens unter Kontrolle bringen mußte. Vorsichtig streckte ich die Hand nach seinem herabhängenden Schnürsenkel aus, der unterwegs aufgegangen war, zog ihn durch die Schuhbänder seines zweiten Stiefels und band beide Schnürsenkel zusammen, allerdings so lose, daß er ungehindert weiterkriechen konnte. Doch sobald er aufstand und zu rennen versuchte, würde er mit Sicherheit stolpern.

Als ich mich wieder in den schützenden Schatten zurückzog, wußte ich, daß meine Zeit allmählich knapp wurde. Sicherlich war Rick schon wieder an unserem Treffpunkt. Doch als ich mich vorsichtig zu der vereinbarten Stelle schlich, konnte ich ihn nirgends sehen. Der Punkt, den wir ausgewählt hatten, lag mitten in dichtem, undurchdringlichem Gebüsch verborgen, bot aber gleichzeitig einen hervorragenden Ausblick über das Übungsgelände und jenen Teil des Waldes, durch den die feindlichen Soldaten vorrückten. Sorgfältig suchte ich mit dem geschulten Blick des Scouts das Feld ab, horchte und hielt Ausschau nach einem versteckten Hinweis, der mir verriet, wo Rick war. Ich wußte, daß er den Rückweg durchs offene Gelände wählen würde, also konzentrierte ich mich auf die kahle Sandfläche vor mir. Zu meinem Erstaunen lag Rick nur ein paar Meter von mir entfernt perfekt getarnt im Sand. Ich hatte ihn nur entdeckt, weil sein Umriß sich von dem Gelände abhob.

Es beunruhigte mich, daß Rick nicht auf unseren Treffpunkt zuschlich, sondern mit dem Gesicht zum Lager flach auf dem Bauch lag und mir den Rücken zukehrte. Plötzlich hob er die Hand und zog sie ein Stückchen zurück. Gleich darauf ging irgendwo im Dickicht ein Schuß los. Dann machte Rick mit der anderen Hand die gleiche Bewegung und löste weiter vorne eine Explosion aus. Der grelle Blitz eines Sprengkörpers zuckte zum Himmel empor. Dann ertönten Stimmen, und ich kroch ins Dickicht zurück. «Hurra!» hörte ich Rick schreien. Ich traute meinen Ohren nicht. Sein Verhalten ließ sich überhaupt nicht mit der lautlosen Heimlichkeit vereinbaren, die der Kodex der Scouts uns auferlegte. Doch gleichzeitig zitterte ich vor Freude über die Verwirrung, die er da gestiftet hatte. Was jetzt geschah, damit hätte ich selbst in meinen wildesten Träumen nicht gerechnet. Ich beobachtete abwechselnd Rick, der sich in die schützende Deckung unseres Treffpunkts zurückzog, und das unvorstellbare Chaos auf dem Übungsgelände.

Die Männer, die in dem Feld auf der Lauer lagen, sprangen mit, stürmten auf das Bollwerk zu und feuerten Schüsse ab. Jetzt geriet alles in Aufruhr: Ein Stimmengewirr erhob sich, Männer schrien und stoben in alle Richtungen davon. Vom Bollwerk her hörte man einige kurze Feuerstöße – dann schwiegen die Waffen. Ich konnte das kopflose Verhalten der Männer auf dem Beobachtungsposten genau beobachten: Der eine suchte nach seinem Gewehr, der andere kämpfte verzweifelt mit einem Scheinwerfer. Binnen Sekunden hatten die feindlichen Soldaten das Bollwerk gestürmt. Dann sah ich

einen Mann mit wehenden Flaggen aus dem Wald rennen, begleitet vom Jubelgeschrei seiner Gruppe. Das letzte, woran ich mich erinnern kann, ist, daß der Kommandant auf dem Wachturm den Fahnenmast mit seinem Scheinwerfer absuchte und entdeckte, daß ein Gewehr daran hing. Da jubelten die Angreifer noch lauter. Der Kommandant überschüttete den Mann, der neben ihm stand, mit Flüchen und hätte beinahe einen Tobsuchtsanfall bekommen. Rick und ich stahlen uns ins Gebüsch und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Als wir unser Lager erreichten, saß Großvater bereits da und wartete auf unsere Rückkehr. Er empfing uns mit einem so breiten Grinsen, wie wir es schon lange nicht mehr an ihm gesehen hatten, und forderte uns auf, uns neben ihn zu setzen. «Jetzt habt ihr verstanden, wie ein Scout arbeitet», sagte er. «Ihr habt gesehen, wie moderne Kämpfer ausgebildet werden, und wißt, daß sie in der Wildnis fehl am Platze sind. Sie erkennen die Stimmen der Schöpfung nicht, sie sind keine Kinder der Erde, und deshalb wissen sie auch nicht, was es bedeutet, ein echter Krieger zu sein. Sie besitzen nicht die Kraft der Erde und der Schöpfung. Diese Kräfte bringen sie zu Fall und lassen den Scout siegen. Genau wie ihre Ahnen sind sie auf ihre modernen Waffen, Kleidungsstücke, Tarnfarben und Schlachtpläne angewiesen. Die Idee, daß man zum Verbündeten der Erde werden muß, ist ihnen fremd. Statt dessen bekämpfen sie die Erde. Aber der Mensch kann keinesfalls gewinnen, wenn er gegen die Erde kämpft, denn das würde bedeuten, daß er sich selber bekämpft. Und deshalb haben diese Soldaten sich selbst besiegt.

Es war kein Fehler von Rick, den Schlachtruf auszustoßen. Er hat sich damit nicht verraten und wurde auch nicht entdeckt. Er hat sich sein Wissen über die menschliche Natur und das menschliche Denken zunutze gemacht, um die Aufmerksamkeit der Soldaten von sich abzulenken. Sie haben immer noch keine Ahnung, wo der Ruf hergekommen ist. Und auch der Mann, der die Flagge zum Sieg getragen hat, weiß es nicht. Wir wissen, daß er niemals jemandem erzählen wird, wie er zu diesen Flaggen gekommen ist. Es würde ihm ohnehin niemand glauben. Ihr habt mit eurer psychologischen Kriegsführung große Verwirrung gestiftet, denn nun weiß keiner der Soldaten, wer von ihnen eigentlich was getan hat. Ihr Sieg ist in einem Meer von Zweifeln versunken. Der Führer der Truppe ist jetzt ganz hilflos und fühlt sich gedemütigt; derjenige, der die Flagge davongetragen hat, schwelgt in einem völlig unbegründeten Siegesgefühl, und insgeheim mißtraut jeder jedem. Ihr habt Verwirrung und Argwohn gesät. Nicht die Soldaten haben gesiegt, sondern ihr.» Mit diesen Worten überreichte Großvater Rick und mir ein paar goldene Sterne. Ich erinnerte mich noch genau an diese Sterne. Sie hatten eine Uniformjacke geziert, die über dein Geländer der Beobachtungsplattform hing.

Es erschütterte uns überhaupt nicht, daß Großvater die ganze Geschichte kannte und alles beobachtet hatte. Inzwischen rechneten wir schon bei all unseren Missionen mit seiner Gegenwart und hatten uns damit abgefunden, daß wir ihn nie entdecken würden. Auf diese Weise gab er uns auch zu

verstehen, daß es noch einen höheren Grad an Geschicklichkeit gab als den, den wir erreicht hatten. Irgendwie war das natürlich schon beschämend, aber gleichzeitig auch eine wichtige Lehre für uns, denn das ließ uns nach immer größerer Vollkommenheit und immer höheren Zielen streben, so daß wir niemals in Stagnation und Mittelmäßigkeit versanken. Schon allein das Wissen, daß Großvater da war und wir ihn trotz unseres langjährigen Trainings nicht sehen konnten, versetzte uns immer wieder in ehrfürchtiges Staunen.

6 Die Patrouille

Am Tag nach unserem Überfall auf das Militärlager konnten Rick und ich es gar nicht erwarten, zum Schlachtfeld zurückzukehren, um zu sehen, was sich dort abspielte. Das war nicht leicht für uns, denn natürlich würden alle Soldaten, die am Vortag an dem Kampf beteiligt waren, jetzt sehr mißtrauisch und in ständiger Alarmbereitschaft sein – dachten wir. Diese Situation würde uns sicherlich mehr fordern als unser Abenteuer am Vorabend; denn die Gefahr, erwischt zu werden, war jetzt viel größer. Doch schließlich lebten wir bei solch aufregenden Abenteuern erst richtig auf, und unser Überfall in der Nacht davor war keine große Herausforderung für uns gewesen. Wir wollten, daß unsere Chancen so schlecht standen, daß wir uns wirklich anstrengen mußten. Also steuerten wir ohne irgendeinen Plan wieder auf den Schauplatz des Kampfes zu, diesmal jedoch aus einer ganz anderen Richtung.

Inzwischen waren das Schlachtfeld und seine Umgebung uns schon vertraut. Das machte das Vorwärtsgelangen etwas leichter. Bis an den Rand des Bollwerks vorzustößen war das geringste Problem, denn wir näherten uns vom undurchdringlichsten Sumpf her dem offensten Gelände des Schlachtfeldes. Doch trotz unserer Zuversicht und unseres mühelosen Vorankommens wollten wir uns nicht in falscher Sicherheit wiegen. Wir rechneten nach wie vor mit allem, denn unsere Lektion vom Vortag, als wir beinahe mit dem Panzer zusammengestoßen wären, hatte uns ernüchtert, und wir schämten uns immer noch deswegen. Auf unserem Weg durch den Sumpf verdächtigte ich jedes Pflanzenbüschel, das mir hier nicht hinzugehören schien, und jede kaum wahrnehmbare Spur auf dem Boden. Jeder Baum mit tief herabhängenden Zweigen schien mir ein Versteck, in dem ein Soldat auf der Lauer liegen konnte. Wir gaben uns noch mehr Mühe als sonst, unsere Spuren zu verwischen, so daß es hinterher sogar uns selbst schwerfiel, sie zu erkennen.

Als wir den Rand des Sumpfes und die Lichtung erreicht hatten, erkannten wir in der Ferne schon deutlich das mit Sandsäcken befestigte Bollwerk. Die Flagge flatterte wieder auf dem Dach, und wir sahen, daß zwischen den Schutzwällen Männer hin- und herliefen. Ihre Bewegungen deuteten darauf hin, daß hier gerade eine Wachablösung stattfand. Nachdem die neuen Wachen ihren Posten bezogen hatten, schauten sie sich überall aufmerksam um. Wir wußten, daß ihr Erlebnis am Vorabend eine Lehre für sie war, die sie nicht so leicht wieder vergäßen. Diesmal würden sie auf der Hut sein. Auf dem Turm hielten jetzt fünf Mann Wache, und der Kommandant hatte sich ein Fernglas umgehängt, das er oft an die Augen führte. Seine Haltung verriet Zorn und Entschlossenheit. Der hintere Teil des Geländes, wo am Vortag der Panzerkrieg stattgefunden hatte, war jetzt vollkommen verlassen. Wir vermuteten, daß nun irgendein Racheakt stattfinden würde.

Diesmal fanden wir keine Spuren von Soldaten, die sich an das Gelände herangepircht hätten. Die Umgebung des Lagers war vollkommen menschenleer; das erkannten wir daran, daß die Vögel und

die anderen Tiere sich völlig ungestört bewegten. Nur ein größerer konzentrischer Kreis, der den Strom des natürlichen Lebens unterbrach, kündigte uns die Anwesenheit einer großen Gruppe von Männern am hintersten Rand des Sumpfes an. Wir begriffen nicht, warum die Soldaten im Bollwerk diese Störung nicht bemerkten, doch wir wußten ja schon lange, daß Dinge, die wir mit geradezu schmerzhafter Deutlichkeit wahrnahmen, allen anderen Leuten völlig entgingen. Uns war sofort klar, daß die Männer, die vorhatten, sich an das Lager heranzuschleichen, diesen Aufruhr in der Natur verursachten. An der Art der konzentrischen Kreise erkannten wir außerdem, daß diese Männer sich im Augenblick gar nicht bewegten. Doch die Soldaten in dem Lager hatten von all dem keine Ahnung.

Wir beschlossen, uns zuerst einmal um die Männer auf dem Feld zu kümmern, solange es noch hell war. Auf diese Weise bekamen wir vielleicht heraus, was hier vor sich ging. Wir zogen uns wieder in den Sumpf zurück und arbeiteten uns bis an sein unteres Ende vor. Obwohl wir der Route, die wir gestern abend gewählt hatten, damit ziemlich nahe kamen, waren wir immer noch weit genug davon entfernt, um keinen Verdacht zu erregen. Als wir uns den Soldaten näherten, vernahmen wir deutlich Stimmen. Halb diskutierten, halb stritten die Männer miteinander. Es war ein aufgeregtes Stimmengewirr; alle schienen zu gleicher Zeit sprechen zu wollen. Fast klang es so, als gebe es hier keinen wirklichen Anführer. Hin und wieder wurde jemand aufgefordert, etwas leiser zu sein; doch abgesehen davon schien niemand das Kommando über diese Gruppe zu haben. Ich begriff nicht, warum die Männer des Bollwerks die Soldaten nicht hörten; aber ich vermutete, daß sie selbst viel zu sehr damit beschäftigt waren, Befehle zu brüllen oder hin- und herzurennen. Stillbleiben war nicht gerade eine Stärke dieser Leute.

Rick und ich schoben uns näher an die Stelle heran, wo dieser ganze Spektakel stattfand. Wir waren uns ziemlich sicher: Selbst wenn wir jetzt plötzlich aufsprangen und losrannten, würden diese Männer uns gar nicht bemerken, so sehr waren sie in ihre Auseinandersetzung vertieft. Behende krochen wir an den Rand des Sumpfes, wo die Männer in einem losen Kreis auf einer kleinen Lichtung saßen. Die meisten kehrten dem Sumpf den Rücken zu und blickten zu einem Mann hinüber, der auf seinem Helm saß und geistesabwesend mit einem Stock über den Bonden fuhr. Die Kratzspuren in der Erde sahen aus wie eine gezeichnete Landkarte, doch niemand beachtete sie. Inzwischen hatte sich tiefes Schweigen über die Gruppe gesenkt. Die Männer machten einen teils hilflosen, teils verwirrten Eindruck. Sie wirkten, als hätten sie gerade eine schwere Schlappe erlitten oder als stünde die Niederlage zumindest unmittelbar bevor. Da fiel mir auf, daß einer der Männer eine rote Flagge an der Gürtelschlaufe hängen hatte, dieselbe Flagge, die ich in der Nacht zuvor daran festgebunden hatte. An der Art, wie er damit spielte, merkte ich, daß sie inzwischen eine Last für ihn geworden war. Alle schienen sich an ihn zu wenden, wenn sie Rat brauchten.

Plötzlich erhob der Mann, der neben dem Soldaten mit der roten Flagge saß, seine Stimme und rief

ziemlich wütend: «Verdammt noch mal! Gestern nacht haben wir doch gezeigt, was in uns steckt. Warum läßt dieser Idiot uns dann alles noch einmal machen? Wir haben eindeutig gesiegt, und was zum Teufel haben wir davon? Alle anderen dürfen am Wochenende zurück in die Kaserne, bloß wir nicht.»

Ein anderer Mann schaltete sich ein: «Das liegt nur daran, weil er und seine verdammten Arschlöcher die Schlacht verloren haben und es uns nicht zutrauen, noch ein zweites Mal zu siegen. Er will uns etwas beweisen. Wir haben ihm einen Tritt in den Hintern gegeben, und das hat sein Ansehen stark ramponiert. Jetzt ist er vor allen Leuten blamiert. Und deshalb muß er uns bestrafen – als Trostpflaster für seine verletzte Eitelkeit. Mir tun nur seine Männer leid.»

Da mischte sich der Mann mit der Flagge ein: «Genau. Er kann seinen Leuten zwar die Schuld an der Niederlage zuschieben, aber wie Sarges Gewehr an den Fahnenmast direkt hinter ihm gekommen ist, dafür hat er auch keine Erklärung.»

«Warum zum Teufel erklärst du uns dann nicht endlich, wie du das gemacht hast?» warf ein anderer Mann ein.

Da senkte der Mann mit der Flagge bescheiden den Blick. «Es ist mir einmal gelungen», murmelte er, «und ich sehe nicht ein, warum ich es noch ein zweites Mal tun soll. Dieses eine Mal habe ich gezeigt, was in mir steckt, aber jetzt werden die Burschen in dem Wachturm uns genau beobachten. Es war schon beim ersten Mal nicht leicht.» Verlegen blickte er in die Runde, als rechne er mit Widerspruch. Er wirkte wie jemand, der etwas zu verbergen hat.

Plötzlich stand der Mann, der mit dem Stock Linien auf den Boden gezeichnet hatte, abrupt auf und sagte: «Aber du mußt es noch einmal machen! Du hast kaum die Grundausbildung geschafft und bist der letzte, dem ich so ein Meisterstück zugetraut hätte. Du mußt einen Schutzengel oder so etwas haben.»

Da lächelte der Mann nur und sagte: «Manchmal.»

«Dann sag deinem verdammten Schutzengel, er soll gefälligst nochmal in Aktion treten!» befahl der Mann in scharfem Ton. «Und jetzt vorwärts!»

Als sie schon im Gehen waren, wagte der Mann mit der Flagge noch einen Einwand. Aber der andere schnitt ihm das Wort ab: «Keine Widerrede, du Arschloch. Du wolltest ein verdammter Held sein, und das hat eben seinen Preis. Wenn du uns blamierst, zahl' ich es dir heim, und wenn ich dich bis ins Südchinesische Meer verfolgen muß. Dann wirst du dir wünschen du wärst tot, das verspreche ich dir.» Die anderen Männer setzten sich in Bewegung und murmelten zustimmende Worte. «Wenn du nicht gewesen wärst, du verdammtes Arschloch, dann säßen wir jetzt wieder in der Kaserne und könnten uns ein paar schöne Tage machen. Aber nein, du mußtest ja den Scheißhelden spielen. Wenn du die Sache verpfuschst, kannst du dich auf eine Deckenparty gefaßt machen, die sich gewaschen

hat, du Scheißkerl.»

Der Mann mit der Flagge stand auf, um den anderen zu folgen. Als er sich umdrehte, um sein Gewehr aufzuheben, konnte ich sein Gesicht deutlich sehen. In seinen Augen standen Tränen, die er hastig wegzuwischen versuchte.

Ala er fortging, zwitscherte in einem niedrigen Busch ein Spatz, und er nickte ihm zu. Ich sah dem Mann mit der Flagge an, dass er nicht gerne hier dabei war, und an seiner Freude über den Vogel merkte ich auch, daß er den Wald liebte. Ich sah, wie er sich im Weggehen noch einmal umschaute und andächtig die Landschaft betrachtete – nicht auf der Suche nach einem Feind, sondern nach jenem inneren Frieden, den die Natur ihm zu schenken schien. Doch er schlich so deprimiert davon, als erwarte ihn ein Exekutionskommando. Er tat mir so leid. Wie viele Menschen in seiner Situation wünschte er sich weit, weit fort.

Da forderte ich Rick mit einer Handbewegung auf, in den Sumpf zurückzukehren, wo wir uns miteinander bereden konnten. Sobald ich sicher war, daß uns niemand hören konnte, fragte ich ihn, was eine Deckenparty sei. Da Ricks Vater einmal beim Militär gewesen war, wußte Rick genau, was damit gemeint war. Ich sah den schmerzlichen Ausdruck in seinem Gesicht, als er mir erklärte, was bei einer Deckenparty passierte: Die anderen Soldaten in der Kaserne wickelten einen schlafenden Mann in eine Decke ein und prügelten ihn dann durch. Mir wurde ganz übel. Plötzlich war dieser Mann für mich nicht mehr einer von den Soldaten, sondern er gehörte zu uns; er war kein Scheingegner mehr, sondern vielleicht sogar ein Verbündeter. Zwar wußte ich noch nicht wie, aber ich war plötzlich fest entschlossen, ihm zu helfen. Gleichzeitig wollte ich die anderen Männer demütigen: und zwar nicht nur die Männer in dem Lager, sondern auch die Soldaten aus seiner eigenen Gruppe. Ich fand, daß sie alle einen gehörigen Denkkettel verdient hatten, und an Ricks Gesicht las ich ab, daß er genau das gleiche empfand.

Wir folgten dem Zug in weitem Abstand. Der Mann mit der Flagge bildete die Nachhut. Auch er hielt sich in ziemlicher Entfernung vom Rest seiner Gruppe. Hin und wieder drehte einer der Männer sich zu ihm um und machte eine obszöne Geste oder formte mit den Lippen stumme Schimpfworte. Der Mann hielt den Blick meist demütig zu Boden gesenkt, um den Spott der anderen nicht ertragen zu müssen. Nach einer Weile wußten wir, in welche Richtung die Gruppe marschierte, und nutzten die Zeit, die wir dadurch gewannen, um uns wieder in die Tiefe des Sumpfes zurückzuziehen und uns zu tarnen. Unsere bisherige Tarnfarbe war zwar für dichtes Gebüsch, aber nicht für offenes Gelände geeignet, und die Gruppe, zu der der Mann mit der Flagge gehörte, steuerte nun aufs offene Feld zu.

Nachdem wir uns noch sorgfältiger getarnt hatten als in der Nacht zuvor, bahnten wir uns unseren Weg durch den Sumpf. Wir wußten, daß wir uns hier rasch und sorglos bewegen konnten, ohne gesehen zu werden. Im Nu hatten wir die Patrouille überholt, die sich nun selbst für ihre Verhältnisse

langsam und vorsichtig vorwärtsbewegte. Wir verkrochen uns im Gebüsch am Wegrand und beobachteten, wie die Männer vorbeikamen. Sie ahnten nicht, daß unsere Gesichter nur ein paar Zentimeter vom Wegrand entfernt im Gebüsch lauerten. Ich konnte nicht fassen, daß die Männer sich auf dem gleichen Weg ans Lager heranpirschten wie in der Nacht zuvor, denn auf diese Gegend würden die Wachen diesmal sicherlich ein besonders scharfes Auge haben. Nur auf das offene Gelände würden sie nicht achten. Ich bezweifelte nicht, daß die Soldaten gefangengenommen würden, noch ehe sie die Hälfte des Weges hinter sich hatten.

Wir beobachteten, wie die Männer auf das dichte Gebüsch um Waldrand zusteuerten. Solange sie sich im Schutz der Sträucher befanden, konnten die Männer im Bollwerk sie nicht erkennen, doch sobald sie sich aus dieser Deckung hervorwagten, würde die Sache schon anders aussehen. Als der letzte Soldat im Gebüsch verschwunden war, entdeckten wir zu unserem Schrecken, daß der Mann mit der Flagge nicht mehr bei ihnen war.

Inzwischen betrachteten wir diesen Mann gar nicht mehr als Soldaten; er war fast schon so etwas wie unser Kind geworden. Als er nicht den gleichen Weg entlang kam wie die anderen Männer, begann ich mir Sorgen um ihn zu machen. Wir warteten lange im Gebüsch auf ihn, aber er zeigte sich immer noch nicht. Wir nahmen nicht einmal den leisesten konzentrischen Kreis in der Natur wahr, der uns verraten hätte, daß unser Soldat sich näherte. Die Männer begannen bereits das schützende Gebüsch zu verlassen und auf das von Sträuchern überwucherte Feld vorzurücken. Doch keiner von ihnen schien sich Sorgen darüber zu machen, daß der Mann mit der Flagge ihnen nicht folgte. Es sah aus, als wollten sie die Sache möglichst schnell hinter sich bringen, um wieder in ihre Kaserne zurückkehren zu können. Wir wurden allmählich unruhig und schlichen uns am Wegrand entlang zurück. Doch als wir an der Stelle anlangten, wo wir den Mann zuletzt gesehen hatten, war er immer noch nirgends zu entdecken.

Nachdem wir ein paar Sekunden lang das Gelände abgesucht hatten, entdeckten wir seine Spuren, die vom Weg ab- und auf das Bollwerk zuführten. Die konzentrischen Kreise in der Ferne verrieten uns, daß er bereits den Rand der Lichtung erreicht hatte, doch an den leisen, gedämpften Geräuschen erkannten wir, daß er regungslos an einem Fleck verharrte. Irgendwie – sei es durch Zufall, sei es mit Absicht – hatte der Mann mit der Flagge den besten Zugang zum Bollwerk gewählt. Doch da er so schlecht getarnt war und sich nicht richtig in der Wildnis bewegen konnte, würde er nicht einmal den Rand des Bollwerks erreichen, obwohl er immer noch wesentlich geschickter zu sein schien als die anderen Männer in seiner Gruppe. Selbst wenn es dunkel wurde und die Nacht ihm Deckung bot, würde er keine Chance haben. Ich wußte, daß ich irgendwie zu ihm hinüberkommen und ihn daran hindern mußte, weiter vorzurücken, aber ich hatte keine Ahnung, wie. Gerade als ich auf ihn zukriechen wollte, verriet mir eine neue Welle konzentrischer Kreise, daß er sich wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Diesmal schlich er glücklicherweise zurück an den Waldrand, wo wir saßen.

Er kroch ins hohe Gebüsch, schlüpfte mühelos hindurch und betrat wieder den Weg. An seinen Bewegungen merkten wir, daß er sich im Wald auskannte und etwas von der Jagd verstand. Aber seine Fähigkeiten waren nicht so hoch entwickelt, daß sie ihm viel weiterhelfen konnten. Wir beobachteten, wie er zu einem Baumstamm hinüberging, sich darauf setzte und den Kopf in die Hände stützte. Unser Versteck war nur einen knappen Meter von ihm entfernt, und wir hörten ihn schluchzen. Ich sah, wie Rick sich vorwärtsschlich, leise das Gewehr des Mannes ergriff, das auf dem Boden lag, und es dann ebenso geräuschlos in das Gebüsch zog, in dem wir lagen. Das erschreckte mich, aber ich konnte es ihm nicht sagen. Der Mann mit der Flagge war ohnehin schon völlig außer Fassung. Wenn er zudem entdeckte, daß sein Gewehr fehlte, würde ihn das noch mehr erschrecken und demütigen. Ich hatte zwar keine Ahnung von Ricks Plänen, doch irgendwie wußte ich, daß er den Mann nicht noch mehr verletzen oder beschämen wollte.

Mit einem tiefen Atemzug blickte der Mann zum Himmel empor. Uns war klar, daß er am Rand des Feldes die Nerven verloren und sich hierher zurückgezogen hatte, um seine innere Ruhe wiederzufinden. In heiserem, entschlossenem Flüsterton begann er Selbstgespräche zu führen: «Ich werde mich ganz nah an diese verdammten Kerle heranschleichen, und sobald sie mich sehen, greife ich an. Die anderen werden mir folgen. Auf jeden Fall wissen sie dann, daß ich kein Feigling bin. Und dann... nein, du Trottel, das ist kein guter Plan. Sie würden uns höchstens mit ihren Maschinengewehren niedermähen. Vielleicht sollte ich lieber warten, bis es dunkel ist. Dann kann ich mich näher heranschleichen.» Gerade als ich darüber nachzudenken begann, wie dumm dieser Plan war, stand der Mann mit der Flagge auf und streckte die Hand nach seinem Gewehr aus. Ein paar Sekunden lang tastete er auf dem Boden danach, ohne hinzuschauen. Dann fuhr er herum und stellte fest, daß das Gewehr fort war. Entsetzt schnappte er nach Luft und begann verzweifelt nach seiner Waffe zu suchen. Dabei flüsterte er in heiserem Ton vor sich hin: «O Gott, nein! Nur das nicht! O Gott! O Gott!»

Als die Stimme des Mannes sich vor panischer Angst schon faxt zu überschlagen drohte, hörte ich, wie Rick in unnatürlich tiefem Ton mit ihm zu sprechen begann, um seine Jugend zu Verbergen, was jedoch schwierig, wenn nicht sogar unmöglich war. «Sieh dich nicht um», flüsterte er ihm zu. «Wir haben dein Gewehr. Geh ein paar Meter voraus und dann immer den Weg entlang, bis in den Sumpf hinein.»

«Wer zum Teufel bist denn du?» rief der Mann mit lauter, verblüffter Stimme und vergaß für ein paar Sekunden, wo er war.

«Ich bin die gute Fee aus dem Wald!» sagte Rick ganz ernst.

An dem Vibrieren in seiner Stimme erkannte ich, daß er sich krampfhaft bemühte, ein Lachen zu

unterdrücken. Dann setzte er in herrischerem Ton hinzu: «Und jetzt ab in den Sumpf!»

Ohne Zögern setzte der Mann sich in Bewegung. Nach kurzer Suche hatte er den Weg gefunden und ging ihn entlang, bis er in den Sumpf kam. Ich merkte, daß er versuchte, sich möglichst geräuschlos zu bewegen, und sah, wie er sich in die Richtung umwandte, aus der unsere Stimmen gekommen waren. Wahrscheinlich glaubte er, wir seien immer noch dort, weil er keine Bewegung aus unserer Richtung gehört hatte.

Als er sich umblickte und Rick und mich nur einen knappen Meter entfernt lächelnd vor sich stehen sah, sein Gewehr in der Hand, verlor er vor Schreck das Gleichgewicht und wäre beinahe in den Morast gefallen. Da begannen wir beide zu lachen. Der Mann mit der Flagge starrte uns immer noch ungläubig und mit offenem Mund an. Er suchte nach Worten und bemühte sich, die Fassung wiederzugewinnen. «Wer zum Teufel seid ihr?» fragte er. «Ihr seid doch bloß blöde Kinder. Gebt mir mein verdammtes Gewehr wieder, verflucht noch mal.»

«Bloß Kinder?» erwiderte ich in scharfem Ton. «Dieselben Kinder, in die du gerade eben beinahe hineingerannt wärest, ohne es zu merken. Dieselben Kinder, die die Flaggen vom Mast geholt und an dir und deinem Gewehr festgebunden haben. Dieselben Kinder, die die Schuhe deiner Freunde zusammengeknotet, Gewehre versteckt und blockiert und Soldaten erschreckt haben. Wir haben den Krieg für euch gewonnen!»

«Genau. Und jetzt werden wir dir aus der Klemme helfen», verkündete Rick selbstsicher. Nun hatten wir das Interesse des Mannes mit der Flagge geweckt.

«Aber wer zum Teufel seid ihr denn?» fragte er wieder, diesmal allerdings schon etwas zaghafter.

«Nimm einfach an, wir sind die Geheimwaffe der Regierung gegen die Dummheit des Krieges», erwiderte ich scherzhaft. Jetzt wirkte der Mann noch interessierter und stellte keine weiteren Fragen mehr. Er wies auf Ricks Tarnfarbe und erklärte, das sei die beste Tarnung, die er je gesehen habe. Sie mache uns völlig unsichtbar. Daraufhin erklärte ich ihm, er müsse sich ebenso unsichtbar machen. Widerspruchslos duldet er, daß Rick und ich Tarnfarbe auf seinen Körper aufzutragen begannen, direkt über seine Uniform. Dann entfernten wir alle losen Uniformteile, so daß nichts mehr klirrte, klapperte oder knirschte, wenn er sich bewegte. Ebenso verfahren wir mit seinem Gewehr. Der Mann sagte kein Wort, sondern ließ einfach alles mit sich geschehen. Ich hatte das Gefühl, daß diese ganze Prozedur ihn mit ehrfürchtigem Staunen erfüllte. Bald war er genauso gut getarnt wie wir.

Der Soldat sagte zwar nicht viel, sondern schaute nur in einer Mischung aus belustigtem Staunen und Hochachtung zu, wie wir ihn tarnten. Aber ein klein wenig erzählte er uns doch über sich. Heute kann ich mich nur noch daran erinnern, daß er aus Texas stammte und aus finanziellen Gründen gezwungen war, in den Militärdienst einzutreten. Er erklärte uns, daß er eigentlich gar nicht dort sein und nichts mit Krieg zu tun haben wolle. Wir verrieten ihm nicht viel über uns, sondern erklärten

lediglich, unsere Existenz müsse ein Geheimnis bleiben. Dafür würden wir auch nie jemandem verraten, daß er nicht der siegreiche Fahnenträger gewesen sei. Und wenn er uns alles nachmache, würden wir sogar einen respektgebietenden Kämpfer aus ihm machen, der sich in jeder kriegerischen Auseinandersetzung bewähre, gleichgültig, ob es ein echter Krieg sei oder nur ein Manöver. In feierlichem Ton trafen wir unsere Abmachung, und ich spürte, daß er es ernst meinte. Ich merkte ihm auch an, wie lernbegierig er war. Offensichtlich war er ungemein aufgeregt.

Wir kehrten auf den Weg zurück und gingen weiter, bis wir an eine Stelle kamen, von wo aus wir den Rest seiner Gruppe überblicken konnten. Der Mann mit der Flagge, wie wir ihn von jetzt an nannten, wußte nicht, wie man sich mit Handzeichen verständigt. Zumindest kannte er nur die Grundbegriffe dieser Zeichensprache. Also mußten wir ihm zuflüstern, was sich da Vorne abspielte, obwohl das gegen das Scout-Gesetz verstieß.

Wir erklärten ihm, daß seine Kameraden sich nicht näher an das Bollwerk heranwagten. An der Körpersprache der Wachtposten lasen wir ab, daß sie nicht wußten, wo seine Gruppe sich im Augenblick befand. Ich war überzeugt davon, daß die Soldaten warteten, bis es ganz dunkel würde, ehe sie weiter vorrückten. Auf diese Weise hatten wir jede Menge Zeit. Der Mann mit der Flagge fand es ungeheuer interessant und aufregend, wie wir die Gedanken anderer Menschen lesen konnten. Wir zogen uns wieder in den Wald zurück und durchquerten den Rand des Sumpfes. Dabei zeigten wir dem Mann mit der Flagge, wie man sich fortbewegt und anschleicht und dabei gleichzeitig seine Spuren verwischt. Dann schlichen wir uns wieder aus dem Sumpf heraus und begaben uns an die Stelle, wo den Mann mit der Flagge vor ein paar Stunden der Mut verlassen hatte. Jetzt wirkte er wieder recht zuversichtlich. Man merkte ihm an, daß er Vertrauen zu unseren Fähigkeiten hatte.

Als der Abend dämmerte, waren wir schon ziemlich weit vorgerückt. Wir schoben uns auf dem Bauch am Gebüsch entlang und gingen völlig im Schatten der Sträucher unter. Als wir den äußersten hohen Sandsackwall erreicht hatten, ließ Rick sich behende und geräuschlos darübergleiten. Der Mann mit der Flagge packte mich am Fußgelenk. Ich drehte mich um und sah sein besorgtes Gesicht. Da lächelte ich ihm zu und spürte, wie sein zitternder Griff sich lockerte. Ich ließ mich ebenfalls über den Wall gleiten, und er folgte mir auf dem Fuß. Zwar machte er dabei ein leises Geräusch, doch das hätte selbst ein erfahrener Wachtposten nicht wahrgenommen. Da ich so etwas schon seit vielen Jahren praktizierte, wußte ich, daß das Herz des Mannes nun vor Aufregung sicherlich so laut hämmerte, daß er Angst hatte, die Wachtposten könnten es hören. Jetzt schoben wir uns geräuschlos am äußeren Rand des inneren Schutzwalls entlang, so wie wir es auch am Vorabend getan hatten. Instinktiv spürte ich, daß die Wachen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bäume und Felder vor ihnen richteten. Dadurch waren wir im Vorteil. Sie würden nie auf die Idee kommen, darauf zu achten, was sich direkt vor ihrer Nase abspielte.

Im Schatten schlichen wir uns auf die offene Tür des Backsteingebäudes zu. Der Mann mit der Flagge und ich hielten uns tief im Schatten verborgen, während Rick sich der Tür näherte, um besser hineinsehen zu können. Dort saß der Leiter dieses Kriegsspiels an einem Schreibtisch. Anscheinend brütete er über ein paar Papieren. Plötzlich verschwand Rick, und ich drückte den Mann mit der Flagge noch tiefer in den schützenden Schatten hinein, als der Offizier von seinem Schreibtisch aufstand, sich reckte und nach draußen ging. Ich sah ein Streichholz aufglimmen und hörte ihn dann an einer Zigarre paffen. An den dünnen Rauchschwaden und dem scharfen, beißenden Geruch erkannte ich, daß es eine dicke, sehr billige Zigarre war. Ich hielt den Mann mit der Flagge an seinem zitternden Arm fest, während der Kommandant in einem Abstand von nur ein paar Zentimetern an uns vorbeiging und hinter dem Gebäude verschwand. Dann knallte die Tür eines Toilettenhäuschens zu, das wir nicht sehen konnten.

Rick gab uns ein Zeichen, und wir schlichen uns in das Gebäude. Darin standen nur ein Stuhl und ein schon ziemlich alter, wackeliger Schreibtisch, auf dem ein paar Landkarten und Dokumente ausgebreitet lagen. Rick ging zu dem Schreibtisch hinüber, nahm einen großen roten Wachsstift in die Hand und begann etwas auf ein Stück Papier zu schreiben. Gleichzeitig winkte er den Mann mit der Flagge zu sich hinüber und wies auf das Papier. Dort stand: ÜBERRASCHUNGSANGRIFF! PENG, PENG, IHR SEID TOT! HERZLICHE GRÜSSE – EUER MANN MIT DER FLAGGE. Mit einer Handbewegung forderte Rick unseren Soldaten auf, die gleiche Botschaft auch noch auf alle anderen Papiere zu schreiben. Der Mann mit der Flagge machte ein Gesicht, als wolle er gleichzeitig lachen, weinen, davonlaufen und laut schreien. Doch als er begann, seinen Satz auf alle Papiere zu schreiben, breitete sich ein glückliches Lächeln auf seinem Gesicht aus. Rick schob eines der Blätter in die oberste Schreibtischschublade, nahm die übrigen Zettel an sich, und dann schlichen wir uns genauso schnell, wie wir gekommen waren, wieder hinaus in den schützenden Schatten.

Als wir an der Außenseite des inneren Schutzwalls entlangkrochen, hörten wir wieder die Toilettentür knallen. Dann vernahmen wir die Schritte des Kommandanten. Er ging an der offenen Tür vorbei und stieg die Leiter zu der Plattform des Wachturms empor. Da drehte ich mich um und lächelte dem Mann mit der Flagge zu. Er sah mich erstaunt an und schüttelte ungläubig den Kopf. Wir krochen weiter den Schutzwall entlang und verteilten dabei die Zettel mit unserem Text zwischen den Soldaten auf dem Wall. Zuerst bekam der Mann mit der Flagge Angst, als er das sah, doch als wir bei dem Maschinengewehrbunker angelangt waren, griff er nach dem letzten Papier, rollte es zusammen und schob es geräuschlos zwischen das Maschinengewehr und die Lafette. Dann schlichen wir zu den Toilettenhäuschen hinüber und schließlich auf die Felder hinter dem Schutzwall. Nach einer kurzen Ruhepause pirschten wir uns bis an den Waldrand vor und wählten dabei einen ganz anderen Weg als vorher.

Als wir den Waldrand erreicht hatten, konnten wir endlich wieder miteinander reden. Als erstes fragte der Mann mit der Flagge, woher wir wußten, daß der Offizier die Toilette nicht gleich wieder verlassen und auch nicht ins Gebäude zurückkehren würde. Wir erklärten ihm: Hätte der Mann nur Wasser lassen müssen, so hätte er nicht das Toilettenhäuschen benutzt, sondern wäre einfach hinter das Gebäude gegangen, wie er es immer tat. Und daß er nicht zurückkommen würde, wußten wir, weil er seinen Stift mitgenommen hatte. Hätte er die Absicht gehabt wiederzukommen, so hätte er den Stift auf dem Schreibtisch liegengelassen. Außerdem hatte er seine Mütze mitgenommen. Auch das verriet seine Pläne. Dann wollte der Mann mit der Flagge wissen, wie wir so sicher sein konnten, daß die Wachtposten an dem Schutzwall nicht sehen würden, daß wir die Papiere auf die Bunker legten. Er lachte, als wir ihm erklärten, daß diese Leute sich viel zu sehr auf den Waldrand und die Felder konzentrierten, um darauf zu achten, was sich direkt vor ihrer Nase abspielte. Mit ungläubigem Gesicht lehnte er sich zurück. Er konnte immer noch nicht fassen, was ihm da für ein Meisterstück gelungen war.

Schließlich fragte er uns, wo wir das alles gelernt hätten. Wir antworteten nicht direkt, sondern sagten nur, wenn er alles täte, was wir von ihm verlangten, würden wir ihm noch mehr von unserem Können zeigen. Dann erklärten wir ihm, was er zu tun hatte, und begleiteten ihn zu dem Schutzwall zurück. Wir beobachteten, wie er sich geräuschlos über den Wall gleiten ließ, zum Toilettenhäuschen hinüberschlich, die Stiefel auszog und dann leise an der Hinterseite des Gebäudes emporkletterte, wobei er das Häuschen als Trittleiter benutzte. Rasch war er im Schatten verschwunden und wartete auf unser Signal. Wir zogen uns wieder an den Waldrand und dann in den Sumpf zurück, bis wir uns hinter dem Feld und auf gleicher Höhe mit den langsam vorrückenden Soldaten befanden. Wir überholten die Männer, durchschnitten und entfernten vorsichtig die Stolperdrähte, entwendeten eine der Signallampen und zogen uns an den Rand des Feldes zurück.

Dann trennten wir uns. Ich band alle Stolperdrähte, die ich durchgeschnitten hatte, zu einer langen Schnur zusammen. Rick heftete sich den vorrückenden Soldaten an die Fersen, und ich begab mich wieder zurück aufs Militärgelände. Ich stellte die Signallampe so auf, daß sie direkt in die Sandsäcke vor dem Maschinengewehrbunker hineinleuchten und die Männer dabei mit ihrem grellen Licht blenden würde. Dann brachte ich die Schnur aus zusammengebundenen Drähten so weit ins offene, Feld hinaus, wie ich konnte, und legte mich in dem spärlichen Gebüsch auf die Lauer, um auf das Signal zu warten. Die Warterei schien sich endlos lang hinzuziehen. Ich machte mir Sorgen, wie es Rick inzwischen wohl ergangen sein mochte und ob der Mann mit der Flagge nicht womöglich entdeckt wurde oder während des Wartens einschlief. Um Rick war ich am wenigsten besorgt, denn er hatte genügend Erfahrung, um auf sich selbst aufzupassen. Meine ängstlichen Gedanken kreisten hauptsächlich um den Mann mit der Flagge. Er war unerfahren, und ich fühlte mich für ihn

verantwortlich.

Plötzlich ertönte aus den hinteren Reihen der vorrückenden Soldatengruppe ein Schuß, und ich war mit einem Schlag hellwach. Das war Ricks Werk: Er hatte seine Schnur am Gewehr eines der Männer festgebunden, genau wie am Vorabend. Ich zog an meiner Drahtschnur und brachte die Signallampe zum Leuchten, so daß die Soldaten mit den Maschinengewehren von dem Licht geblendet waren, noch ehe sie einen Schuß abgeben konnten. Gleichzeitig sprang der Mann mit der Flagge auf, feuerte Schüsse in die Luft und schrie: «Hurra!» Da begannen die Männer auf dem Feld loszurennen und zu schießen und das Lager zu stürmen. Geschützfeuer erfüllte die eben noch so stille Nacht, und Pulvergeruch lag in der Luft. Ich sah, daß die Männer auf dem Beobachtungsturm die Hände erhoben hatten; unser Mann mit der Flagge hielt sie in Schach. Als er die Flagge einholte, ertönten Jubelschreie. Wir schlichen uns in die Nacht hinaus, in der jetzt wieder Schweigen eingekehrt war, und verschwanden im Sumpfgelände.

Am nächsten Abend saßen Rick und ich auf dem Beobachtungsturm des mittlerweile verlassenen Bollwerks und ruhten uns aus. Da hörte ich von einem Punkt in der Ferne konzentrische Kreise ausgehen und wußte, daß der Mann mit der Flagge unterwegs war. Eine Viertelstunde später saß er bei uns. Wir lehnten uns gemütlich zurück und schwelgten in unserem Sieg. Der Mann mit der Flagge versuchte uns den Gesichtsausdruck des Kommandanten zu beschreiben, als er hinter ihm aufgetaucht war und in die Luft geschossen hatte. Sein Stellvertreter wäre vor Schreck beinahe von der Plattform gefallen, als die Schüsse ertönten, und die anderen hatten sich flach auf den Boden geworfen. Sie waren allesamt sprachlos, als der Mann mit der Flagge ihnen erklärte, daß ihre ganzen Schüsse während des Scheingefechts gar nicht gegolten hatten, denn schließlich war das Gelände gespickt mit Sprengkörpern. Er bewies es ihnen, indem er ihnen verriet, wo die unterschriebenen Papiere mit der Aufschrift PENG, PENG, IHR SEID TOT! lagen. Da verstummten sie beschämt, und seine Kameraden trugen den Mann mit der Flagge triumphierend auf den Schultern zum Auto.

Aber das Lustigste an der Sache war: Die Leistungen des Mannes mit der Flagge beeindruckten die Leiter des Kriegsspiels so sehr, daß sie ihm mehrere Tage freigaben. Auch die anderen Männer seiner Gruppe bekamen Urlaub. Den Verlierern dagegen wurde harte Arbeit aufgebürdet. Von nun an trug unser Soldat überall den Spitznamen «der Mann mit der Flagge». Man wollte ihm nicht nur seine eigene Gruppe von Soldaten, sondern noch mehrere andere Gruppen zur Ausbildung anvertrauen, darunter auch ein paar Offiziere. Er lachte lange und herzlich, als er uns davon erzählte. Rick schüttelte den Kopf, stimmte in sein Gelächter ein und ermahnte ihn, dann müsse er aber noch einiges lernen. Ich stimmte zu, und wir forderten den Mann mit der Flagge auf, uns zu folgen, verrieten aber nicht, wo wir hinwollten. Wir erklärten ihm nur, er würde während seines Urlaubs lernen müssen, was es heißt, ein Krieger zu sein.

Ich kann seinen Gesichtsausdruck nicht beschreiben, als er Großvater zum ersten Mal sah. Er war wirklich sprachlos, und nur sein bewegtes Mienenspiel verriet seine Gefühle. Mit einer Handbewegung forderte Großvater ihn auf, sich zu setzen. «Du bist also der junge Mann mit der Flagge, von dem meine Enkel mir erzählt haben», sagte er dann. «Es war klug von ihnen, dich hierherzubringen, denn hier wirst du etwas lernen, was dir eines Tages im Krieg in einem fernen Land das Leben retten kann. Sag mir, junger Mann, aus welchem Stamm ist deine Großmutter?» Ich weiß nicht, wer von uns dreien schockierter war, Rick und ich oder der Mann mit der Flagge. Ich hatte mir unseren Soldaten nie so genau angesehen, daß ich die leicht indianischen Züge in seinem Gesicht bemerkt hätte. Ich weiß nur, daß Großvater offenbar etwas in seinem Herzen zum Schmelzen brachte. Der Mann mit der Flagge brach in Tränen aus.

Wir übten die ganze Woche hindurch immer wieder mit ihm. Er gewöhnte sich rasch und mühelos an unsere einfache, ganz aufs nackte Überleben eingestellte Lebensweise und wollte unbedingt lernen, wie man im Einklang mit der Erde lebt. Der Mann mit der Flagge schien Großvaters Wissen begierig in sich aufzusaugen, vor allem seine spirituellen Lehren. Er besaß eine natürliche Begabung für das Leben in der Wildnis und lernte rasch. Oft trainierte er noch bis tief in die Nacht hinein allein weiter, wenn Rick und ich längst schliefen. Er wußte, daß die Zeit, die er mit Großvater verbringen durfte, begrenzt war, und wollte sie möglichst gut nutzen.

Später schlichen wir uns oft an den Rand des Platzes, wo der Mann mit der Flagge seine Soldaten ausbildete. Manchmal kam Großvater sogar mit und sah zu, und hin und wieder nickte er ihm aus dem schützenden Gebüsch heraus anerkennend zu, so daß nur der Mann mit der Flagge es sehen konnte.

Rick und ich beobachteten, wie er für seine Kameraden ein Kriegsspiel nach dem anderen gewann. Seine Aufgaben wurden von Mal zu Mal schwieriger, denn die Gegner bewachten und befestigten ihre Lager nun immer sorgfältiger. Doch jedesmal wuchs der Mann mit der Flagge an der neuen Herausforderung und führte sein Team zum Sieg. Und jedesmal war er derjenige, der ins gegnerische Lager eindrang; doch inzwischen wurden auch einige seiner Männer immer besser, und bald genoß seine Gruppe ein ziemlich hohes Ansehen. Der Mann mit der Flagge schien Herausforderungen beinahe ebenso sehr zu lieben wie wir. Er forderte sich ständig bis an die äußersten Grenzen seiner Fähigkeiten und widersprach, wenn nötig, auch seinen Vorgesetzten. Die heftigsten Meinungsverschiedenheiten gab es, weil er bei seinen Überfällen selten Stiefel tragen wollte und lieber barfuß ging, wie Großvater es ihm beigebracht hatte. Er bekam auch große Probleme, weil er seine Uniform mit Lehm beschmierte. All das paßte seinen geschniegelten Vorgesetzten keineswegs. Mit der Zeit wurde der Mann mit der Flagge nicht nur immer fähiger, sondern es zeigte sich, daß er auch ein angeborenes Führungstalent besaß. Allerdings bezweifelten wir, daß er es beim Militär zu einem hohen Rang bringen würde. Dazu schien er uns zu eigenwillig.

Eines Tages war der Mann mit der Flagge ohne ein Wort spurlos verschwunden. Wir schlichen uns auf das Militärgelände und in die Kaserne, in der er gewohnt hatte; doch dort sahen wir keines der vertrauten Gesichter mehr. Aus einem Gespräch, das wir bei unserem letzten Besuch belauschten, erfuhren wir, daß ein großes Kommando sich nach Übersee eingeschifft hatte.

Wir vermuteten, daß unser Mann mit der Flagge dazugehörte. Wir machten uns Sorgen um ihn und wünschten, er hätte vorher noch genügend Zeit gehabt, um alles zu lernen, was Großvater ihm beibringen wollte. Oft fragten wir uns, was wohl aus ihm geworden sei. Er wußte nicht, wo wir wohnten; er hatte nur unser provisorisches Lager im Wald gekannt. Als es an der Zeit war, unser Lager wieder an unseren Winterstandort zu verlegen, wußten wir, daß wir den Mann mit der Flagge wohl nie Wiedersehen würden. Es hatte Spaß gemacht, ihn zu unterrichten und zu sehen, wie er sich in den Fähigkeiten seiner Ahnen vervollkommnete. Er war nicht nur unser Freund geworden, sondern so etwas wie ein Bruder. Oft betete ich darum, daß er in Sicherheit sei und daß ich ihn vielleicht eines Tages Wiedersehen möge.

Seinen wirklichen Namen erfuhr ich nie und auch nicht, zu welcher Truppe er gehörte, obwohl ich immer wieder nach ihm suchte. Lieber Mann mit der Flagge, falls du irgendwo da draußen auf der Welt dieses Buch lesen solltest, bitte melde dich und schreibe mir an die Adresse meiner Schule. Ich würde mich wirklich gern einmal mit dir unterhalten. Vielleicht könnten wir uns sogar wiedertreffen. Wenn nicht, dann werde ich zumindest immer für dich beten, gleichgültig, wo du jetzt lebst und was aus dir geworden ist.

7 Die Reifeprüfung

Rick und ich praktizierten nun schon seit über acht Jahren die Scout-Strategien und -Methoden und begaben uns immer wieder auf neue Missionen. Wir hatten begriffen, daß das Bewußtsein und die Fähigkeiten des Scouts einen Menschen weit über die gängigen Vorstellungen von Überlebenstraining, Fährtenlesen und Bewußtseinsschulung hinauswachsen lassen. Es war eine Lebensweise, bei der einem die Wildnis zur Heimat wurde und man Überleben, Spurenlesen und Bewußtseinsschärfung nicht nur zur Wissenschaft, sondern sogar zu einer Kunstform entwickelte. Wir konnten uns so perfekt tarnen, daß wir für alle anderen Lebewesen unsichtbar wurden. Wir verschmolzen in vollendeter Harmonie mit der Erde und den Elementen. Das bedeutete, daß wir selbst in Situationen, in denen jeder andere Mensch umgekommen wäre, mühelos überleben konnten. Durch diese Überlebensphilosophie wurden wir zu Kindern der Erde und brauchten nichts von der Welt da draußen. Die Wildnis wurde unser Zuhause, unser Beschützer und Lehrer und unser Heiligtum. Sie führte uns in die höheren Kommunikationsbereiche ein, die über das fleischliche hinausreichen, so daß wir wirklich die Sprache der Erde und aller Dinge der Erde sprachen und verstanden.

Das Fährtenlesen wurde für uns ein Tor zur Vergangenheit, denn dabei konnten wir nicht nur alles über ein Tier oder einen Menschen aus seinen Spuren erfahren, sondern auch die Gedanken eines jeden Lebewesens erkennen. Wir lasen in der Erde wie in einem offenen Buch und entschlüsselten Geheimnisse, die den meisten Menschen verschlossen blieben. Aber das Spurenlesen war nicht nur ein Fenster, durch das man einen Blick in die Vergangenheit werfen konnte, sondern auch einen Blick in die Seele des Tieres. Es war unsere geheime Waffe – ebenso wie unsere Bewußtheit das Tor zum Geist. Diese Bewußtheit führte uns über materielle Dinge hinaus in die unendlichen Reiche der spirituellen Kommunikation. Sie war das wichtigste für den Scout, denn ohne das geschärfte Wahrnehmungsvermögen, das Großvater von uns forderte, konnten wir nicht das Leben eines Kundschafters führen. In der Bewußtheit des Scouts wurden wir eins mit der Erde und dem Geist.

Rick und ich übten uns ständig in unseren physischen Techniken und hoben sie auf eine immer höhere Ebene empor. Mir ist kein einziger Augenblick mehr in Erinnerung, in dem ich nicht irgend etwas geübt hätte. Das Wort «Erholung» gab es in unserem Wortschatz nicht. Selbst wenn wir gerade eine lange Wanderung oder irgendeine anstrengende Übung hinter uns hatten, gönnten wir uns keine Ruhe, sondern setzten uns ans Lagerfeuer und übten uns in den einfacheren Techniken, die sich auch im Sitzen praktizieren ließen, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Und auch wenn es so aussah, als legten wir gerade eine Ruhepause ein, erholten wir uns in Wirklichkeit gar nicht im üblichen Sinne. Denn dann übten wir uns in den Künsten des Heiligen Schweigens und der Inneren Vision, der Körperbeherrschung und Unsichtbarkeit, hielten Zwiesprache mit der Erde und dem Geist-der-in-allen-

Dingen-wirkt oder drangen in die geistige Welt ein. Mit diesem spirituellen Teil unserer Existenz beschäftigten wir uns am intensivsten. Selbst wenn wir gerade eine physische Technik praktizierten oder körperlich trainierten, vervollkommneten wir dabei gleichzeitig unsere spirituellen Fähigkeiten.

Großvater hielt diese spirituellen Aktivitäten für noch viel wichtiger als die körperlichen. Ohne spirituelles Wissen und Können war ein Scout untauglich oder jedenfalls nicht mehr als mittelmäßig. Ich erlebte unzählige Male, wie meine physischen Fähigkeiten versagten; doch wenn ich mich dann auf die spirituelle Ebene emporhob, erreichte ich mein Ziel. Nur mit Hilfe des Geistes konnten wir uns geräuschlos und unsichtbar vorwärtsbewegen. Nur durch ihn konnten wir erkennen, was sich außerhalb des Reiches unserer physischen Sinne abspielte. Er ließ uns tiefer in die Kunst des Fährtenlesens eindringen, so lange, bis wir mit dem Lebewesen verschmolzen, dessen Spur wir verfolgten, und seine Bewegungen in unserem eigenen Inneren spürten. Der Geist warnte uns vor Gefahren und gab uns Sicherheit. Durch ihn überwandten wir die Grenzen des Fleischlichen; er wurde unser Nährboden.

Ich war ungemein stolz darauf, den Weg des Scouts gehen zu dürfen. Zwar war ich in dieser kleinen, geheimen Medizingesellschaft der Kundschafter nur ein Außenseiter, aber ich spürte, wie ihr Erbe in meinem Bewußtsein fortlebte. Irgendwie würde ich dafür sorgen, daß die Tradition der Scouts nicht starb. Vielleicht konnte ich sie sogar an künftige Generationen weitergeben. Doch ich selbst würde nie ein Kundschafter sein. Mir schien das ein Ziel zu sein, das nur für die Menschen erreichbar ist, die in dieses Bewußtsein hineingeboren werden. Großvaters Fähigkeiten erfüllten mich mit ehrfürchtigem Staunen. Neben den ungeheuren physischen und geistigen Gaben dieses Mannes kam ich mir klein und unbedeutend vor. Ich hatte noch so viel zu lernen, noch einen so weiten Weg zu gehen, ehe ich mich «Scout» nennen durfte, ohne dabei im Grunde meines Herzens zu wissen, daß es nicht stimmte. Ich konnte mir nicht vorstellen, jemals auch nur einen Bruchteil von Großvaters Fähigkeiten zu erlangen. Doch eines Tages änderte sich das alles.

Eine unserer Wanderungen hatten Rick und mich bis an den Rand der Zivilisation geführt, wo wir unsere Scout-Methoden praktizierten. Es war hellichter Tag, und wir streiften um die Häuser herum, die den Rand unserer Kiefernwildnis säumten. Wir pirschten uns durch Höfe, krochen in Schuppen hinein und wieder hinaus, kletterten auf Dächer, versteckten uns in Hecken und schlichen uns an Hunden und Menschen vorbei, ohne daß uns jemand sah. Wir übten gern mitten am Tag, denn dann war es schwieriger, sich zu verstecken. Dennoch waren wir im Vorteil, denn wir wußten, wo man den «toten Raum» findet: jene unsichtbaren Stellen, wo die Leute einfach nicht hinschauten. Und wir wußten auch, daß die Menschen sich stets am routinemäßigsten verhalten, wenn sie sich in ihrer vertrauten Umgebung befinden. Im ersten Jahr boten diese Kundschaftermissionen in die Vororte der Städte noch eine echte Herausforderung für uns, doch nun, nach so vielen Jahren, waren sie mehr zu einer Art

Spiel geworden.

Trotzdem fanden wir immer noch viele Gelegenheiten, bis an die äußersten Grenzen unserer Fähigkeiten zu gehen. Rick versteckte sich am liebsten in einer Mülltonne, während jemand von oben Abfälle auf ihn kippte. (Er war kleiner als ich.) Ich dagegen kletterte gern in Garagen auf die Dachbalken oder setzte mich auf Kühlschränke und Kisten und sah zu, wie die Leute mit ihren Autos hinein- und hinausfuhren. Manchmal schlichen wir uns blitzschnell durch die Hintertür in Häuser hinein, an den Hunden vorbei und zur Vorder- oder Seitentür wieder hinaus, ohne daß die Bewohner uns entdeckten. Hin und wieder, vor allem in der Abenddämmerung oder am frühen Morgen, zeigten wir uns den Leuten sogar ein paar Sekunden lang. Auf diese Weise gaben wir den Geschichten vom Teufel von Jersey und anderen Gespenstern neue Nahrung, die dann in dem Viertel oft noch wochenlang kursierten.

Wir liebten es, den Leuten Streiche zu spielen – Tricks, die eigentlich schon zur psychologischen Kriegsführung des Scouts gehörten, denen aber die zitternde Anspannung und die nachhaltige Wirkung der Scout-Strategien fehlte. So überfielen wir zum Beispiel Leute, die ein Picknick im Hinterhof veranstalteten, und schalteten den Grill aus, wenn gerade niemand hinsah, oder nahmen dem Koch seine Küchengeräte weg. Wir ersetzten volle Sprudelflaschen durch leere und vertauschten Teller und Gedecke. Wenn Leute arbeiteten, versteckten wir ihre Werkzeuge und stifteten noch so manche andere kleinere Verwirrung, die die Menschen oft bis an den Rand des Zorns brachte. Ich fragte mich, wie viele Leute nach unseren Streichen wohl davon überzeugt waren, daß ihr Gedächtnis allmählich nachließ. Ich weiß noch, wie Rick einer Frau einmal fast eine ganze Schachtel Zigaretten wegnahm, eine nach der anderen: Jedesmal wenn die Frau sich eine Zigarette angezündet und auf den Aschenbecher gelegt hatte, ließ er sie verschwinden, und das alles aus einem Versteck unter einem Picknicktisch hervor, an dem viele Gäste saßen, so daß unser Risiko, erwischt zu werden, wirklich sehr groß war. Die Frau blickte mehrmals zu Boden und sogar ein Stück weit unter den Tisch, entdeckte Rick aber nicht.

Mir bereitete es einen diebischen Spaß, unter Picknicktische zu kriechen und den Leuten die Schuhe zusammenzubinden oder jemandem einen Zipfel des Tischtuchs an die Gürtelschlaufe zu knoten. Im Laufe der Jahre kamen wir jedoch immer seltener in Städte und Vororte, denn es gab dort kaum noch eine echte Herausforderung für uns. Heute war einer jener seltenen Tage, an denen wir einen Vorort besuchten und nach Aufgaben suchten, bei denen wir unsere Fähigkeiten wirklich auf die Probe stellen konnten. Eigentlich waren wir wegen eines gleichaltrigen Jungen namens Bill in diese Siedlung gekommen, Bill galt als Rabauke, der andere Kinder tyrannisierte und quälte, nicht nur körperlich, sondern auch psychisch. Er versetzte sie ständig in Angst und Schrecken und hatte die ganzen Wälder hinter seiner Siedlung unter Kontrolle. Niemand, der nicht zu seiner Bande gehörte, durfte sich dort

hineinwagen. Seine Jugendbande – «The Fringe», wie sie sich nannten – besaß eine kleine Hütte im Wald. Von dieser Hütte aus verkaufte Bill Drogen an andere Jungen.

Wir empfanden Bill als Bedrohung, nicht nur, weil er mit Rauschgift handelte und einen schlechten Einfluß auf ein paar kleinere Jungen hatte, die bewundernd zu ihm aufsahen, sondern auch, weil er die Kinder vom Wald fernhielt. Für uns war er eine Krebsgeschwulst, ein Übel, ein Fremdling im Tempel der Schöpfung. Wir wollten ihn vertreiben, und zwar so, daß er gleichzeitig noch einen gehörigen Denkkettel erhielt. Er war zwar etwas älter als wir, aber ich war größer und kräftiger. Doch es entsprach nicht meinem Wesen, jemanden mit physischer Gewalt zu bekämpfen. Das widersprach den Grundsätzen meines Scout-Trainings: Ein Krieger ist stets der letzte, der zur Waffe greift! Rick und ich beschlossen, daß es am besten wäre, Bill mit den psychologischen Kriegsführungstaktiken der Scouts aus dieser Kiefernwildnis zu vertreiben. Wir wollten dabei ganz langsam vorgehen und ihm möglichst viel Angst einjagen, um es ihm heimzuzahlen, daß er so viele Kinder verprügelt und aus dem Wald verscheucht hatte. Er sollte einen solchen Todesschrecken bekommen, daß die Erinnerung daran ihn bis ans Ende seines Lebens verfolgen würde. Und was uns noch viel wichtiger war: Er sollte ein anderer Mensch werden und dem Wald künftig mit Ehrfurcht und Liebe begegnen.

Unser erster Angriff auf seinen Stützpunkt im Wald hatte schon vor ein paar Monaten stattgefunden. Wir waren kurz vor ihm in seiner Hütte gewesen, hatten die Kiste an uns genommen, wo er seine Drogen versteckt hielt, das Rauschgift verbrannt und statt dessen eine große, tote, schon halb verwesene Schlange in den Kasten gelegt. Dann beobachteten wir, wie er die Hütte betrat, und hörten die Stahlkiste zu Boden fallen. Als nächstes ertönte ein entsetzlicher Schrei, und Bill rannte in panischer Angst nach Hause. Später kam er mit ein paar Freunden wieder, aber wir hatten dafür gesorgt, daß sie nichts mehr fanden. An seinem Verhalten nach diesem Zwischenfall erkannten wir, daß er sich verfolgt fühlte. Von nun an versteckte er seine Drogenkiste ein paar Meter von der Hütte entfernt in der Erde. Bei unserem zweiten Besuch ein paar Wochen später verbrannten wir das Rauschgift in der Kiste und legten sie anschließend wieder in das Versteck. Das war ein gewaltiger Schock für Bill, denn er hatte geglaubt, niemand würde die Kiste dort finden. Jetzt wurde er noch vorsichtiger und vergrub die Kiste unter dem Haus seiner Eltern. Wieder gruben wir sie aus und nahmen das Rauschgift weg. Danach fanden wir die Kiste nicht mehr und vermuteten, daß er die Drogen jetzt bei sich zu Hause aufbewahrte.

Allmählich machte sein Verfolgungswahn auch vor seiner Bande «The Fringe» nicht mehr halt. Zuerst verdächtigte er die anderen Bandenmitglieder, ihn heimlich zu bespitzeln und das Rauschgift gestohlen zu haben. Einige verprügelte er sogar, einen Jungen schlug er mit der Faust auf den Mund und richtete ihn so übel zu, daß die Wunde genäht werden mußte. Wir hörten, wie Bill dem Jungen einschärfte, er solle seinen Eltern sagen, er sei hingefallen. Falls er erzähle, was in Wirklichkeit passiert war, werde er ihm das Leben zur Hölle machen. Allmählich löste die Bande sich auf und wollte nichts

mehr mit Bill zu tun haben, denn sein Mißtrauen und sein Verfolgungswahn waren unerträglich geworden. Dann begann er die kleinen Kinder in der Nachbarschaft zu verdächtigen und schikanierte sie noch mehr als vorher. Bald gingen ihm alle aus dem Weg, und viele Jungen wollten nicht einmal mehr mit ihm sprechen. Doch sie kamen immer noch zu ihm, um Rauschgift zu kaufen, und er trieb es mit dem Drogenhandel schlimmer als je zuvor. Jetzt rauchte er nicht mehr gemeinsam mit seiner Bande Marihuana, sondern nachts allein in seiner Hütte.

Bei unserem letzten Überfall hatten wir Bill mitten in der Nacht aus dem Wald vertrieben. Eines Nachts, als er wieder einmal Marihuana geraucht hatte, trat er aus der Hütte, um Wasser zu lassen und dann nach Hause zu gehen. Wir sorgten dafür, daß alles ein bißchen schneller ging: Als er urinierte, berührte ich mit einem Stock seinen Penis, und er taumelte erschrocken zurück und spritzte sich dabei über und über naß. Dann blickte er auf, sah mich mit Schlamm und Blättern bedeckt dastehen, kreischte laut, drehte sich auf dem Absatz herum und stieß mit Rick zusammen, der ihn mit seinen matschigen Händen packte und so tat, als wolle er ihn in den Nacken beißen. Dabei hinterließ er große Schlammflecken und schmutzige Fingerabdrücke auf Bills Kleidung. Doch auch Rick bekam dabei etwas ab, denn in seiner Panik urinierte Bill nicht nur auf seine eigenen Füße, sondern auch auf die von Rick. Das letzte, was wir von ihm sahen, war, wie er mit offener Hose ins Gebüsch rannte und vor lauter Angst nicht einmal mehr den Weg fand.

An Bills Spuren erkannten wir, daß er jetzt wieder oft zu seiner Hütte ging, aber niemals nachts. Die Spuren verrieten uns auch, daß er noch ängstlicher geworden war und noch mehr Marihuana rauchte. Wir entdeckten nie Spuren von ihm in nüchternem Zustand. Wir hatten uns durch den Vorort geschlichen, in dem er wohnte, und versteckten uns im Gebüsch in unmittelbarer Nähe seiner Hütte. An dem Rauch, der vom Dach aufstieg, und dem Geruch, der uns immer wieder in die Nase stach, erkannten wir, daß er abwechselnd Marihuana und Zigaretten rauchte. Wir wurden sehr wütend, denn erstens war es uns nicht gelungen, ihn aus dem Wald zu vertreiben, und zweitens terrorisierte er die kleinen Kinder in der Nachbarschaft jetzt noch viel brutaler als früher. Alle Kinder lebten in ständiger Angst vor ihm.

Ich spielte inzwischen schon mit dem Gedanken an eine gewaltsame Auseinandersetzung. Doch letzten Endes würde ich damit nicht die dauerhafte Wirkung erzielen, die ich beabsichtigte. Rick und ich hatten keine Ahnung, was wir als nächstes tun sollten, sondern warteten einfach ab, was sich ergeben würde. Doch dann geschah etwas, was uns wirklich den Rest gab: Ich spähte durch eine Ritze in der Hüttenwand und beobachtete Bill bei einem seltsamen Ritual. Auf einem provisorischen Tisch aus Holzbrettern hatte er mit dem Bauch nach oben ein totes Eichhörnchen aufgespannt. Das Eichhörnchen schien mit einem Kopfschuß getötet worden zu sein, aber genau konnte ich das nicht erkennen. An den vier Ecken des Tisches brannten Kerzen – abgesehen von dem Tageslicht, das durch

die Ritzen drang, die einzige Beleuchtung in dem Zimmer. Ich sah, wie Bill ein Messer hob, Satan anrief und das Messer dann tief in den Körper des Eichhörnchens stieß. Das war zuviel für mich. Ich wich ein Stück zurück und versuchte meine rasende Wut zu bezähmen.

Es hatte ihm nicht genügt, den Tempel der Schöpfung mit Drogen zu entweihen und die Kinder zu vertreiben; nein, jetzt rief er auch noch Satan in den Wald. Auf dem Schlachtfeld meiner Seele tobte ein heftiger Kampf zwischen meinem Zorn und dem Ehrenkodex der Scouts. Schließlich konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Etwas barst in mir und machte sich in einem Anfall brutaler Gewalttätigkeit Luft. Das Tier in meinem Inneren hatte von meinem Körper Besitz ergriffen, und mein Geist war nur noch zu den primitivsten Regungen fähig. Ich hämmerte mit den Fäusten auf die Holzleisten der Hütte ein und schlug ein großes Loch in die Wand. Dann griff ich mit beiden Armen hinein und stieß gegen Bill, der aufschrie und in zitternder, panischer Angst zu Boden stürzte. Ich riß die Bretter aus der Wand, und kratzend, beißend, zähnefletschend und um mich schlagend bahnte ich mir einen Weg in die Hütte. Ich ergriff Bill an seinem Pullover, hob ihn mit einem Ruck vom Boden auf und hoch über meinen Kopf. «Du suchst Satan?» schrie ich. «Ich werd' dir zeigen, wer Satan ist!»

Ich schleuderte ihn mit aller Gewalt gegen die Wand und schrie: «Ich werd' dir zeigen, wer Satan ist, ich schick' dich zur Hölle. Willkommen in der Hölle, Billy!» Dabei merkte ich gar nicht, wie gewaltig meine Stimme dröhnte und wie furchterregend ich aussah, über und über mit Schlamm, Staub und Holzsplittern bedeckt. Das erschütterte Bill bis ins Mark hinein, viel mehr als die körperliche Gewalt, mit der er gegen die Wand geschlagen wurde. Jetzt pulsierte das Adrenalin in meinen Muskeln, und in meinem Inneren vibrierte die Kraft eines wilden Tieres, das sich kaum noch unter Kontrolle halten ließ. Wieder packte ich Bill und stieß ihn durch die Hüttenwand ins Freie. Dann preßte ich ihn mit aller Kraft unter mir zu Boden. Ich merkte gar nicht, daß ich dabei wütend knurrte und ihn mit Speichel betropfte. Er war so starr vor Schreck, daß er sich nicht einmal wehrte. Er lag einfach nur wie tot da. In diesem Augenblick kam Rick um die Ecke und blieb wie angewurzelt stehen. Er kannte mich gut genug und versuchte gar nicht erst die rasende Bestie zu bezähmen, die ich in meinem Inneren entfesselt hatte. Als Bill ihn dort stehen sah, begann er haltlos zu wimmern und unverständliche Worte vor sich hin zu stammeln.

Ich packte ihn von hinten am Pullover und an seinem langen Haar und schleifte ihn zu einer großen Holzkiste am Rande der Hütte. Er schrie wie am Spieß. Die Kiste diente als Toilette; oben war ein Loch hineingesägt. Bill und seine Bande benutzten sie seit Jahren als Plumpsklo, und nun war ich entschlossen, ihm eine Kostprobe von den Gedärmen der Hölle zu geben. Wütend stieß ich die Kiste beiseite, so daß sie in Stücke zersprang. Darunter gähnte ein tiefes Loch voller Fäkalien. «Du sehnst dich nach der Hölle?» schrie ich. «Na gut! Hier ist das Tor zur Hölle!» Mit diesen Worten warf ich ihn kopfüber in die Grube. Er zappelte verzweifelt in dem Sumpf aus menschlichen Exkrementen umher,

von Fliegen umsurrt, und begann in seiner blinden, panischen Angst laut und hemmungslos zu schreien.

Plötzlich packte Rick mich am Arm und riß mich mit einem Ruck wieder ins menschliche Bewußtsein zurück. Da hinten am Weg standen einige Leute, darunter mehrere Polizisten. Wir hörten Hundegebell, das immer näher kam, und wußten sofort, daß es Schwierigkeiten geben würde. Wir hatten uns für unseren Überfall auf Bills Hütte ausgerechnet denselben Tag und dieselbe Uhrzeit ausgesucht wie die Polizei. Mir wurde klar, daß wir nun wirklich Gefahr liefen, erwischt zu werden. Mit einem Satz hechtete ich durch das Loch in der Holzwand zurück in die Hütte und gab Rick ein Zeichen, mir zu folgen. Ich packte das tote Eichhörnchen, trat die hintere Wand der Hütte mit einem Fußtritt ein und flüchtete mich ins Unterholz. Dann schlichen wir uns ins dichte Gebüsch des Sumpfes. Die Hunde folgten uns auf den Fersen. Wir ließen uns ins Wasser gleiten, trieben ein paar Meter bachabwärts am Ufer entlang und vergruben uns dann in dem tiefen Schlamm, bis nur noch unsere Augen und Nasen herausschauten.

Zuerst durchschwamm ein Deutscher Schäferhund den Sumpf und lief am anderen Ufer entlang, aber nicht dorthin, wo wir versteckt lagen, sondern genau in die entgegengesetzte Richtung. Er rannte immer weiter. Das war eindeutig kein ausgebildeter Schweißhund, sonst wäre er an der Brücke stehengeblieben. Doch die beiden Bluthunde waren leider um so perfektere Fährtenleser, der eine sogar noch besser als der andere. Der schlechtere der beiden Spürhunde durchschwamm den kleinen Bach und merkte dann, daß er die Spur verloren hatte, aber der andere blieb genau an der Stelle stehen, wo wir ins Wasser gestiegen waren. Die Polizisten kamen näher und machten nur ein paar Meter von der Stelle entfernt halt, wo wir im Schlamm versteckt lagen. Sie hielten ihre Pistolen schußbereit; einer richtete ein Gewehr mit einem Zielfernrohr auf das Gebüsch in der Ferne, senkte es aber gleich wieder, als er sah, daß der Deutsche Schäferhund zurückgelaufen kam. Es lag auf der Hand, daß diese Männer es ernst meinten. Ich begann mir Sorgen zu machen, daß sie uns vielleicht für Mitglieder von Bills Bande halten würden, falls sie uns schnappten.

Soweit ich sehen konnte, standen jetzt drei Polizisten neben den drei Hunden am Ufer des Baches. Vielleicht waren es auch noch mehr, doch von meinem Versteck aus konnte ich das nicht erkennen, und sie waren viel zu nah, als daß ich es gewagt hätte, mich von der Stelle zu rühren, vor allem wegen der Hunde. Da wandte sich einer der Polizisten dem anderen zu und sagte: «Sieht aus, als wären sie den Bach hinunter geflüchtet. Bud und ich gehen los und nehmen die Hunde mit, und du bleibst hier und wartest auf die Detektive.»

«Haben sie den Anführer der Bande geschnappt?» fragte der andere.

«Ja», lautete die Antwort. «Aber das Rauschgift haben sie nicht gefunden.»

«Wen zum Teufel suchen wir dann jetzt noch?»

«Weiß ich auch nicht. Einer hat behauptet, jemanden wegrennen gesehen zu haben, und dieser

Bursche stammelt die ganze Zeit etwas von zwei Ungeheuern, die ihn zusammengeschlagen hätten. Der Junge ist nicht einmal vor uns weggelaufen, sondern hat nur lallend auf den Sumpf gezeigt. Er ist sowieso in einem fürchterlichen Zustand – mit Haschisch vollgepumpt und über und über mit Scheiße beschmiert.»

Jetzt kam ein anderer Mann auf die Gruppe zu, und eine neue Stimme schaltete sich in das Gespräch ein: «Ich glaube, wir jagen da einem Hirngespinnst nach. Einer der Jungen aus der Bande hat behauptet, jemand habe den Anführer zusammengeschlagen. Aber ich vermute eher, der Kerl war so high, daß er den Verstand verloren und mit der Axt oder irgend etwas anderem Löcher in die Hüttenwand geschlagen hat – und dann scheint er beim Scheißen auch noch in die Grube gefallen zu sein.»

«Bei diesen Arschlöchern muß man einfach mit allem rechnen, vor allem, wenn sie bekifft sind», kommentierte ein anderer Polizeibeamter.

Nun trat ein Mann in Zivil hinzu und sagte in herrischem Ton: «Die sehen doch Gespenster. Der Captain meint, daß der Junge vielleicht wirklich von Dealern zusammengeschlagen worden sei, die ihr Geld haben wollten, aber ich glaube nicht daran. Die Hunde sind genau an dieser Stelle stehengeblieben und scheinen an nichts anderem interessiert zu sein. Also wollen wir sie noch ein bißchen stromabwärts suchen lassen, damit der Captain zufrieden ist, dann werden wir ja sehen, ob das Rauschgift irgendwo versteckt ist.»

Die beiden Hunde und ihre Abrichter suchten beide Bachufer ab, bis sie an dem Sumpf anlangten, der sich ein Stückchen stromabwärts von unserem Versteck befand. Sie liefen immer wieder an uns vorbei, manchmal nur ein paar Zentimeter von meiner Nasenspitze entfernt, aber die Hunde nahmen unsere Fährte nicht auf. Nach einer halben Stunde waren die Männer und alle Hunde wieder zu der Hütte zurückgekehrt. Geräuschlos ließen wir uns ins Wasser gleiten und ein wenig stromabwärts treiben. Dann tarnten wir uns wieder und kehrten durch das dichteste, undurchdringlichste Gebüsch zu der Hütte zurück. Wir waren neugierig, ob die Polizisten etwas entdeckt hatten und ob sie immer noch jemanden suchten. Von unserem Versteck aus konnten wir nicht nur die Hütte deutlich erkennen, sondern auch mehrere Polizeiautos. Auf dem Rücksitz eines der Autos saß Bill, in eine Art Plastikfolie eingewickelt – wahrscheinlich, um das Auto nicht mit Kot zu beschmutzen. Er wirkte benommen und ziemlich geknickt.

Wir sahen, wie er mit einem der Polizisten sprach, der an der Hinterseite des Autos stand. Seinen übertriebenen Gesten entnahmen wir, daß er ihm den Angriff in all seinen schrecklichen Details noch einmal genau beschrieb. Dann richteten wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Hütte, wo die Polizisten irgendetwas zerrissen. Der Mann mit der herrischen Stimme rief seine Männer zurück und teilte allen mit, daß sie die Suche nun abbrechen sollten. «Scheiße!» sagte er. «Wir haben nichts

gefunden, also müssen wir das Arschloch wohl laufen lassen.»

Da wandten sie sich einer nach dem anderen zum Gehen. Ein Schauer der Enttäuschung durchzuckte mich. Ohne nachzudenken und obwohl die Hunde und Polizisten sich immer noch in allernächster Nähe befanden, rutschte ich auf dem Bauch zu dein Versteck hinüber, wo Bill früher seine Drogen aufbewahrt hatte. Ich hoffte, daß er das Versteck nach so langer Zeit wieder einmal benutzt hatte.

Ich grub in der Erde nach. Der nächste Polizist war nur etwa fünf Meter von mir entfernt, aber er schaute in die entgegengesetzte Richtung. Der Deutsche Schäferhund stand neben ihm. Ich grub noch tiefer. Die Entschlossenheit überwog meine Angst, erwischt zu werden. Schließlich stieß ich auf die Kiste. Bei dem deutlich hörbaren Klirren drehte der Polizist sich um und schaute direkt zu mir hinüber. Suchend ließ er seinen Blick hin- und herwandern, entdeckte mich aber nicht. Ich grub weiter, öffnete die Kiste lautlos und fand das versteckte Rauschgift.

Bill hatte den Fehler begangen, dasselbe Versteck zweimal zu benutzen. Diese Routine, in die er verfallen war, würde ihm nun zum Verhängnis werden. Ich blickte auf die Kiste mit dem Rauschgift herab, hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, sie der Polizei zu übergeben oder einfach dort stehenzulassen. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich das Gesetz der Scouts gebrochen und meinem Zorn freien Lauf gelassen hätte, ohne daß ein ausreichender Grund dafür vorgelegen habe. Doch eine andere Stimme erinnerte mich an all die Kinder, die Bill drangsaliert oder zum Drogenkonsum verführt hatte.

Ich gab Rick ein Zeichen, sich zu verstecken. Sobald ich merkte, daß er weit genug im Sumpf war, warf ich die Kiste in hohem Bogen über meinen Kopf hinweg. Großvater hatte mir beigebracht, aus jeder Position lautlos Waffen und Lanzen durch die Luft zu werfen, Pfeile abzuschießen, ja sogar Speerschleudern zu betätigen. Das zahlte sich jetzt aus. Mit einem lauten Krachen prallte die Kiste vom Dach ab und fiel zu Boden. Für die Männer sah es so aus, als sei die Kiste mit dem Rauschgift zwischen den Dachbalken versteckt gewesen, habe sich nun irgendwie aus dem Gebälk gelöst und sei heruntergefallen. Mehrere Polizisten liefen zu der Kiste hinüber. Einer hielt einen Beutel mit Marihuana in die Höhe und zeigte ihn dem Captain. Binnen einer halben Stunde hatten alle Polizeibeamten den Wald verlassen, und Bill fuhr in dem Polizeiauto seiner Strafe entgegen. Rick und ich ließen uns in den Sumpf gleiten, durchschwammen ihn in weitem Abstand von der Hütte und kehrten dann wieder zu dem Netz von Wegen zurück, die in Großvaters Lager führten. »»

Auf dem Heimweg plagten mich heftige Gewissensbisse, nicht nur, weil ich den armen Bill in der Hütte umhergeschleudert und in die Jauchegrube geworfen, sondern auch, weil ich der Polizei seine versteckten Drogen praktisch in die Hand gedrückt hatte. Hätte ich nicht vor Zorn den Kopf verloren und dem Tier in meinem Inneren freien Lauf gelassen, dann befände sich Bill jetzt vielleicht in einer ganz

anderen Lage. Wahrscheinlich hätten die Polizisten das Rauschgift ohne meine Hilfe nicht gefunden, aber vielleicht hätte ihr Besuch Bill zumindest so viel Angst eingejagt, daß er künftig nicht mehr mit Drogen handeln würde. Doch eine Stimme in meinem Inneren zweifelte ernstlich daran, daß er je auf die rechte Bahn gekommen wäre. Schließlich versuchten wir es schon seit Monaten, und es war uns nur gelungen, ihm einen kleinen Schrecken einzujagen, über den er immer wieder schnell hinwegkam. Ich war verwirrt, denn ich wußte nicht, ob wir richtig gehandelt hatten oder nicht. Manches sprach dafür, manches dagegen. Ich wünschte nur, ich hätte die Finger von der Sache gelassen und nicht versucht, die Privatpolizei zu spielen.

Im Grunde hatte ich gleichzeitig die Rolle des Richters, der Geschworenen und des Urteilsvollstreckers übernommen. Wenn die rasende Bestie in meinem Inneren mich nicht völlig beherrscht hätte, wäre das nicht passiert. Aber das Beunruhigendste an der ganzen Sache war, daß mein Herz mir keine klare Antwort gab. Es war, als sei meine Innere Vision völlig verstummt und nicht gewillt, mir eine Lehre zu erteilen – doch was für eine Lehre das sein sollte, darüber mußte ich mir mit Hilfe meines eigenen Verstandes und Gefühls klar werden. Eines stand fest: Ich hatte ein sehr schlechtes Gewissen und wußte doch gleichzeitig, daß ich mich genauso schuldig fühlen würde, wenn ich gar nichts unternommen hätte. Die ganze Vorstellung von Richtig und Falsch machte mir so sehr zu schaffen, daß ich an nichts anderes mehr denken konnte. Das einzige, worüber ich mich wirklich freute, war die Gewißheit, daß Bill nun zumindest eine Zeitlang keine Kinder mehr vom Wald fernhalten oder zum Drogenkonsum verleiten würde. Doch ich besaß keinen großen Glauben an die Rechtsprechung, denn ich hatte schon so oft erlebt, wie Verbrecher mit einer lächerlich geringen Strafe davongekommen waren. Ich wollte nicht, daß Bill lange im Gefängnis sitzen mußte, aber er sollte doch wenigstens so hart bestraft werden, daß er sich änderte.

Dann begann ich mich zu fragen, ob Bill überhaupt eine andere Wahl gehabt hatte. Ich hätte nicht meine Wut an ihm auslassen und hätte nur seine Taten verabscheuen sollen, aber nicht ihn. Denn eigentlich traf ihn keine Schuld. Zwar ging Bill nicht auf dieselbe Schule wie Rick und ich, aber es lag doch auf der Hand, daß er nicht gefordert wurde. In seinem Leben gab es nichts Aufregendes, keine Abenteuer, und er wußte auch nicht, wo er diese Abenteuer hätte suchen sollen, außer im Drogenhandel und im Haschischrausch. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihn eines Besseren zu belehren. Ich überlegte, ob es nicht besser gewesen wäre, das Problem anders anzugehen und mit Bill zu diskutieren, aber gleichzeitig zweifelte ich daran, daß das viel genützt hätte. Je länger ich über die ganze Angelegenheit nachdachte, um so mehr verwirrte und bedrückte sie mich. Ich fragte mich, ob Großvater mir mein Verhalten wohl übelnehmen würde, vor allem, weil ich mein Ur-Ich zum Zwecke des Angriffs entfesselt hatte und nicht zum Zweck der Verteidigung. Ich wußte, daß es gegen die Gesetze der Scouts verstieß, das innere Tier zu Angriffszwecken zu mißbrauchen.

Als wir Großvaters Lager erreichten, war es schon ganz dunkel. Im heiligen Bereich brannte ein kleines Feuer, und Großvater saß daneben. An seiner Haltung erkannte ich, daß er auf uns wartete. Zerknirscht, mehr wie ein geprügelter Hund als ein kriegischer Kundschafter, setzte ich mich zu ihm ans Feuer. Da warf Großvater mir einen langen, durchbohenden Blick zu, der bis auf den Grund meiner Seele drang. «Was bedrückt dich an so einem schönen Abend so sehr, lieber Enkel?» fragte er schließlich.

Da wurde mir klar, daß Großvater Rick und mich bei diesem Überfall nicht beobachtet hatte. Anfangs langsam und stockend begann ich Großvater die ganze Geschichte zu erzählen. Ich suchte nach Worten und kämpfte mit meinen Gefühlen. Dabei beobachtete ich ihn genau und suchte nach einem mißbilligenden oder abfälligen Ausdruck in seinem Gesicht. Doch er trug nur das übliche undurchdringliche Lächeln zur Schau.

Ich berichtete Großvater nicht nur alles, was bei dem Überfall passiert war, sondern auch, was ich empfand und wie verwirrt ich war. Das war das einzige Mal, daß Großvaters Gesichtsausdruck sich veränderte. Jetzt schaute auch er verwirrt drein. Dann sagte er: «Ja, ich habe dir beigebracht, daß du das Tier in deinem Inneren nicht im Zorn entfesseln darfst. Und du solltest es auch nicht in den Dienst deiner Aggressionen stellen. Man darf es nur in Situationen einsetzen, wo es unbedingt notwendig ist: zum Beispiel in einem Kampf um Leben und Tod, in dem es keine andere Wahl gibt. Das Tier hat dir vorübergehend den Verstand geraubt, und es hat auch deine Sinne geblendet. Deshalb konntest du nicht sehen, wie die Polizisten sich der Hütte näherten. Doch du hattest dich immer noch unter Kontrolle. Du hast diesem Jungen namens Bill eigentlich nicht weh getan, du hast ihn nur gedemütigt und ihm einen Schrecken eingejagt. Das einzige, was dabei verletzt wurde, war seine Selbstgefälligkeit, sein Stolz und seine Arroganz.

Ich habe dir auch beigebracht, daß du von dem Tier in deinem Inneren Gebrauch machen darfst, wenn das Leben eines Menschen in Gefahr ist, den du liebst», fuhr Großvater fort. «Und sind die Kinder, denen der Junge Schmerzen zufügte, nicht auch deine Kinder? Hat er nicht deine Mutter Erde verletzt und gedroht, ihr Schaden zuzufügen? Also hattest du alles Recht der Welt, das innere Tier zu entfesseln, denn deine Familie war bedroht und in Gefahr. Das ist dein einziges Unrecht: diesen Jungen zu hassen und nicht seine Taten. Und was die Kiste mit dem Rauschgift betrifft, weißt du genau, daß du richtig gehandelt hast. Sagtest du denn nicht selbst, du habest ihm seine bösen Taten nicht austreiben können? Wenn die Polizei die Drogen nicht gefunden hätte, dann würde ihn jetzt keine Strafe erwarten, und er würde genauso weitermachen wie bisher, nur noch heimlicher. Vielleicht hast du ihm das Leben gerettet, indem du den Hütern des Gesetzes die Kiste mit dem Rauschgift in die Hände spieltest.» Großvater verstummte für eine Weile. Dann sagte er: «Bereitet euch auf die heilige Zeremonie vor!»

Diese Aufforderung verblüffte Rick und mich ein wenig. Wir sahen keinen Grund für eine Zeremonie. Um diese Jahreszeit wurden keine heiligen Wesen verehrt, und es fanden auch keine heiligen Handlungen statt. Soviel wir wußten, war es ein ganz gewöhnlicher Abend. Trotzdem machten wir uns ohne weitere Fragen für die Zeremonie bereit. Während ich das Feuer entfachte, die Pfeifen und Trommeln holte und an den richtigen Platz legte, beschäftigte mich unablässig die Frage, zu welchem Zweck diese Zeremonie wohl abgehalten wurde. Ich dachte auch an Bill und daran, was er jetzt wohl durchmache. Ich wünschte mir immer noch, daß es eine bessere Lösung gegeben hätte. Vielleicht, dachte ich, veranstaltete Großvater die Zeremonie für Bill und für alles, was ihm jetzt bevorstand. Vielleicht war das Großvaters Art, ihm Liebe, Mitgefühl und Frieden zu senden. Schließlich sagte er stets, wir sollten für unsere Feinde beten und ihnen unsere Liebe übermitteln. Deshalb war ich überzeugt davon, daß es bei der bevorstehenden Zeremonie um Bill ging.

Rick und ich setzten uns hinten ans Feuer. Rick begann leise zu trommeln, während ich dasaß und Großvaters Pfeife hielt. Großvater betrat den Kreis mit einem Lendenschurz, einem Etui um den Hals, das ich für ihn mit Perlen bestickt hatte, und seinem roten, inzwischen schon verblichenen Wildlederstirnband. In der Hand hielt er eine kleine Ledertasche, in der die Indianer Federn und andere Gegenstände aufbewahren, die eines besonderen Schutzes bedürfen. Großvater legte die Tasche vor sich auf den Boden und nahm mir langsam und bedächtig die Pfeife ab. Dann rief er den Schöpfer an und erwies den vier Himmelsrichtungen und der Erde seine Ehrerbietung. Er rief mit seinem heiligen Gesang die Geister herbei und forderte sie auf, sich in dem heiligen Kreis niederzulassen. An dieser Zeremonie war für uns nichts Neues – bis zu der Stelle, wo Großvater die Geister anrief. Diesmal klang nicht nur der Gesang ein wenig anders als früher, nein, wir hatten auch ein ganz anderes Gefühl dabei. Wir spürten die Gegenwart der Geister, eine sehr mächtige Gegenwart, die uns bis ins Mark hinein erschütterte. Ich spürte, wie sie mich prüfend betrachteten, sah ihre flackernden Schatten im Feuer und nahm ihre flinken, stummen Schritte wahr, den Gang der Scouts.

Da gab es für mich keinen Zweifel mehr daran, daß es sich nicht um gewöhnliche Geister handelte, sondern um Geister indianischer Kundschafter. Das war auch das neue an dem heiligen Gesang, mit dem Großvater die Geister rief: Ich hatte das indianische Wort für «Scout» in dem Lied herausgehört. Das Wissen, daß sie hier waren, machte mich befangen und unsicher. Ich spürte und hörte sie und sah auch ihre verschwommenen Gestalten am Feuer sitzen. Ricks Verhalten nach zu urteilen, ging es ihm genauso. Plötzlich fiel mir etwas Seltsames auf. Obwohl ich es in der physischen Realität nicht deutlich erkennen konnte, spürte ich doch, daß sie alle das gleiche rote Stirnband trugen wie Großvater. Bis jetzt hatte Großvater uns noch nichts über dieses Stirnband erzählt. Wir vermuteten, daß ihm einfach nur die Farbe gefiel.

Behutsam legte Großvater die Pfeife nieder und begrüßte die versammelten Geister, einen nach

dem anderen. Dann nahm er zwei rote Stirnbänder aus seiner Ledertasche, hielt sie in seinen ausgestreckten Händen und beschwor alle anwesenden Geister, diese heiligen Gegenstände zu segnen. Schließlich sprach Großvater zu uns: «Diese Stirnbänder sind das Symbol des Scouts. Wenn einer sich besser als alle anderen bewährt und bewiesen hat, daß er die Geschicklichkeit, das Wissen und den Geist des Kundschafters besitzt, erhebt er sich über sein bisheriges Leben und tritt in die heilige Bruderschaft ein. Die Bänder sind ein Symbol für jene Menschen, die die Erde lieben und sie notfalls unter Hingabe ihres eigenen Lebens beschützen. Nur ein Kundschafter trägt sie – nur diejenigen, die sich entschlossen haben, das Leben eines Scouts zu führen und die Menschen, die Erde und den Geist zu beschützen.»

Nach diesen Worten schwieg Großvater lange und hob die Stirnbänder zum Himmel empor. Jetzt war mir zum ersten Mal die Bedeutung von Großvaters rotem Stirnband klargeworden und die ehrfurchtgebietende Verantwortung, die damit verbunden war. Großvater sprach weiter, zu uns beiden und auch zu den Unsichtbaren, die um uns herumsaßen: «Der Scout ist der Kreis aller Kreise. Er wandelt sowohl im Fleisch als auch im Geiste. Er lauscht, beobachtet und begreift alle Dinge, die über das Fleischliche hinausgehen, und auch in der Welt jenseits des fleischlichen ist er ein Kundschafter. Der Scout folgt einem höheren Gesetz, einem Gesetz, das gewöhnliche Menschen nicht hören und verstehen können. Er beschützt das Fleisch und den Geist in allem. Er läßt sich vom Schöpfer und der Erde lenken; sein Leben gehört niemals ihm selbst. Kundschafter zu sein heißt, die größere Vision zu leben. Es bedeutet, mit allen Dingen der Erde und des Geistes eins zu sein.

Meine lieben Enkel! Ihr habt bewiesen, daß ihr diesen Weg gehen könnt, und zwar besser, als ich es in meinen kühnsten Träumen und Visionen erhofft hatte. Ihr habt alle Prüfungen eurer physischen und spirituellen Fähigkeiten bestanden und seid über euer eigenes Ich hinausgewachsen, um andere zu beschützen. Ihr wart ständig bemüht, euch weiterzuentwickeln und zu verstehen, und habt die Bewährungsproben der Zeit und der Aufopferung bestanden.» Großvater trat hinter uns. Ich spürte, wie er mir das Stirnband um den Kopf wand, und Tränen strömten über meine Wangen. Ich war beschämt. Angesichts der ernstesten, feierlichen Gegenwart der Geister, die bei der Zeremonie zuschauten, hatte ich nicht das Gefühl, eine solche Ehre verdient zu haben.

«Das Rot ist ein Symbol für das Blut der Erde, euer Blut und das spirituelle Blut, das uns alle umfließt», erklärte Großvater. «Es zeigt dem gewöhnlichen Menschen, daß der Scout Fähigkeiten besitzt, die über seine Vorstellungskraft hinausgehen, denn der Scout ist unsichtbar, selbst wenn er das rote Stirnband trägt. Willkommen in der Welt der Kundschafter. Und nun geht auf eure heiligen Plätze und bedankt euch.» Mit Tränen in den Augen schritt Großvater in die Nacht hinaus. Als ich mich auf meinen heiligen Platz am Rande des Sumpfes zurückzog, hörte ich aus der Ferne leises Getrommel. Und als ich zu beten begann, erklangen um mich herum noch mehr Trommeln. Das Getrommel war

leise und doch so eindringlich, daß es bis ins Innerste meiner Seele drang. Die Arme zum Himmel emporgestreckt, stand ich zitternd und mit tränenüberströmtem Gesicht da und schrie dem Schöpfer und der Erde meinen Schwur und meine Vision entgegen. Ich fühlte mich beschämt und freudig erregt zugleich, unfähig, die ganze Tragweite dessen zu ermessen, was ich gerade erlebt hatte. Ich war ein Scout geworden. Ich hatte jene Vision verwirklicht, von der ich nie geglaubt hatte, daß sie je Realität würde, und das so unerwartet und in solcher Vollendung. Das Wissen, einer größeren Bruderschaft anzugehören, versetzte mich in einen wahren Begeisterungstaumel. Und doch machte der Gedanke, daß Rick und ich vielleicht am Ende dieser Tradition ständen, mich traurig. Wenn es uns nicht gelang, diese Überlieferung weiterzugeben, würde sie womöglich mit uns sterben. Jetzt begriff ich, warum Großvater geweint hatte, als er uns die Stirnbänder aufsetzte. Er hatte seine Vision erfüllt, und nun gab er die Verantwortung an uns weiter.

Binnen eines halben Jahres waren Rick und Großvater verschwunden. Im Fleische würde ich die beiden niemals Wiedersehen. Doch von all den Dingen, die Großvater mir beibrachte, und von allem, was wir je erlebten, hat nichts mein Leben tiefer und nachhaltiger beeinflusst als jener Abend, an dem er mir das rote Stirnband aufsetzte. Ich spüre noch heute, wie seine Tränen auf meinen Rücken fielen, als er den letzten Knoten schlang. Und ich schwor mir, die Tradition der Scouts niemals sterben zu lassen!

8 Der Flughafen

Großvaters Grundregel lautete, daß ein Kundschafter nie gegen das Gesetz verstoßen und niemals jemandem weh tun dürfe. Doch manchmal legte ich dieses Gesetz ein bißchen großzügiger aus, um es an gewisse Situationen anzupassen. Vielleicht, so sagte ich mir, war es nicht unbedingt gleich ein Verstoß gegen das Gesetz, wenn man in ein Haus eindrang und sich wieder davonestahl, ohne entdeckt zu werden und ohne irgendeinen Schaden anzurichten. Wenn es die Menschen nicht merkten, konnte es ja schließlich nicht so schlimm sein. Wenn man mich erwischt hätte, wäre es Hausfriedensbruch gewesen – aber vermutlich nur dann. Ob es nun richtig war oder nicht: Ich paßte meine Argumentation stets dem Ziel an, das ich gerade im Auge hatte. Manchmal tat ich einfach, als wisse ich von nichts, oder führte irgendeinen Vorwand ins Feld, der meinen Sinn für Logik befriedigte. So wie damals, als Rick und ich in das Militärgelände eingedrungen waren. Ich wußte, daß an der Landstraße «Betreten verboten»-Schilder aufgestellt waren. Aber wir kamen nicht von der Landstraße her, sondern aus dem tiefsten Wald, und dort standen keine Schilder. Zumindest hätte ich das gesagt, wenn mich jemand erwischt hätte.

Ein paar Jahre, nachdem Großvater und Rick sich auf ihre spirituelle Reise ans andere Ufer des Lebens begeben hatten, durchstreifte ich den Westen der Vereinigten Staaten. Ich glaube nicht, daß es in meinem Leben auch nur einen einzigen Tag gegeben hat, an dem ich nicht meine Scout-Techniken praktizierte oder über neue interessante Missionen nachdachte. Ich nutzte jede Chance zu einem Überfall und suchte ständig nach neuen Gelegenheiten, um meine Fähigkeiten auf eine noch härtere Probe zu stellen als je zuvor. Wenn man erst einmal ein Scout ist, lebt man bis ans Ende seiner Tage im Scout-Bewußtsein. Man ist ein anderes Wesen und sieht die Dinge anders als die normalen Menschen. Das Leben wird zu einem aufregenden Abenteuer, wenn man es durch die Augen des Kundschafters betrachtet. Das war auch an diesem Tag nicht anders.

Ich versuchte gerade, eine sehr große Stadt zu umgehen, was in jenen Wanderjahren typisch für mich war. Ich gab mir alle Mühe, Städte zu meiden, selbst wenn mich das einen Umweg von mehreren Kilometern kostete. Doch leider konnte ich kaum noch irgendwo hingehen, ohne daß eine Großstadt oder zumindest eine größere Kleinstadt auf meinem Weg lag. Meist bauten die Menschen ihre Städte an die kürzeste Strecke zwischen zwei Wildnissen. Allerdings stießen mich die Städte nicht immer nur ab; manchmal nutzte ich sie auch, um mich in meinen Scout-Techniken zu üben. Dann wurden sie zu einem Abenteuerspielplatz, wo sich jederzeit eine Gelegenheit zu einem Überfall bieten konnte. Städte gaben mir die Chance, mich bis an die äußersten Grenzen meiner Fähigkeiten vorzuwagen, denn die meisten Großstadtbewohner sind blind für alles, was um sie herum vorgeht. In einer Stadt konnte einem guten Scout so gut wie alles gelingen.

Wie üblich machte ich einen Umweg um diese Stadt, indem ich nachts durch die Straßen der äußersten Vororte wanderte. Dabei ließ ich mir viel Zeit, denn unterwegs boten sich überall Gelegenheiten, meine Scout-Methoden zu praktizieren. Nichts machte mir mehr Spaß, als Verwirrung zu stiften, Gerüchte von Gespenstern und Ungeheuern in die Welt zu setzen und zu sehen, wie die Menschen sich ungläubig am Kopf kratzten. Als ich mich gerade durch den letzten Vorort schlich, hörte ich das Dröhnen landender Flugzeuge, und mir wurde klar, daß ich mich in der Nähe des Flughafens befand. Ich hatte noch nie einen großen Flughafen als Übungsplatz für meine Scout-Praktiken benutzt und vermutete, daß dieser hier eine hervorragende Gelegenheit dazu bieten würde. Ich wußte, daß in den letzten Jahren viele Flugzeuge entführt worden waren und daß daher auf den meisten Flughäfen strenge Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden. Aus Angst vor Terroristen und Flugzeugentführern hatte man die Sicherheitsmaßnahmen ungeheuer verschärft. Das konnte eine echte Geschicklichkeitsprobe für mich werden.

Es war nicht schwierig, die äußerste Umgrenzung des Flughafens zu erreichen, denn es standen nicht viele Häuser in der Nähe. Man hatte den Flughafen so angelegt, daß er nicht mitten in der Stadt lag; vielleicht, weil er später noch weiter ausgebaut werden sollte oder damit die Anwohner sich nicht über den Flugzeuglärm beschwerten. Doch aus welchem Grund auch immer: Das erleichterte es mir, bis zur äußeren Umzäunung vorzudringen. Jeder hätte sich unbemerkt diesem äußeren Zaun nähern können, selbst eine Blaskapelle. Nachdem ich den Zaun erreicht hatte, beschloß ich, mich möglichst in der Nähe der Abfertigungshalle in das Flugzeuggelände einzuschleichen; auf diese Weise konnte ich meine Geschicklichkeit auf eine noch härtere Probe stellen, denn dort waren die Sicherheitsvorkehrungen sicherlich am strengsten. Ich entdeckte einen kleinen Hügel, von wo aus ich den Terminal gut überblicken konnte und der mir gleichzeitig Deckung bot, und beschloß, hier für ein paar Tage mein Lager aufzuschlagen. Ich wollte den Terminal, seine Wächter und Arbeiter beobachten und mir vor allem ein Bild von den täglichen Arbeitsabläufen und der Wachsamkeit der Leute machen.

Ursprünglich dachte ich, daß es mindestens zwei Tage dauern würde, bis ich den Flughafen erkundet und mir einen Überblick über alles verschafft hatte, was dort passierte. Doch zu meiner großen Enttäuschung brauchte ich nur einen einzigen Tag. Da dieser bedeutende Flughafen in der Nähe einer der größten Städte der USA lag, hatte ich mit den schärfsten Sicherheitsvorkehrungen gerechnet. Doch wenn ich heute auf all meine Überfälle zurückblicke, selbst auf die angeblich am schärfsten bewachten Gelände und Gebäude, weiß ich, daß nichts meiner Vorstellung von hervorragenden Sicherheitsvorkehrungen entspricht. Bis zum heutigen Tag nicht. Alles ist ungeschützt und bietet keinerlei Herausforderung. Für einen gewöhnlichen Menschen waren die Sicherheitsstandards dieses Flughafens vielleicht wirklich ausgezeichnet, doch für einen Scout sind alle modernen Sicherheitsmaßnahmen ein Witz. Ich kenne Filmschauspieler und Rock-Stars, deren Häuser

und Grundstücke besser geschützt sind als die meisten Regierungsgebäude, und doch könnte ich deren Gelände mit der gleichen Mühelosigkeit betreten und wieder verlassen, als befände ich mich auf einem Sonntagsspaziergang. Am schwersten waren die Sicherheitsvorkehrungen des Hochsicherheitstrakts in einem Gefängnis zu überwinden. Doch ich wußte, daß auch das möglich war, wenn man genügend Zeit hatte.

Ich ließ alles, was ich über die Sicherheitsmaßnahmen, die Wachsamkeit der Angestellten und die täglichen Gewohnheiten und Arbeitsabläufe auf dem Flughafen herausgefunden hatte, noch einmal an meinem geistigen Auge vorüberziehen und beschloß dann, lieber mehrere kleinere Überfälle auf den Flughafen zu verüben als einen großen. Das hatte einen ganz einfachen Grund: Dieser Flughafen war so groß, und es gab hier so vieles zu tun, daß sich das alles gar nicht in einer einzigen Aktion erledigen ließ. Ich beschloß, erst einmal die großen Flugzeughallen auszukundschaften, wo die meisten Reparaturarbeiten der großen Fluglinien ausgeführt wurden und neben denen mehrere Düsenjäger standen. Da es hier auch Militärflugzeuge gab, vermutete ich, daß die Sicherheitsvorkehrungen sehr streng waren. Ich wartete, bis es ganz dunkel war. Dann begab ich mich auf meine Expedition. Ich tarnte mich mit Holzkohle, die ich von einem alten, niedergebrannten Gebäude in der Nähe meines Lagers geholt hatte, denn ich hielt es stets für das beste, mich so zu tarnen, daß ich im Schatten unsichtbar blieb. Schließlich war das die übliche Tarnung der Scouts.

Vorsichtig schlich ich mich am Gebüsch und den alten Hecken entlang zu dem riesigen Parkplatz direkt hinter der größten Flugzeughalle und schob mich an der äußersten Autoreihe entlang. Ihrer Schmutzschicht nach zu urteilen, parkten die Autos schon lange hier, und ich rechnete damit, daß sie noch längere Zeit hier stehen würden; also war das Sicherheitspersonal darauf eingestellt. Ich wußte, daß der Wächter zwar hinschaute, die Fahrzeuge aber gar nicht mehr richtig wahrnahm. Und wenn, dann würde er höchstens auf plötzliche Bewegungen, laufende Menschen oder die Geräusche eines Autoeinbruchs achten. Darauf, daß ich hinter den Autos auf dem Bauch am Bordstein entlangkroch, kam er bestimmt nicht. Seltsamerweise war der Parkplatz nur an drei Seiten eingezäunt. An der vierten Seite grenzte er an ein großes Feld. Wahrscheinlich rechnete man nicht damit, daß jemand aus dieser Richtung käme. Schließlich konnte man das Feld vom Wächterhäuschen aus gut überblicken, und deshalb hielten sie den Parkplatz wohl für sicher. Wer würde schon auf die Idee kommen, sich dem Flughafen von der Wildnis her zu nähern?

Nachdem ich an der Autoreihe entlanggekrochen war, erreichte ich den Maschendrahtzaun, der den Parkplatz von den Flugzeughallen trennte. Zu meinem Glück (aber nicht zum Glück des Flughafenpersonals) war beim Bau des Zauns ein Versehen passiert. Erstens reichte er nicht ganz bis zum Boden hinunter, und zweitens hatte man ihn nicht den natürlichen Vertiefungen in der Landschaft angepaßt. Außerdem war der Zaun von einem hübschen kleinen Rand aus hohem Gras gesäumt, an

das man mit dem Rasenmäher nicht herankam. Dieses Gras bot mir hervorragende Deckung, als ich am Zaun entlang bis zur nächsten Mulde kroch. Binnen Sekunden war ich unter dem Zaun hindurchgeschlüpft und außer Sichtweite der Wächter. Die vielen alten und neuen Maschinen, Fahrzeuge und Öltonnen, die zwischen dem Zaun und der Flugzeughalle herumstanden, machten mir das Anpirschen noch leichter.

Da der Platz hinter der Flugzeughalle nur spärlich beleuchtet war und überall Geräte herumstanden oder -lagen, konnte ich in aufrechter Haltung zu der Flugzeughalle hinübergehen, statt zu kriechen oder mich anzuschleichen. Wären Wachhunde dagewesen, so wäre mir nichts anderes übriggeblieben, als mich lautlos anzupirschen, aber es gab keine Hunde, und deshalb bewegte ich mich hier so selbstverständlich, als gehöre mir das Grundstück. Ehe ich mich der Flugzeughalle nähern konnte, mußte ich erst einmal warten, bis der Wächter an der Hinterseite des Gebäudes seine Karte in die Stechuhr gesteckt hatte. Es war typisch für ihn, daß er sich überhaupt nicht umsah, sondern gleich aus dem Auto stieg, direkt zu der Uhr hinüberging, seine Karte abstempelte, dann wieder in sein Auto zurückkehrte und zum anderen Ende des Flughafens weiterfuhr. Routinegemäß würde es knapp vier Stunden dauern, bis er wiederkam.

Sobald er wegfuhr, steuerte ich direkt auf die hintere Tür der Flugzeughalle zu, so daß das Dröhnen seines abfahrenden Autos alle Geräusche übertönte, die ich dabei eventuell machte. Doch selbst wenn alles schiefgehen sollte, konnte ich mich immer noch im Scout-Gang bewegen; der war völlig geräuschlos. Zweckmäßigerweise war ein Toilettenfenster neben der Hintertür leicht angelehnt, wahrscheinlich, um den Raum zu lüften. In der Flugzeughalle rumorten Arbeiter, aber ich wußte, daß es nur ein kleiner Reinigungstrupp war und daß ich es hören würde, wenn jemand zur Toilette ging. Außerdem konnte ich den Teil der Flugzeughalle, der direkt vor der Toilettentür lag, gut überblicken. Nur die vordere Hälfte der Flugzeughalle war beleuchtet, der hintere Teil – auch die Toilette – lag in tiefstem Dunkel. Nachdem ich die Flugzeughalle durch die Toilette betreten hatte, schlich ich mich in das dunkle Innere des Gebäudes.

Draußen vor der Flugzeughalle standen zwei große Maschinen. Das eine Flugzeug wurde gerade von dem Reinigungstrupp geputzt, das andere war verschlossen. Außerdem stand in der Flugzeughalle ein großer Jet mit offenen Türen, um den verschiedene Maschinen, Werkzeuge und Leitern herumlagen. Da beschloß ich, mich als erstes in diesen Jet hineinzuschleichen. Ein solches Flugzeug hatte ich noch nie betreten, nur ein einziges Mal als Passagier, als ich verreisen mußte, um der Polizei bei der Verfolgung einer Fährte zu helfen. Deshalb war ich entschlossen, das Innere des Jets Zentimeter für Zentimeter zu inspizieren. Ich begann mit dem Gepäckraum und erkundete das Flugzeug dann von der Spitze fast bis ganz hinten in den; Schwanz hinein. Dann begab ich mich in den Passagierraum, setzte mich auf die Sitze, schaute die Gänge entlang und spielte mit der Sprechanlage

herum, die nicht funktionierte. Anschließend betrat ich das Cockpit, probierte alle drei Sitze aus und schaute mir die verschiedenen Meßgeräte, Zifferblätter, Schalter und Apparaturen an, die auf, über und unter dem Armaturenbrett angebracht waren. Dabei achtete ich darauf, nichts zu berühren.

Dann kletterte ich durch die Vordertür auf ein Gerüst und von dort aus auf die Tragfläche des Jets. Als ich über die Tragfläche spazierte, befand ich mich genau im Blickfeld der Crew, die die andere Maschine putzte, aber ich wußte, daß sie mich nicht sehen konnten, weil sie aus dieser Richtung der Scheinwerfer blendete. Dann kletterte ich auf ein anderes Gerüst, das zu einer hydraulischen Montageplattform gehörte. Ich betrat die Plattform und betätigte ganz sachte den Hebel. Langsam senkte sie sich zu Boden. Das Dröhnen der Reinigungsgeräte übertönte das leise Zischen der herabsinkenden Plattform. Nun untersuchte ich das Fahrgestell, die Räder und den Fahrgestellschacht des Jets und fragte mich, ob sich darin wohl jemand verbergen könne. Schließlich langweilte mich die Mühelosigkeit, mit der ich in dieses Flugzeug hereingekommen war, und ich beschloß, mir die Flugzeughalle anzusehen. Das war noch weniger aufregend. Zuletzt wollte ich feststellen, ob es mir wohl gelänge, mich an den Reinigungsstrupp heranzupirschen.

Das Flugzeug, an dem die Leute gerade arbeiteten, stand draußen vor der Halle auf einer von hellen Scheinwerfern erleuchteten Fläche. Auch hier standen und lagen ohne erkennbare Ordnung alle möglichen Fahrzeuge und Geräte herum. Die Geräte »i-hielten zur Wartung und Reinigung des Flugzeugs bestimmt zu sein, doch die meisten wurden gar nicht benutzt. Es sah so aus, als sei der größte Teil der Arbeit bereits erledigt; jetzt waren die Männer damit beschäftigt, das Innere des Flugzeugs zu reinigen. Soweit ich von meinem Aussichtspunkt im Schatten der Flugzeughalle aus sehen konnte, befanden sich nur zwei im Passagierraum; ein dritter stand draußen auf dem Boden. Sonst war niemand zu sehen. Ich stand etwa in der Mitte des großen offenen Tors, lehnte mich an einen Gabelstapler und sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu. Plötzlich drehte der Mann am Boden sich um und kam direkt auf mich zu. Ich blieb wie angewurzelt stehen, denn ich vermutete, daß er im Dunkeln direkt an mir vorbei zur Toilette hinüberginge. Zumindest erkannte ich an seinem Gang, daß er es dringend nötig hatte.

Da knipste der Mann eine Taschenlampe an. Das erschreckte mich. Der Lichtkegel der Lampe streifte mich und richtete sich dann auf einen Sicherungskasten an der Wand. Noch ehe ich reagieren konnte, ging der Mann zu dem Sicherungskasten hinüber und betätigte den Hebel. Es war ein Gefühl, als erglühten auf einmal tausend Blitzlichtlampen, so ein greller Lichtstrahl stach mir in die Augen. Ich rührte mich nicht von der Stelle, sondern blieb kerzengerade neben dem Gabelstapler stehen. Durch meine zusammengekniffenen Augen sah ich den Mann direkt an mir vorbeigehen, ohne sich den Gabelstapler genauer anzusehen. Dann verstummten seine Schritte, und ich hörte die Toilettentür knallen. Gerade wollte ich mich in Bewegung setzen, da leuchteten hinter mir Autoscheinwerfer auf,

und die beiden anderen Arbeiter kamen eine Treppe vom Flugzeug herunter und betraten das hintere Ende der Flugzeughalle. Das Auto parkte direkt vor der Halle, nur etwa zehn Meter von mir entfernt. Der Fahrer stieg aus und ging zu den zwei Männern am hinteren Ende der Flugzeughalle hinüber. Ich sah, wie sie ihre Taschen öffneten und sich etwas zu trinken eingossen. Dann blickte ich mich um und stellte fest, daß ich praktisch völlig ungedeckt dastand. Außer dem Gabelstapler befand sich kein Gegenstand in meiner Nähe, der mir Deckung geboten hätte, und um die Sache noch schlimmer zu machen, stand der Gabelstapler nicht zwischen mir und den Männern, sondern auf der anderen Seite.

Dann hörte ich wieder die Toilettentür knallen und Schritte, die auf die Männer am hinteren Ende der Flugzeughalle zugingen. Als die Männer sich mit dem Rücken zu mir an den Tisch setzten, schlich ich mich durch die Vordertür zu dem Flugzeug hinüber, das sie geputzt hatten. Am Neigungswinkel der Treppe erkannte ich, daß sie das Flugzeug nicht sehen konnten – zumindest nicht den Teil des Flugzeugs, wo die Treppe angebracht war. Neben dem Vorderrad des Flugzeugs blieb ich stehen und suchte die Umgebung nach weiteren Arbeitern, Wächtern oder herannahenden Fahrzeugen ab. Die Ankunft des Sicherheitsbeamten überraschte mich gar nicht, denn als Scout hatte ich gelernt, mit allem zu rechnen und auf alles vorbereitet zu sein. Und doch fiel dieser Mann aus dem Rahmen der üblichen routinemäßigen Abläufe auf dem Flughafen. Je intensiver man im Scout-Bewußtsein lebt, um so mehr geht einem der Gedanke in Fleisch und Blut über, daß man nicht in eine Routine verfallen darf. Dennoch sind routinemäßige Abläufe und Gewohnheiten ein zwar kleiner, aber wichtiger Teil des Gesamtbildes.

Sobald ich mich davon überzeugt hatte, daß so gut wie keine Gefahr bestand, schlich ich mich zur Gangway hinüber, zwängte mich durch das Geländer und kroch auf allen vieren die Treppe hoch. Zuerst kundschaftete ich das Cockpit aus, das durch das Licht im Passagierraum noch heller erleuchtet war als die Pilotenkabine der vorigen Maschine. Dann schaute ich mir den Passagierraum an, legte zwischendurch eine Verschnaufpause ein, lehnte mich auf einem der Sitze zurück und blätterte in einer Zeitschrift. Von meinem Aussichtspunkt an den Fenstern hinten im Passagierraum sah ich, daß die Arbeiter in der Flugzeughalle gerade ihre Mahlzeit beendeten. Zwei rauchten draußen vor der Halle. Das beunruhigte mich nicht allzusehr, denn sie waren immer noch ziemlich weit entfernt und konnten die Treppe, die ins Flugzeug führte, nicht sehen. Doch obwohl die Arbeiter bis jetzt noch keine Gefahr für mich darstellten, wußte ich, daß mir nicht mehr viel Zeit bliebe, falls sie sich dem Flugzeug nähern sollten. Andererseits konnte ich mich jederzeit durch die Hintertür hinausschleichen und auf den Boden fallen lassen, wenn sie an Bord kamen.

Gerade hatte ich den hinteren Teil des Flugzeugs inspiziert, da hörte ich Schritte die Gangway hinaufkommen. Es müßten mehrere Männer sein. Sofort wandte ich mich zum Hinterausgang, doch er war verschlossen. Ich hatte einen dummen Fehler begangen, und nun saß ich hier fest. Wenn ich

versuchte, die Tür zu öffnen, würde ich damit nur die Arbeiter auf mich aufmerksam machen, und da auch der Sicherheitsbeamte auf dem Gelände war, lief ich unter Umständen sogar Gefahr, erschossen zu werden.

Ich unterdrückte meine panische Angst und kroch auf allen vieren zurück in den Gang, um mir ein Versteck zu suchen. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich eine offene Luke, die in den Rumpf des Flugzeugs führte. Vermutlich wurden dort unten die Verpflegungscontainer transportiert, denn es gab weder Stufen noch Leitern. Ohne nachzudenken, ließ ich mich in die Öffnung am Boden gleiten und landete geräuschlos im Unterdeck. Dort verharrte ich lange Zeit regungslos und horchte auf die Männer, die wieder an die Arbeit gingen.

Ich hörte, wie das Auto des Sicherheitsbeamten davonfuhr, und blickte ihm aus der geöffneten Ladeluke nach, bis die Scheinwerfer in der Dunkelheit verschwanden. Dann stieg der letzte Arbeiter die Stufen zum Passagierraum hinauf. Ich schob mich aus der Ladeluke, bis ich nur noch an den Armen am Rumpf des Flugzeugs hing, und ließ mich zu Boden fallen. Dort hielt ich wieder ein paar Sekunden lang inne, kroch dann zu dem großen Rad des Fahrgestells und schließlich zum Bugrad hinüber und schlich mich wieder in die mittlerweile dunkle Flugzeughalle. Die Halle und die Flugzeuge boten jetzt keine Herausforderung mehr für mich, also wollte ich sehen, ob ich meine Geschicklichkeit nicht auf eine etwas härtere Probe stellen und die Arbeiter verwirren konnte. Am besten war es, an dem Tisch zu beginnen, wo sie ihr Vesper eingenommen hatten, denn die meisten ihrer Sachen lagen noch dort. Ich durchsuchte ihre Proviantbeutel und stellte fest, daß noch etwas zu essen darin war. Also vertauschte ich den Inhalt der einzelnen Beutel. Auf diese Weise würde ihr ganzes Essen durcheinandergeraten.

Dann nahm ich ihre Jacken und ging zu dem Flugzeug hinüber, das in der Halle stand. Ich kletterte an dem Gerüst auf die Tragfläche hoch und dann mit Hilfe des zweiten Gerüsts ganz oben auf das Flugzeug. Eine der Jacken hingte ich über die Schwanzflosse, was nicht einfach war, denn das obere Ende der Schwanzflosse befand sich außerhalb meiner Reichweite, so daß ich die Jacke immer wieder hochwerfen mußte, so lange, bis sie oben hängen blieb. Ich hoffte, daß mich dabei niemand hörte. Dann nahm ich die beiden anderen Jacken, stopfte sie sorgfältig mit Abfällen voll und schlich mich zu dem Jet zurück, der gerade gereinigt wurde. Ich kletterte unten an der Gangway entlang und zog mich dann außen am Geländer hoch, so daß: ich einen Blick in den Passagierraum werfen und die Arbeiter sehen konnte. Sie waren alle im hinteren Teil des Flugzeugs beschäftigt, also schlich ich mich ins Cockpit und lehnte die mit Müll vollgestopften Jacken auf die Pilotensitze. Auf den ersten Blick würde es so aussehen, als säßen dort zwei Leute.

Aber ich gab mich immer noch nicht zufrieden mit meinem Werk und sah mich nach einem neuen Betätigungsfeld um. Wieder zwängte ich mich durch das Geländer, ließ mich unter die Gangway gleiten und sprang geräuschlos zu Boden. In diesem Augenblick merkte ich, daß die Gangway der einzige

Zugang zu dem Flugzeug war und auch der einzige Ausgang. Ich entdeckte die Radbremsen, öffnete sie leise und schob die Gangway dann ganz sachte und unmerklich ungefähr sechs Meter vom Flugzeug weg – weiter, als die Männer springen konnten. Dann arretierte ich die Bremse wieder, schlich mich in die Flugzeughalle zurück und beschloß, dort zu bleiben und den Männern bei ihren Versuchen, den Jet zu verlassen, zuzusehen. Ich wußte, daß sie nicht versuchen würden, bis zur Gangway zu springen, und die meisten schreckten wohl auch davor zurück, sich vom Rumpf des Flugzeugs auf die Rollbahn fallen zu lassen. Ich dachte, daß es bestimmt Spaß mache, ihnen zuzusehen und zu beobachten, ob sie einen Ausweg aus ihrem Dilemma fänden.'

Eines der Probleme bei der psychologischen Kriegsführung der Scouts besteht darin, daß man selten lange genug dableiben kann, um das Resultat seiner Mission zu beobachten. Meistens konnte ich es nicht riskieren, so lange in der Nähe des Geschehens zu bleiben, denn sonst lief ich Gefahr, erwischt zu werden. Sobald die Betroffenen entdeckten, daß irgend etwas nicht in Ordnung war oder sich nicht an der richtigen Stelle befand, wurden sie wachsam. Oft konnte ich erst lange Zeit nach dem Zwischenfall an ihren Spuren ablesen, daß meine Mission erfolgreich verlaufen war, oder ich erfuhr aus zweiter Hand durch das Gerede der Leute davon. Doch in der großen Flugzeughalle mit der guten Deckung, die die Maschinen und Vorräte boten, wähnte ich mich sicher genug, um alles beobachten zu können. Und selbst wenn sie wirklich in ihrer Angst die Halle zu durchsuchen begannen, würde es ein Kinderspiel für mich sein, unbemerkt zu entweichen.

Es dauerte nicht lange, bis der erste Arbeiter entdeckte, daß sie in der Klemme saßen. Er wollte gerade nach draußen gehen und eine Zigarette rauchen, die er bereits im Mund hielt, aber noch nicht angezündet hatte. Als er die Gangway in weiter Ferne vom Ausgang des Flugzeugs stehen sah, fiel ihm vor Schreck die Zigarette aus dem Mund. Er schrie den anderen Arbeitern etwas zu, und sie kamen ebenfalls zum Ausgang gelaufen. Vorsichtig spähten sie aus dem Flugzeug, wie kleine Kinder, die um die Ecke schauen, um zu sehen, ob dort der schwarze Mann auf sie lauert. Dann begannen sie miteinander zu streiten. Heftige Anschuldigungen flogen hin und her, einer warf dem anderen vor, die Räder nicht blockiert zu haben, ein anderer vermutete, vielleicht sei das Flugzeug ein Stück davon gerollt. Eine gute Viertelstunde lang wogten die Streitgespräche hin und her wie Ebbe und Flut. Dann begannen die Männer um Hilfe zu rufen, erst nur ein einziger, dann alle drei, obwohl sie wußten, daß das keinen Sinn hatte, denn es war niemand in der Nähe, und der Wächter würde nicht so bald wieder hier vorbeikommen.

Nach einer Weile hörten sie auf zu rufen, setzten sich hin und warteten. Ein Mann saß am Eingang und ließ die Beine aus der Tür baumeln, die anderen beiden lehnten sich im Passagierraum in den Sitzen zurück. Ich sah, wie sie ab und zu aus dem Fenster schauten und auf den Wächter warteten. Da entdeckten sie die mit Müll vollgestopften Jacken auf den Pilotensitzen. Jetzt beschuldigten sie

einander noch heftiger, und die Auseinandersetzung wurde immer hitziger, denn natürlich stritten alle Männer ab, die Abfälle in die Jacken gefüllt zu haben. Als das Auto des Wächters sich näherte, ebte das Streitgespräch sofort ab. Die Männer schrien dem Sicherheitsbeamten etwas zu, und das Auto schwenkte von seiner geplanten Route ab und kam zu dem Flugzeug hinübergefahren. Der Sicherheitsbeamte stieg aus und blickte die Männer erstaunt an, als sie ihm vorwarfen, er habe die Gangway weggeschoben. Einer der Arbeiter warf sogar in gespielter Wut lachend eine mit Müll vollgestopfte Jacke nach ihm.

Der Sicherheitsbeamte schob die Gangway wieder an die Flugzeugtür, und sofort kamen die Männer heruntergelaufen. Ich sah sie lange Zeit miteinander sprechen. Dann drehten sie sich plötzlich um und schauten zur Flugzeughalle hinüber. Einer der Männer kletterte in den Laderaum des Flugzeugs und begann ihn mit einer Taschenlampe zu durchsuchen. Inzwischen war deutlich zu merken, daß dem Sicherheitsbeamten und den beiden anderen Männern die Sache zwar nicht geheuer war, sie aber immer noch keine Ahnung hatten, was das alles bedeutete. Entschlossenen Schrittes steuerten sie auf die Flugzeughalle zu. Ich kletterte eine Stahlleiter hinauf, die an die Wand montiert war, und kroch an einem langen Dachbalken entlang, der die ganze Flugzeughalle überspannte. Kaum hatte ich den Balken erklommen und mich flach darauf gelegt, da wurde die grelle Beleuchtung der Flugzeughalle angeschaltet. Ich hörte, wie einer der Männer telefonierte, während die anderen beiden sich hilflos umschaute. Ich merkte, daß sie sehr verunsichert waren und nicht die geringste Lust hatten, den Helden zu spielen.

Genau in diesem Augenblick schrie einer der Männer auf und wies auf die Jacke, die am Höhenruder der Maschine hing -leider nicht weit unterhalb des Balkens, auf dem ich lag. Ich machte mir schon Sorgen, daß die Männer vielleicht glaubten, jemand habe die Jacke von dem Balken herunterfallen lassen, und mein Versteck entdecken könnten. Also schob ich mich im langsamen Scout-Kriechgang auf dem Bauch am Balken entlang. Er war kaum breiter als ich, und ich mußte aufpassen, daß mein Körper an keiner Stelle überhing. Zum Glück war an diesem Balken die vorderste Scheinwerferreihe der Flugzeughalle befestigt, so daß das grelle Licht die Männer blendete und sie mich dort oben höchstwahrscheinlich nicht erkennen würden. Außerdem lag der Balken oberhalb der Scheinwerfer in tiefem Schatten. Auch das war ein Vorteil für mich. Kaum hatte ich die Mitte der Flugzeughalle erreicht, da hielt noch ein Fahrzeug vor der Halle, und drei weitere Sicherheitsbeamte stiegen aus. Sie hielten Taschenlampen in der Hand und begannen mit dem ersten Wächter zu sprechen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als weiterzukriechen, denn zwischen mir und der Leiter gab es nichts außer diesem Dachbalken. Als ich die hintere Wand der Flugzeughalle über dem Tisch erreichte, wo die Arbeiter vorher ihre Pause gemacht hatten, waren die Sicherheitsbeamten bereits in der ganzen Halle ausgeschwärmt und hatten alle potentiellen Verstecke durchsucht – oder jedenfalls das, was sie

für Verstecke hielten. Dann kam noch ein anderes Auto ohne Kennzeichen, aus dem zwei Männer stiegen, einer in Uniform und einer in Zivil. Sie sprachen mit dem ersten Sicherheitsbeamten, der auf das Flugzeug vor der Halle wies, ihnen die mit Müll vollgestopften Jacken zeigte und dann auf den Schwanz des Flugzeugs in der Halle deutete. Dann suchten einige Männer draußen hinter der Halle weiter, und ein paar andere blieben drin. Einer von ihnen zeigte auf die Leiter an der Wand, und um ein Haar hätte mich der Lichtkegel seiner Taschenlampe gestreift. Es lag auf der Hand, daß der Mann vorhatte, auf den Balken zu klettern.

Als er auf die Leiter zusteuerte und dabei mit dem Mann in Zivil sprach, stellte ich mich aufrecht hin. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die Männer unter mir ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Leiter konzentrierten, kletterte ich von dem Balken herab auf eine etwa fünf Zentimeter breite metallene Wandleiste. Über die Schulter beobachtete ich, wie der Mann die Leiter hinaufstieg. Offenbar litt er an Höhenangst, denn es dauerte eine Ewigkeit, bis er oben anlangte. Ich schob mich an der schmalen Wandleiste entlang, bis sie an einer dicken Säule endete. Neben dieser Säule blieb ich regungslos stehen, so daß mein Körper nicht mehr von der Wand zu unterscheiden war. Der Lichtkegel der Taschenlampe glitt mehrmals über mich hinweg, blieb aber kein einziges Mal an mir hängen. Dann hörte ich den Mann wieder hinunterklettern und kroch langsam auf meinen Dachbalken zurück, und zwar genau in dem Augenblick, bevor die Gruppe sich umwandte. Zweifellos haben die Geister der Scouts mich in diesem Augenblick beschützt.

Ich hörte, wie die Männer sich unter mir versammelten und miteinander redeten. Anfangs war das Gespräch sehr lebhaft, doch als dann noch ein paar Mitarbeiter hinzutraten, endete es abrupt. Einer der Männer, die vom hinteren Ende der Flugzeughalle kamen, erklärte, dort sei nichts Verdächtiges zu entdecken gewesen. Schließlich sagte der Mann in Zivil: «Wahrscheinlich haben die Leute von der ersten Schicht euch einen Streich gespielt. Das darf nicht wieder so ausarten. Ich habe nichts gegen Streiche, aber wenn meine Männer gerufen werden müssen, kostet das die wertvolle Zeit von Sicherheitsbeamten. Verstanden? Wenn ihr die Kollegen von der ersten Schicht das nächste Mal seht, sagt ihnen, sie sollen gefälligst damit aufhören.»

Die Reaktion der Männer klang eher nach einem verdrossenen Brummen als nach einer Zustimmung. Ich blieb oben im Dachgebälk liegen, bis alle Männer, außer denen vom Reinigungstrupp, wieder verschwunden waren. Soweit ich aus ihrem Gespräch entnehmen konnte, glaubten sie nicht daran, daß die Arbeiter der ersten Schicht ihnen einen Streich gespielt hatten. Sie hegten eher den Verdacht, daß das Sicherheitspersonal selbst sich einen Scherz mit ihnen erlaubt habe. Über diese Möglichkeit diskutierten sie auf dem Rückweg zum Flugzeug.

Ich kroch wieder auf meinem Balken entlang und machte direkt über der Jacke halt, die am Schwanz des Flugzeugs hing. Dann ließ ich mich an die Unterseite des Balkens gleiten und an den Armen so tief

herunterhängen, wie ich konnte. Mit ausgestreckten Zehen angelte ich nach der Jacke und hievte mich langsam wieder auf den Balken herauf, wobei ich scharf aufpassen mußte, die Jacke nicht fallen zu lassen. Zwar hätte ich sie ohne große Mühe vom Schwanz des Flugzeugs herab auf den Boden schubsen können, doch ich wollte nicht das (wenn auch geringe) Risiko eingehen, daß die Arbeiter sie herunterfallen hörten. Langsam stieg ich die Leiter hinunter. Zum Schluß, als ich den Vorsprung in der Wand der Flugzeughalle erreichte, kletterte ich sogar mit dem Kopf nach unten, denn ich wollte nicht, daß mein Körper in Sichtweite kam, ehe mein Kopf wußte, was da unten vorging. Zu Übungszwecken beschloß ich, auch noch die restlichen Stufen der Leiter kopfunter hinabzuklettern. Die Jacke hatte ich mir zwischen die Zähne geklemmt.

Der Weg quer durch die Flugzeughalle war schon ein bißchen schwieriger, denn die Männer hatten – sicherlich aus Angst - die Lichter angelassen. Immer wieder sah ich, wie sie einen Blick aus dem Cockpit oder aus der Tür des Flugzeugs warfen, um alles im Auge zu behalten. Ich beschloß, mein Glück auf die Probe zu stellen, nahm die Jacke mit zu dem Flugzeug hinüber und legte sie ordentlich zusammengefaltet auf die unterste Stufe der Gangway. Das würde ihnen eine harte Nuß zu knacken geben. Doch dann kam mir der Gedanke, daß ich eigentlich Wichtigeres und Besseres zu tun hatte, und ich versteckte mich hinter der Flugzeughalle, wo ich mich eine Weile ausruhen und meinen nächsten Schachzug planen konnte. Diese Mission in der Flugzeughalle war zwar teilweise ganz aufregend gewesen, aber ich erwartete mehr. Ich wußte, daß es am besten wäre, die Sicherheitszentrale des Flughafens zu überfallen. Die gingen ganz schön überheblich mit ihren Angestellten um. Vielleicht sollte ich dem Dicken in Zivil einmal eine kleine Lektion erteilen.

Eigentlich hätte ich mit meinem Überfall auf die Sicherheitszentrale bis zum nächsten Abend warten sollen, aber vielleicht würden diese Leute nun ein paar Tage lang keine Nachtschicht mehr haben, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen. Die Nacht war noch jung; ich hatte jede Menge Zeit, mich dort hinein- und wieder herauszuschleichen. Die Sicherheitszentrale befand sich in einem kleinen Gebäude direkt neben dem Terminal für Überseeflüge und war durch einen Laufgang mit ihm verbunden. Hier war nicht nur das Sicherheitspersonal untergebracht, sondern auch der Zoll, was meine Aufgabe noch ein wenig schwieriger machte. Neben den Büroräumen der Sicherheitsbeamten lagen ein paar umzäunte Grundstücke und Gebäude; dort befand sich die Quarantänestation, und dort wurden auch verschiedene Massengüter gelagert, die aus Übersee kamen und auf die Zollkontrolle warteten. Natürlich wurde dieser Teil des Flughafens am schärfsten bewacht.

Es gab zwei Wege von der Flugzeughalle zum Gebäude der Sicherheitszentrale. Entweder mußte ich den Flughafen auf dem gleichen Weg wieder verlassen, auf dem ich hereingekommen war, und mich dann am äußeren Zaun entlang vorarbeiten bis zu den Terminalgebäuden. Das war ein langer, ermüdender Weg, der mich wertvolle Zeit und Energie kosten würde. Die andere, etwas riskantere

Möglichkeit bestand darin, von der Flugzeughalle direkt zur Sicherheitszentrale hinüberzugehen. Leider führte dieser Weg durch offenes Gelände und quer über zwei Landebahnen. Dabei lief ich nicht nur Gefahr, entdeckt zu werden (falls zufällig gerade jemand hinschaute und mich sah), sondern ich mußte meine Aktion zeitlich auch so planen, daß ich nicht von einem landenden Flugzeug gesichtet oder – noch schlimmer – beim Überqueren der Rollbahn überfahren würde. Hinzu kam, daß das Sicherheitspersonal nach meinem vorigen Überfall nun schon ein bißchen wachsamer sein würde.

Ich schlich mich von der Flugzeughalle über das Vorfeld auf das erste große Feld. Es war nichts weiter als ein Rasen, vielleicht doppelt so breit wie ein Fußballplatz und fast anderthalb Kilometer lang. Dieses Feld konnte ich nur überqueren, indem ich anfallen viereckig schräg darüberkroch. Wenn ich eine andere Richtung einschlug, würde mich das viel zu weit von meinem Ziel wegführen. Ich mußte fast die ganze Strecke auf dem Bauch kriechend zurücklegen, damit meine Silhouette sich nicht so sehr vom Boden abhob, vor allem wegen der Rollbahnbefeuerung rechts und links von den Grasflächen. Doch die Lampen waren in solchen Abständen installiert, daß sie keinen zusammenhängenden Lichtkegel bildeten, sondern zwischendurch immer wieder schattige Flächen lagen, auf denen ich mich voranschleichen konnte. Auch die rinnenähnlichen Vertiefungen im Boden, durch die ich kriechen konnte, waren günstig für mich. Auf diese Weise blieb ich völlig unsichtbar, selbst im Scheinwerferlicht eines herannahenden Flugzeugs.

Ich kroch an einer dieser natürlichen Wasserabzugsrinnen entlang bis zum Rand der ersten Landebahn und legte mich dann zehn Meter von der Bahn entfernt auf den Boden. Obwohl es schon spät war, landeten immer noch Flugzeuge, wenn auch nur noch in unregelmäßigen Abständen. Außerdem kamen mehrmals Autos von Wächtern und andere Flughafenfahrzeuge die Landebahnen entlanggefahren, bogen weiter vorne ab und verschwanden in einem mir unbekannten Gebäudekomplex. Ich beschloß, mit dem Überqueren der Rollbahn zu warten, bis ein Flugzeug landete, und dann genau in diesem Augenblick blitzschnell über die Bahn zu huschen. Ich hatte keine Vorstellung von der Wucht und Geschwindigkeit dieser Flugzeuge, denn als das letzte an mir vorbeisauste, war ich noch ziemlich weit hinten auf dem Feld gewesen. Doch selbst in einer solchen Entfernung hatte ich mir die Ohren zuhalten und die Augen schließen müssen, um mich vor dem Lärm und dem aufspritzenden Staub zu schützen.

Da sah ich ein großes Flugzeug im Landeanflug. Ich steckte mir die Finger in die Ohren und machte mich startbereit, um genau in dem Augenblick, in dem es an mir vorbeirollte, auf die Landebahn zu springen und sie zu überqueren. Ich spürte die ungeheure Druckwelle, als die Tragfläche über mich hinwegsauste und ich mich aufrichtete, um über die Landebahn zu rennen. Schon nach ein paar Schritten hatte die Druckwelle mich zu Boden geworfen. Als ich die Hände von den Ohren nahm, um meinen Sturz abzufangen, hätte der Lärm mich beinahe betäubt. Ich taumelte auf die andere Seite der

Landebahn und ließ mich ins Gras fallen. Das war weit von den elegant fließenden, gazellenähnlichen Bewegungen entfernt gewesen, in denen ich mir meine Überquerung der Landebahn ausgemalt hatte. Ich suchte nach einer Mulde im Gras, in die ich mich sinken lassen konnte, doch das zweite Feld war eben wie ein Rasen. Und die Lichtkegel der Rollbahnbeleuchtung waren auf diesem Grasstreifen noch heller, weil er zwischen den beiden Landebahnen lag. Das bedeutete, daß ich allen Blicken schutzlos preisgegeben war.

Ich rutschte auf dem Bauch entlang und drückte mich so dicht wie möglich an den Boden. Mehrere Autos kamen an mir vorbei, aber ich konnte nicht sehen, ob Sicherheitspersonal darin saß oder ob es irgendwelche anderen Flughafenfahrzeuge waren. Glücklicherweise schien keines der Autos seine Fahrt zu verlangsamen. Mein gesunder Menschenverstand drängte mich aufzustehen und loszurennen, doch mein Scout-Instinkt gab mir ein, mich eng an den Boden gedrückt im Schneckentempo vorwärtszubewegen. Zwar brauchte ich nur ungefähr eine halbe Stunde, um den mittleren Grasstreifen zu überqueren; aber mir war, als würde es die ganze Nacht dauern. Wenn die Gefahr, erwischt zu werden, so groß ist, habe ich überhaupt kein Zeitgefühl mehr. Dann können mir ein paar Minuten wie Stunden vorkommen und ein paar Stunden wie Minuten. Aber ich weiß nie vorher, welche dieser beiden Richtungen mein Zeitempfinden einschlagen wird. Unwillkürlich schaute ich zu den Sternen empor und prägte mir ihren Stand ein, um einen Anhaltspunkt zu haben, der mir die zeitliche Orientierung erleichterte.

Als ich die zweite Rollbahn erreichte, die als Startbahn benutzt wurde, wollte ich nicht wieder den gleichen Fehler machen wie beim erstenmal. Ich mußte ganz sichergehen, daß das Flugzeug schon vorbei war, ehe ich losrannte. Das war auch besser so, denn sobald ich in tief geduckter Haltung über die Startbahn sprintete, schlug mir ein sengend heißer Schwall von Abgasen entgegen und hätte mich beinahe wieder umgeworfen. Glücklicherweise zog sich durch die letzte Grasfläche, die ich überqueren mußte, parallel zur Startbahn eine ziemlich tiefe Abwasserrinne. Ich erreichte sie gerade noch rechtzeitig, ehe ich die Lichter eines großen Flughafenlastwagens herannahen sah. Der Wagen hatte große Scheinwerfer und schlich im Schneckentempo voran. Wahrscheinlich inspizierte er die Startbahn. Langsam fuhr der Wagen an mir vorbei und hielt neben dem Grasstreifen kurz an; warum, wußte ich nicht. Dann setzte er sich wieder in Bewegung und fuhr jetzt in rascherem Tempo weiter. Nun trennte mich nur noch eine riesige Asphaltfläche vom Gebäude der Sicherheitszentrale, so groß, daß Flugzeuge ausrollen und Fahrzeuge dort parken konnten. Diese Fläche war etwa so lang wie ein Fußballplatz, und am hinteren Ende standen ein paar Reihen parkender Fahrzeuge: einige Autos von Sicherheitsbeamten, mehrere Flughafenlastwagen, zwei oder drei Limousinen mit Nummernschildern der Regierung und viele Privatautos. Von meinem Standort aus konnte ich die zwei hohen Pfosten links und rechts des Gebäudes, auf denen je eine Überwachungskamera montiert war, ganz deutlich

erkennen. Ich sah auch, daß die Kameras in einem ziemlich seltsamen Rhythmus hin- und herschwenkten. Die rechte Kamera bewegte sich rascher als die linke. Dieses Gelände zu überqueren würde schon ziemlich schwierig sein.

Wenigstens eines war günstig für mich: In meiner Nähe war die Asphaltfläche ziemlich dunkel. Nur der Streifen, wo die Autos und die anderen Fahrzeuge parkten, war taghell erleuchtet. Also mußte ich über die Hälfte der Asphaltfläche rennen, die im Schatten lag, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, wo die beiden Kameras in einander entgegengesetzte Richtungen zielten. Ich konnte nur hoffen, daß in diesem Augenblick gerade niemand aus dem Gebäude kam und auch kein Fahrzeug vorbeifuhr. Denn wenn das geschah, würden sie mich ganz bestimmt schnappen. Ich wußte aus Erfahrung, daß man bei Scout-Missionen manchmal Risiken eingehen mußte; aber diese Risiken mußten kalkulierbar sein, und die Chancen mußten günstig für mich stehen. In diesem Fall standen die Chancen fünfzig zu fünfzig: Es war durchaus möglich, daß ich es schaffte, aber ebenso gut konnte ich auch entdeckt werden. Ich mußte lange auf der Lauer liegen und den Rhythmus der Kamerabewegungen und das Kommen und Gehen der Autos und Menschen beobachten. Es galt, genau den richtigen Zeitpunkt abzuwarten; erst dann durfte mein Körper reagieren.

Dann ging alles blitzschnell. Sobald die Kameras sich aufeinander zubewegten, begann ich durch die Dunkelheit zu rennen. Ohne mein Tempo zu verlangsamen, erreichte ich die beleuchtete Asphaltfläche, als die Kameras am weitesten auseinanderzeigten. Noch ehe sie sich wieder ganz auf denselben Punkt gerichtet hatten, war ich bereits hinter der Stoßstange eines kleinen Lieferwagens in Deckung gegangen. Dann beobachtete ich aus meinem Versteck, tief hinter dem Hinterrad des Lieferwagens zusammengekauert, die schnellere der beiden Kameras und schob mich ein Stückchen weiter vor, bis zu den Fahrzeugen, die an der Vorderseite des Gebäudes der Sicherheitszentrale parkten. Alles war gutgegangen – bis ein Sicherheitsbeamter aus dem Gebäude trat und direkt auf die parkenden Autos zukam. Ich hatte keine Ahnung, zu welchem Auto er wollte, deshalb mußte ich bis zum letzten Augenblick warten, ehe ich mich in Sicherheit bringen konnte.

Zum Glück stieg er in das Auto neben dem Fahrzeug, vor dem ich lag, so daß ich mich kaum von der Stelle zu rühren brauchte. Ich beobachtete, wie er auf dem Fahrersitz herumhantierte, seine Sachen wegräumte und das Fenster ein Stückchen herunterkurbelte. Dann ließ er den Motor an. Er lief eine Zeitlang leer und ging dann zu meiner Überraschung plötzlich wieder aus. Ich hörte, wie die Autotür aufging und wieder zugeknallt wurde, und dann vernahm ich Schritte, die sich langsam vom Auto entfernten. Ich warf einen Blick zu der Kamera hinüber, sah, daß sie gerade von mir wegschwenkte, schlich um das Auto herum, streckte meinen Arm durch das halbgeöffnete Fenster und schnappte mir die Schlüssel. Dann rannte ich auf das Gebäude der Sicherheitszentrale zu und schlüpfte hinter die Ziersträucher, die die Front des Gebäudes säumten. Damit befand ich mich in der besten Position, die

es gab. Erstens waren die Sträucher so niedrig, daß die meisten Menschen sich nicht darin hätten verstecken können; also würde man dort auch niemand vermuten. Zweitens hatte ich die Aufmerksamkeit der Leute von mir abgelenkt, indem ich die Schlüssel wegnahm. Jetzt würden sich alle auf das Auto des Sicherheitsbeamten konzentrieren.

Wie erwartet, kam der Beamte aus dem Gebäude und ging wieder zum Auto. Er trug einen Aktenkoffer, den er wahrscheinlich vorher dort drin vergessen hatte. Der Mann stieg ins Auto und blieb dann lange Zeit wie erstarrt sitzen. Was er tat, konnte ich nicht erkennen. Dann sah ich, wie er nach den Schlüsseln suchte, ausstieg und auf den Boden schaute, in seinen Hosentaschen wühlte, das Innere des Autos mit der Taschenlampe ausleuchtete und schließlich aufgebracht wieder zu dem Gebäude der Sicherheitszentrale zurückkehrte. Er lief die Strecke von dem Gebäude zum Auto mehrmals hin und her; und jedesmal suchte er dabei den Boden mit seiner Taschenlampe ab. Als er das Gebäude zum letzten Mal betrat, hörte ich deutlich jemanden schreien. «Unfähig», war das Wort, das mir im Gedächtnis hängenblieb. Ich erkannte die Stimme: Sie gehörte dem Mann in Zivil, den ich vorher in der Flugzeughalle gesehen hatte.

Gemeinsam kamen der Sicherheitsbeamte und der Mann in Zivil, der sich mit arroganter Wichtigkeit bewegte, aus dem Gebäude. Ich beobachtete, wie der Beamte seine Sachen in ein anderes Auto packte. Als er einstieg, hörte ich den Mann in Zivil sagen: «Jetzt beweg deinen Arsch rüber in die Flugzeughalle und sag diesen Idioten, sie sollen ihre blöden Streiche lassen. Hol dir die Schlüssel wieder und sag ihnen, daß du sie verhaften läßt, wenn dieser Quatsch nicht endlich aufhört!»

Das Auto fuhr davon, und der Mann in Zivil ging zur Treppe des Gebäudes zurück, wo ihm ein anderer uniformierter Beamter entgegenkam. Ich lag ganz in der Nähe der Treppe auf der Lauer, hörte ein Feuerzeug klicken und roch Tabakrauch. Die beiden vertieften sich in ein Gespräch, und schon bald ergingen sie sich in langatmigen Klagen und Beschwerden. Ich beschloß auszuprobieren, wie nahe ich an sie herankommen konnte, ohne daß sie mich bemerkten. Geräuschlos schlich ich mich an den Sträuchern entlang und unter die Stahltreppe. Jetzt kauerte ich direkt unter der Treppenstufe, auf der die beiden Männer saßen.

Mitten in ihrem erregten Gespräch streckte ich die Hand nach oben und zog vorsichtig das Schuhband des Mannes in Zivil auf. Ich rechnete nicht damit, daß es ihm auffiele, also tat ich das gleiche auch noch bei dem anderen Mann. Dann zog ich mich wieder zurück, kroch an der Hecke entlang und verschwand hinter dem Gebäude, während die beiden immer noch auf der Treppe saßen. Ich wunderte mich, daß sie überhaupt nicht wahrzunehmen schienen, was um sie herum vorging; aber eigentlich hätte ich das wissen müssen. Großvater hatte mir ja schon oft gesagt: «In vertrauter Umgebung bewegen die Menschen sich in ihren eingefahrenen Geleisen.» Immer wieder mußte ich feststellen, daß er recht hatte. Ich fragte mich, ob sie mich wohl gesehen hätten, wenn ich

aufgestanden und weggegangen wäre. Doch selbst dann hätten sie wahrscheinlich ihren eigenen Augen nicht getraut. Wie oft sieht man am Flughafen einer Großstadt schon einen schlammbeschmierten, nur mit einem Lendentuch bekleideten Mann ohne Schuhe?

Ich schlich mich zur Hinterseite des Gebäudes und entdeckte eine Leiter, die an der Wand befestigt war und aufs Dach hinaufführte. Ich stellte es mir ziemlich amüsant vor zu testen, ob ich auf das Dach klettern und direkt über den beiden Männern auf der Treppe stehen konnte, ohne daß sie es merkten. Obwohl das keine besonders schwierige Geschicklichkeitsprobe für mich war, beschloß ich, es zu versuchen. Es gehört zur Strategie eines Scouts, die Handlungen und Reaktionen der Menschen genau zu beobachten und auszuprobieren, wie weit man dabei gehen kann, genauso, wie man sich an ein Tier heranschleicht. Wenn man Menschen auf diese Weise beobachtet, verschafft man sich Klarheit über die eigenen Fähigkeiten und merkt auch, was die anderen sehen und was sie nicht wahrnehmen. Ohne zu zögern, kletterte ich in aufrechter Haltung auf dem Dach herum, bis ich direkt über den beiden Männern stand und ihr Gespräch mithören konnte, das allmählich interessant zu werden begann.

Inzwischen wußte ich schon, daß der uniformierte Beamte John hieß. Den Mann in Zivil nannte er immer nur «Chef». Außerdem wußte ich, daß der Beamte in dem Sicherheitsfahrzeug, der gerade davongefahren war, auf den Namen Lou hörte. Als der Chef John fragte, ob Lou schon Verdacht geschöpft habe, daß er mit seiner Frau schlafe, verschlug es mir die Sprache. Aber Lou lachte nur leise in sich hinein und erklärte dem Captain, der blöde Kerl habe doch gar keine Ahnung, daß seine Frau ihn betrog. Als sie aufstanden und wieder in das Gebäude gingen, kroch ich ein Stückchen zurück. Ich beobachtete die beiden eine Weile durch die Dachfenster, bekam aber nichts mehr von ihrem Gespräch mit. Auf der Suche nach weiteren Abenteuern begab ich mich an die Hinterseite des Gebäudes und blickte auf den angrenzenden Parkplatz herab. Dieser Parkplatz sah ganz anders aus als der an der Vorderseite des Gebäudes. Er war kaum beleuchtet und weder von Männern noch von Kameras bewacht. Was für ein Witz, dachte ich. Rechnen diese Leute etwa damit, daß Terroristen immer nur aus einer Richtung kommen?

Ich kletterte die Leiter wieder hinunter und erkundete die Umgebung des Gebäudes. Dabei fiel mir auf, daß der Vordereingang größer war als der hintere. Durch das Seitenfenster neben der Vordertür erkannte ich einen weiteren Sicherheitsbeamten. Ich nahm an, daß er derjenige war, der die Leute hereinließ und den Parkplatz bewachte. Während der ganzen Zeit, die ich mich hier aufhielt, hatte er kein einziges Mal von seinem Schreibtisch aufgeblickt. Inzwischen war ich schon ein wenig ungehalten über die geringe Herausforderung, die diese Situation für mich bot, und begann mir etwas Neues zu überlegen. Als erstes kam ich auf die Idee, zum Seitenfenster hinaufzuklettern und festzustellen, was der Wächter an seinem Schreibtisch die ganze Zeit wie gebannt anstarrte. Es war das neueste Playboy-Heft. Kein Wunder, daß er für nichts anderes Augen hatte. An der Wand hinter ihm sah ich die

Monitore der Kameras, die draußen vor dem Gebäude installiert waren. Natürlich würdigte er sie keines Blickes.

Ich beschloß, mich auf den Parkplatz hinter dem Gebäude zu schleichen, um zu sehen, was sich hier noch alles tun und entdecken ließ. Das erste Fahrzeug, auf das ich stieß, war eine graue Limousine – brandneues Modell. Ein Helmbusch-Emblem zierte die Seite des Autos, und außen herum standen die Worte Chef des Flughafen-Sicherheitspersonals. Das trifft sich ja wunderbar, dachte ich. Ich beschloß, Lou für das spöttische, herablassende Verhalten seines Chefs zu rächen. Auf allen vieren kroch ich zu der Mülltonne, die neben der Treppe an der Hinterseite des Gebäudes stand, holte vorsichtig den ganzen Müll heraus und trug ihn zum Auto des Chefs hinüber. Dann schob ich ihn unter das Auto, zog das Zündkabel heraus und stopfte den Abfall in den Motorraum. Es war so viel, daß kaum alles hineinpaßte.

Jetzt zog ich mich langsam wieder zurück. Ich schlich mich durch den Vorderausgang des Gebäudes zu den Hecken hinüber und dann weiter bis zu dem Sicherheitsfahrzeug, dessen Schlüssel ich an mich genommen hatte. Als die Kameras von mir wegschwenkten, kroch ich durch das offene Fenster ins Auto, um es zu inspizieren. Dort fand ich die übliche Polizeiausrüstung: eine Schrotflinte, ein im Wagen installiertes Funkgerät, Feuerlöscher, Blaulicht und eine große Taschenlampe. Auf dem Sitz lagen Handfunkgerät, Klemmbrett und Kugelschreiber. Ich griff zu dem Kugelschreiber und schrieb auf das Notizpapier auf dem Klemmbrett: «Lieber Lou, John ist verliebt in deine Frau. Sie betrügt dich. Mit herzlichen Grüßen – der Chef.» Dann riß ich das Papier ab, stieß die gestohlenen Schlüssel hindurch und steckte sie ins Zündschloss. Ich nahm das Handfunkgerät an mich und schlich mich aus dem Auto, sobald die Kameras wieder von mir wegschwenkten. Dann zog ich mich an die andere Seite der Treppe zurück, die im tiefsten Schatten lag.

Zwischen dem Gebäude der Sicherheitszentrale und der Hauptabfertigungshalle lag ein etwa hundert Meter langer, kaum beleuchteter Parkplatz. Er säumte den überdachten Lauf-Gang, der die beiden Gebäude miteinander verband. Diese ganze Gegend wirkte seltsam verlassen; die einzigen Arbeiter, die ich sah, standen am hinteren Ende des Terminalgeländes und luden Gepäck aus. Als ich mich langsam von dem Gebäude entfernte, entdeckte ich ganz vorne auf dem Parkplatz einen Golfwagen. Ich drückte auf den Knopf, und der Wagen setzte sich mit einem leisen Surren in Bewegung. Bei dem Gedanken, in dem Golfwagen zu fahren, durchfuhr mich ein Schauer der Erregung. Ohne zu zögern, sprang ich hinein und fuhr ihn zu dem anderen Gebäude. Ich blickte zum hinteren Ende des Terminalgeländes hinüber, wo die Arbeiter Gepäck ausluden, um festzustellen, ob jemand etwas gemerkt hatte; doch keiner ließ sich in seinem gewohnten Arbeitsablauf stören oder warf auch nur einen Blick in meine Richtung. Da beschloß ich, den Flughafen auf dem längsten, umständlichsten Weg zu verlassen, wobei ich den ganzen Verladebereich durchqueren mußte. So

konnte ich meine Geschicklichkeit auf die härteste Probe stellen.

Ich schlich mich in die Gepäckwagen an der menschenleeren Seite des Terminalgeländes hinein und wieder heraus. In einigen lag noch Gepäck, andere waren leer. Nur ein einziges Mal begegnete ich während meines Streifzugs durch diesen Irrgarten aus Gepäckwagen einem Sicherheitsbeamten. Dieser hintere Teil des Terminalgeländes bot wirklich überhaupt keine Herausforderung für mich. Ohne Bedenken betrat ich das Terminalgebäude durch die erste offene Tür, die ich entdeckte, und fand mich in einem Labyrinth aus Förderbändern, Laderampen und allen möglichen Geräten wieder. Als ich mich bis zur Mitte des Terminalgebäudes vorgewagt hatte, konnte ich sehen, was in dem Teil des Verladebereichs, in dem gerade gearbeitet wurde, vor sich ging. Auf Förderbändern sausten Koffer an mir vorbei. Die Bänder schlängelten sich um den Verladebereich herum und verschwanden dann in verschiedenen Löchern in der Wand. Wahrscheinlich beförderten sie die Koffer zu den Sammelplätzen. Ich stand ganz in der Nähe des äußersten Förderbandes, das durch den dunklen Teil des Terminalgebäudes führte. Die Versuchung, ein paar Gepäckstücke umzustellen, war groß, aber ich wußte, daß das gegen Großvaters Verhaltensregeln und die Gesetze der Scouts verstieß, also ließ ich die Finger von dem Gepäck.

Als ich mich schon gefährlich nah an diesen Hauptarbeitsbereich herangewagt hatte, entdeckte ich hoch oben in den Dachbalken einen Laufsteg. Sicherlich war das die beste Möglichkeit, diesen Teil des Terminals zu umgehen. Geräuschlos wie eine Fliege kletterte ich an der Wand hoch und hielt mich dabei an Sicherungskästen, Leitungsrohren und Schrauben fest wie ein Kletterer, der mit bloßen Händen eine senkrechte Felswand bezwingt. Ausgerechnet in dem Augenblick, als ich mich dem Laufsteg näherte und vom Boden aus gut zu sehen war, gingen die Lichter in diesem Teil der Terminals an, und ebenso plötzlich setzten sich alle Förderbänder in Bewegung. In dem Raum unter mir brach lebhaftere Aktivität aus. Gepäckwagen fuhren hin und her, Koffer sausten unter mir vorbei. Zum Glück waren die Arbeiter ganz auf ihre jeweilige Aufgabe konzentriert und ahnten nicht, daß sich im Schatten hoch über ihnen eine Gestalt auf den Laufsteg zubewegte.

Keiner der Arbeiter und Zollbeamten, die unter mir durch das Terminalgebäude liefen und das Gepäck beaufsichtigten, warf auch nur einen einzigen Blick nach oben. Von meinem schattigen Platz auf dem Laufsteg konnte ich das hektische und doch geordnete Treiben, das unter mir vor sich ging, gut überblicken. Ganz in der Nähe des Laufstegs führte ein Förderband vorbei, das Gepäck zu den oberen Etagen des Terminals beförderte. Dieser Versuchung konnte ich nicht widerstehen. Ich schlich den Laufsteg entlang, sprang geräuschlos auf das Förderband und ließ mich bis ans hintere Ende des Terminals transportieren. Kurz bevor das Band in der Wand verschwand, hielt ich mich an einem Stützbalken fest und kletterte daran wieder auf meinen Laufsteg zurück. Als ich überlegte, wie ich von hier aus in mein Lager zurückkommen sollte, gingen die Lichter im hinteren Teil des Terminals wieder

aus. Jetzt war nur noch der mittlere Teil beleuchtet, denn im Augenblick wurde nur dort gearbeitet.

Leise kletterte ich die Leiter hinunter und schaute dabei nach hinten über meine Schulter. Jedesmal, wenn jemand in meine Richtung blickte, blieb ich stehen und klammerte mich regungslos an der Leiter fest. Dabei hätte man mich in dem dunklen Raum gar nicht sehen können. Als ich schließlich wieder am Boden war, schlich ich mich durch eine breite Tür hinaus und um das Gebäude herum. An der äußeren Umzäunung blieb ich stehen. Immer noch innerhalb des Flughafengeländes, kroch ich in tief geduckter Haltung an dem Zaun entlang, um die ungestutzten Sträucher und Hecken, die jenseits des Zauns wuchsen, nicht zu überragen. Hier gab es nichts als offenes, von Büschen durchsetztes Gelände und die Galerien mit der Rollbahnbefeuerung. Langsam arbeitete ich mich bis zu der niedrigsten dieser Galerien vor – sie war nur ein Lichterband zwischen zwei Pfosten. In der Ferne sah ich das Waldstück und den Hügel, wo ich mein Lager aufgeschlagen hatte, und da wußte ich, daß es von hier aus nicht mehr weit bis dorthin war. An dieser Stelle endete auch der Zaun; er begann erst wieder ein paar hundert Meter weiter.

Ich zog das Handfunkgerät aus dem Gürtel meines Lendenschurzes und schaltete es ein. Mit bekümmelter Stimme, als steckte ich in großen Schwierigkeiten, rief ich: «Lou. Lou! Bitte melden!» Eine Stimme erwiderte: «Hier spricht Lou. Over.» – «Lou», sagte ich, «der Captain hat mir erzählt, daß John mit deiner Frau schläft und daß du zu blöd bist, um es zu merken. Over!» Nach dieser Eröffnung herrschte lange Zeit Schweigen. Dann quakte plötzlich eine Stimme über den Lautsprecher: «Wer zum Teufel sind Sie?» Das war der Captain. «Ich bin das Flughafengespenst», antwortete ich. «Lou, deine Frau betrügt dich. Captain, wenn Sie Ihr Funkgerät wiederhaben wollen: Es liegt auf der ersten Galerie. Gute Nacht, Freunde. Wirklich prima, eure Sicherheitsvorkehrungen!» Mit diesen Worten verließ ich das Flughafengelände und verschwand im Wald. Mein Rückzug wurde von unflätigen Schimpfworten untermalt, die die Männer mir aus dem Funkgerät nachschrien.

Ich beobachtete noch stundenlang, wie Autos zum Hauptterminal, zur Flugzeughalle und anderen, mir unbekannten Teilen des Flughafens fuhren und wieder verschwanden. Sie suchten die Zäune und die dahinterliegenden Felder mit hellen Taschenlampen ab, stiegen aber nie aus ihren Autos. Wie ahnungslos diese Leute sind, dachte ich, und doch vertraut man ihnen die Sicherheit zahlloser Passagiere an. Praktisch jeder, der auf Zehenspitzen gehen konnte, hätte ohne große Umwege in dieses Flughafengelände hineinspazieren können und wäre dabei kaum Gefahr gelaufen, erwischt oder auch nur gesehen zu werden. Ich fragte mich, bei wie vielen anderen Gebäuden, die angeblich als gut geschützt galten, die Sicherheitsvorkehrungen wohl ebenso lächerlich waren wie hier. In den folgenden Jahren sollte ich noch oft Gelegenheit haben, diese Neugier zu befriedigen.

9 Der Lastwagen mit der Giftladung

Zwar war es Großvaters oberste Verhaltensregel, daß ein Scout bei seinen Missionen weder andere Menschen verletzen noch ihr Eigentum beschädigen, noch gegen das Gesetz verstoßen durfte, aber das galt nur während unserer Übungszeit. Eine Scout-Mission bestand in erster Linie darin, sich in ein Gelände oder Gebäude hineinzuschleichen, alles zu beobachten, nebenbei vielleicht ein paar Tricks der psychologischen Kriegsführung anzuwenden und dann wieder zu verschwinden, ohne gesehen zu werden. Es war eine Schande für einen Kundschafter, entdeckt zu werden; das galt als «schlechte Medizin», und so ein Mann wurde anschließend von der Geheimgesellschaft der Scouts gemieden oder sogar völlig aus ihr verbannt. Doch selbst Großvater hatte öfters zugegeben, daß es Augenblicke gab, in denen ein Scout zum Speer greifen und zum Krieger werden mußte. In diesen seltenen Fällen, wo die Probleme sich nicht mit psychologischer Kriegsführung und auch nicht mit weniger kämpferischen Methoden lösen ließen, durfte der Kundschafter die Scout-Gesetze brechen, vor allem, wenn sein Leben auf dem Spiel stand oder das Leben von Menschen, die er liebte.

Dieser Personenkreis reichte weit über seine Ehefrau und seine Familie hinaus; er umfaßte den ganzen Stamm. Ein echter Scout liebte selbst Menschen, die nicht zu seiner Familie gehörten, und oft sogar noch seine Feinde. Die Erde und alle Dinge, die von ihr stammten, waren sein Fleisch. Ein wahrer Kundschafter lernte zuallererst Toleranz, und deshalb liebte er alles und jeden. Er liebte selbst seine Feinde und verabscheute nur ihre Taten. Er ließ seinen Geist, sein Herz und seine Gefühle niemals von Zorn, Haß oder Gewalttätigkeit regieren. Deshalb tötete der Scout auch selten jemanden, denn alle Dinge und alle Menschen auf dieser Erde waren ein Teil von ihm. Einen anderen Menschen zu töten war stets der letzte Ausweg, und hinterher überkam den Scout gewöhnlich ein großes Gefühl der Trauer. Er betrauerte den getöteten Feind so, als habe er zu seiner eigenen Familie gehört. Denn wenn er einen Feind umbrachte, beschwor er damit gleichzeitig Schmerz und Leid für sich selbst herauf.

Zwar war der Scout ein Meister des Kampfes mit der Faust, dem Messer und mit anderen Waffen, und er hielt sich in einem anstrengenden, täglichen Training fit, aber er machte nur ungern Gebrauch von seinen kämpferischen Fähigkeiten. Eigentlich trainierte er diese Techniken nicht, um irgendwann einmal andere Menschen zu bekriegen, sondern setzte sie eher dazu ein, um sein Selbstvertrauen zu stärken, seinen Körper bis zum äußersten zu fordern und sich in Selbstdisziplin zu üben. Solange Rick und ich mit Großvater zusammen waren, hatte unser Tagesablauf drei feste Bestandteile: eine Lektion in Philosophie, eine Lektion in Bewußtseinsschulung und ein anstrengendes körperliches Training. Immer umfaßten unsere täglichen Aktivitäten diese drei Gebiete. Doch obwohl wir sämtliche Kampf- und Kriegsführungstechniken meisterhaft beherrschten, gingen wir einem Kampf stets aus dem Weg,

auch wenn wir noch so brutal geschlagen oder herumgestoßen wurden. Wir kämpften nur, wenn wir keine andere Wahl hatten und unser Leben in Gefahr war.

Diesen Ehrenkodex der Scouts schärfte Großvater uns so nachdrücklich ein, daß er sich unauslöschlich unserem Bewußtsein einprägte. Deshalb widerstrebte es uns so sehr, uns auf eine physische Auseinandersetzung einzulassen. Solche Streitigkeiten versuchten wir um jeden Preis zu vermeiden und nahmen lieber persönliche Kränkungen in Kauf. Großvater sagte immer, man solle uns als Friedensstifter kennen und nicht als Krieger. Diese friedliebende Haltung veranlaßte uns auch dazu, uns noch besser zu tarnen. Diese Sanftmut und Toleranz war das, was den Scout von anderen Menschen unterschied. Der Friede war für uns eines der wertvollsten Besitztümer, die es gab. Großvater warnte uns oft, daß die Dämonen des Zorns, des Hasses und der Böswilligkeit den Ehrenkodex der Scouts untergraben würden. Gleichzeitig konnte dieser Zorn sämtliche rationalen Gedanken ausschalten. Er nährte das Feuer des Hasses und brachte uns dazu, andere Menschen zu verletzen.

Häufig mußte ich bei meinen Scout-Missionen gegen diese Dämonen der Wut und des Hasses ankämpfen und mich zwingen, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren. Oft hielt ich es durchaus für gerechtfertigt, auf jemanden loszugehen wie ein hemmungsloses, rasendes Tier, und hatte nicht das Gefühl, meine Tat hinterher bereuen zu müssen. In solchen Augenblicken war der Kampf, der in meinem Inneren tobte, viel heftiger als alles, was auf physischer Ebene hätte geschehen können. Aber ich wußte: Wenn ich je etwas im Bewußtsein des Zorns täte, so könnte Großvater mir das nie vergeben, und er hätte es auch sich selbst nicht verziehen, daß er mich eine so todbringende Kunst gelehrt hatte. Das wäre ein Beweis für ihn gewesen, daß ich mich nicht beherrschen konnte, und einen guten Scout erkannte man an seiner Selbstbeherrschung. Doch je älter ich wurde, um so leichter fiel es mir, meinen Zorn und meine Haßgefühle zu beherrschen. Statt dessen fand ich Befriedigung darin, meine Kunst der psychologischen Kriegsführung zu immer größerer Wirksamkeit und Raffinesse zu entwickeln. Normalerweise ließ sich das Tier in meinem Inneren dadurch besänftigen.

Großvater glaubte – wie ich selber inzwischen auch –, daß Zorn und Haß, ja eigentlich alle negativen Empfindungen, eine Belastung für den Scout sind. Denn diese negativen Gefühle hindern ihn daran, klar zu denken, erschöpfen seinen Körper und blockieren alle sinnvollen Handlungen. Sie können zum Dämon werden, der den Scout nicht nur zu tödlichen Fehlern verleitet, sondern durch den er sich sogar Verletzungen zuziehen kann. Wir hatten ja schon vor langer Zeit gelernt, wie man sich den Zorn eines Menschen zunutze macht, um ihn zu besiegen. Oft versuchten Rick und ich uns gegenseitig den Dämon des Zorns auf den Hals zu hetzen, denn wir wußten genau, daß Zorn einem keine Kraft gibt, sondern einen nur zerstört, wenn man sich von ihm verzehren läßt. Jedesmal, wenn ich bei einer Mission scheiterte, war direkt oder indirekt mein Zorn daran schuld. Zum Glück sah ich meine Fehler

selbst ein und konnte sie daher auch korrigieren.

Manchmal zwang die Situation einen dazu, gegen den ethischen Code und die Verhaltensregeln der Scouts zu verstoßen oder diese Regeln zumindest ein bißchen großzügiger auszulegen als sonst – vor allem, wenn alle anderen Versuche, das Problem zu lösen, gescheitert waren. Dann mußte man zu extremen Maßnahmen der psychologischen Kriegsführung oder sogar zu offener Aggression Zuflucht nehmen. Doch zu solchen Extremen ließen wir uns niemals durch Zorn oder Bosheit verleiten; wir taten es nur, wenn wir alles andere versucht und keinen Erfolg damit gehabt hatten. Zwei Jahre, nachdem Großvater und Rick fortgegangen waren, wurde ich zum erstenmal vor diese Entscheidung gestellt. Wenn ich heute auf dieses Erlebnis zurückblicke, glaube ich nicht, daß ich unter den gegebenen Umständen anders mit der Situation fertiggeworden wäre. Obwohl ich damals niemandem physischen Schaden zugefügt habe – zumindest keinen dauerhaften –, wünschte ich mir dennoch, es wäre alles anders gelaufen.

Noch im selben Monat, nachdem Großvater die Pine Barrens verlassen hatte, begann eine Auseinandersetzung zwischen mir und einem anderen Mann. Auf meiner Wanderung zu einem unserer Lager, die wir als Vorposten im Wald errichtet hatten, entdeckte ich, daß jemand den heiligen Boden verschmutzt hatte, indem er unerlaubterweise Chemikalien hier auskippte, und zwar an verschiedenen Stellen. Zu allen führten die gleichen Reifenspuren, und die Giftstoffe waren jeweils in einem Abstand von mehreren Tagen auf die Erde gekippt worden. In der heißen Sonne stank mein Vorpostenlager so entsetzlich nach den ätzenden Chemikaliendämpfen, daß meine Augen brannten und trännten, daß mich jeder Atemzug schmerzte und Übelkeit in mir hochstieg. Viele Bäume ließen schon die Blätter hängen und gingen ein. Die Pflanzen, die an den Ufern des kleinen Baches in der Nähe wuchsen, hatten sich verfärbt, und im Wasser trieben aufgedunsene Leichen von Fischen, Fröschen und Wasserschildkröten.

Das war zwar kein besonders wichtiges Vorpostenlager, doch wie alles in der Wildnis war dies für mich dennoch heiliger Boden – das Fleisch meiner Mutter. Ich spürte, wie eine rasende Wut in mir aufstieg, und schwor den Geistern der Erde, daß ich diese Vergiftung und dieses sinnlose Sterben irgendwie rächen würde. Der Lastwagenfahrer wußte genau, was er tat; das merkte man an der Art, wie er die giftige Lösung auf den Boden kippte und wie er seine Spuren zu verwischen versuchte. Die Spuren verrieten, daß er seine Strategie ständig änderte. Er hielt sich nie an eine feste Uhrzeit oder einen bestimmten zeitlichen Abstand. Außerdem hatte er seinen Platz so gewählt, daß die Spuren der abfließenden Chemikalien unter dichter Vegetation verborgen lagen und das Gift möglichst rasch in den Untergrund einsickern konnte.

Nachdem ich die Reifenspuren untersucht hatte, die mir verrieten, wie groß der Laster war, wußte ich, daß ich diesen Wagen schon öfters auf den Landstraßen unserer Gegend gesehen und auch

schon Spuren älterer mit Giftstoffen verunreinigter Stellen in den Pine Barrens gefunden hatte. Der Besitzer hatte seinen Lastwagen so konstruiert, daß er hervorragend für seine Aufgabe geeignet war. Die Achsen und Räder stammten von einem Armeefahrzeug mit Sechsradantrieb, das quer durchs Gelände fahren konnte. Auf diese Weise vermochte er tief in die Pine Barrens einzudringen. Die Karosserie war entfernt und durch einen Tank ersetzt worden, der so aussah wie die Behälter, mit denen Ölfirmen ihre Kunden beliefern. Der Wagen, der schon öfters in der Wildnis an mir vorbeigefahren war, hatte eine mattgrüne Farbe gehabt, wie man sie bei Armeefahrzeugen findet, so daß man ihn im Wald nicht entdeckte. Stets war das Nummernschild mit Schlamm verschmiert oder abmontiert gewesen.

Der Fahrer dieses Lastwagens war mir erst einmal begegnet. Er hatte an einer der Landstraßen, die durch die Pine Barrens führten, eine Reifenpanne, und ich beobachtete ihn dabei, wie er den Reifen wechselte. Er war ein stämmiger, jähzorniger Mann, der fluchte und wütend auf alles einschlug, was ihn bei seiner Arbeit behinderte. Dabei trank er die ganze Zeit Bier, das er immer griffbereit in einer selbstgebastelten Kühlbox neben dem Fahrersitz mit sich führte. Er hatte kräftige Arme, die auf ein Leben voller harter körperlicher Arbeit hindeuteten, und seine Spuren verrieten, daß er häufig schwere Gewichte tragen mußte. Er schien niemals zu lächeln oder in friedlicher Stimmung zu sein. Eine Atmosphäre des Zorns und des Bösen ging von ihm aus – eine Ausstrahlung, die ich nicht nur mit meinem Geist und meinem physischen Körper wahrnahm, sondern auf einer viel tieferen Ebene. Um es ganz offen zu sagen: Das war ein Mann, der einem Angst einjagen konnte.

Er machte einen so streitlustigen und furchteinflößenden Eindruck, daß ich nicht einmal auf den Gedanken kam, ihm einen Streich zu spielen, als er seinen Reifen wechselte. Nicht nur seine Ausstrahlung flößte mir Angst ein, sondern auch das großkalibrige Gewehr, das in einem Metallgestell an seiner hinteren Windschutzscheibe steckte. Außerdem hatte er einen Hund bei sich, der ziemlich bössartig aussah – vermutlich eine Mischung aus Schäferhund und Dobermann. Der Mann würde sicherlich, ohne mit der Wimper zu zucken, den Hund auf mich hetzen oder mich erschießen und einfach hier in den Pine Barrens liegenlassen. Doch ich beobachtete all seine Bewegungen beim Reifenwechsel genau. Er war zwar viel wachsamer als die meisten anderen Menschen – hauptsächlich aus Angst, erwischt zu werden -, aber trotzdem schien er nicht mit den Wäldern vertraut, und ich spürte, daß die Wildnis ihm Angst einflößte.

Meinen ersten richtigen Überfall auf diesen Mann verübte ich, als er gerade seine Chemikalien auf die Erde kippte. Er war spät nachts in den Wald gefahren, und ich hatte schon aus einiger Entfernung gehört, wie der Laster sich krachend und knackend seinen Weg durch das Unterholz bahnte. Ich hatte mein Lager absichtlich in der Nähe der Stelle aufgeschlagen, wo er die letzten Male die giftigen Chemikalien ausgekippt hatte, denn ich vermutete, daß er es beim nächsten Mal auch wieder in dieser

Gegend täte. Sobald ich das Knacken der Äste und das Aufheulen des Motors hörte, begann ich mich zu tarnen. In diesem Augenblick wußte ich zwar noch nicht, was ich unternehmen würde, denn ich fürchtete diesen Mann wegen seiner Brutalität, seines Hundes und seines Gewehrs. Doch gleichgültig, woher die Gefahr kam – ich mußte ganz sichergehen, keinen Fehler zu machen. Für mich bestand kein Zweifel daran, daß eine Auseinandersetzung zwischen uns beiden mich das Leben kosten konnte. Hätte der Mann kein Gewehr gehabt, so hätte die Sache schon ein wenig anders ausgesehen. Dann hätte ich ihn mit Hilfe meines jahrelangen Trainings und meiner Kampfausbildung sicherlich besiegen können.

Ich entdeckte ihn ganz in der Nähe der Stelle, wo er beim letzten Mal seine Chemikalien ausgekippt hatte, nur ein Stückchen weiter im Flachland. An der Stelle, die er gewählt hatte, erkannte ich, daß er beabsichtigte, in dieser Gegend noch öfters Giftstoffe auszuleeren. Da ich damit rechnete, daß sein Hund dabei war, erwartete ich, mich nur ganz langsam und vorsichtig an ihn heranschleichen zu können. Um so erstaunter war ich, als ich merkte, wie rasch und mühelos ich vorwärtsskam. Ich suchte mir ein gutes Versteck in der Nähe des Lastwagens, von wo aus ich alles beobachten und meinen Überfall planen konnte. Ich wunderte mich darüber, daß der Hund, obwohl er so bissig zu sein schien, nicht viel davon wahrnahm, was in dem Wald um ihn herum vorging. Er schien sogar ein ausgesprochen schlechter Wachhund zu sein und achtete gar nicht auf die leisen Geräusche der Rehe und anderen Tiere, die durch den Wald schlichen. Nur einmal, als er ein Geräusch ganz in der Nähe hörte, knurrte er, verstummte aber sofort wieder, als der Mann ihm einen brutalen Fußtritt an den Kopf versetzte. An der geduckten Haltung des Hundes und der Art, wie er seinem Besitzer auswich, merkte man, daß er sehr schlecht behandelt wurde.

An die Stoßstange hinten an seinen Lastwagen gelehnt, beobachtete der Mann, wie die Chemikalien langsam im Boden versickerten, und trank dabei ein Bier. Es lagen bereits mehrere Bierdosen um ihn herum, die er achtlos auf den Boden geworfen hatte. Er ließ die giftige Lösung, die aus dem Tank strömte, nicht aus den Augen, regulierte immer wieder die Ventile und achtete darauf, daß die Chemikalien ganz langsam aus dem Tank flössen, so daß sie gleich im Boden versickerten. Mir fiel auch auf, daß er seinen Lastwagen so aufgestellt hatte, daß der Wind ihm den Gestank der ätzenden Dämpfe nicht in die Nase wehte. Sie rochen wie eine Mischung aus Terpentin und einem anderen Farbverdünnungsmittel. Der Hund war außer Sichtweite; er hatte sich an der Fahrerseite des Lasters in der Nähe der Autotür auf den Boden gelegt und döste vor sich hin. Ich schlich mich zu dem Lastwagen hinüber, um näher an den Mann heranzukommen. Aber das war ein Fehler, denn nun stand ich genau in der Richtung, aus der der Wind kam, und er wehte mir die ganzen Chemikaliendämpfe ins Gesicht. Meine Augen begannen heftig zu tränen, und beinahe hätte ich laut gehustet.

Nun mußte ich den längeren Weg wählen, der vorn an dem Laster vorbeiführte, und dabei würde ich

dem schlafenden Hund sehr nahe kommen. Trotzdem kam ich schnell voran und verlor kaum Zeit. Ich wußte immer noch nicht, was ich mit diesem Mann und seinem Lastwagen tun sollte. Als ich mich dem vorderen Ende des Wagens näherte, beschloß ich, unter den Motor zu kriechen. Ich wollte versuchen, den Anlasser kaputtzumachen, obwohl mir wegen des Hundes nicht ganz wohl in meiner Haut war. Daß es ein Dieselmotor war, machte mir nichts aus, denn ich hatte meinen Vater schon an allen möglichen Maschinen arbeiten sehen und dabei einiges gelernt. Wenn es mir gelang, den Mann am Abfahren zu hindern, würde ihn sicherlich jemand entdecken, und dann würde er dafür bestraft werden, daß er verbotenerweise Chemikalien in den Wald geschüttet hatte.

Unter den Lastwagen zu kriechen war nicht schwierig, doch als nächstes mußte ich das Problem lösen, wie ich mir an dem Motor zu schaffen machen konnte, ohne daß der Hund es hörte. Ich griff nach dem dicken Draht des Anlassers und schnitt ihn langsam und vorsichtig mit einem großen Feuersteinsplitter durch. Es dauerte fast eine Stunde, bis ich den Draht ganz durchtrennt hatte. Dann verbog ich die kupferne Kraftstoffleitung an mehreren Stellen, denn ich wußte: Wenn es dem Mann je gelingen sollte, den Anlasser zu reparieren – die Kupferleitung würde er nicht so leicht flicken können. Dann saß er wirklich im Wald fest. Ich kroch wieder unter dem Lastwagen hervor und überlegte mir, ob ich mich davonschleichen und die Polizei holen sollte. Aber vielleicht bestach der Mann die Polizei. Ich wußte, daß das schon öfters vorgekommen war, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen. Deshalb hielt ich es für das beste, ihm noch einen weiteren Schrecken einzujagen, damit er sich mit seiner Giftladung künftig nicht mehr in den Wald hineintraute.

Ich schlich mich von hinten um den Laster herum und hielt mich dabei möglichst dicht an der Seite des Wagens. Zu meinem Glück stand der Lastwagen auf dieser Seite in dichtem Gestrüpp, also würde der Mann nicht so leicht um ihn herumgehen können, und der Hund auch nicht. Das erste, was ich entdeckte, als ich mich der Stoßstange näherte, war die Bierdose, die er geworfen hatte. Sie lag nur ein paar Zentimeter vor mir. An den leichten Dellen seiner Finger in der Dose erkannte ich, wie fest er sie gehalten hatte. Ich dachte an die unzähligen langen Stunden zurück, in denen Rick und ich geworfene Dosen, zerdrückte Zigarettenstummel und alle möglichen anderen Gegenstände untersucht hatten, die von anderen Leuten berührt und benutzt worden waren. Damals hatte ich nicht begriffen, warum Großvater darauf bestand, daß wir diese Dinge lernten und unsere Mitmenschen so genau beobachteten. Doch noch vor meiner ersten Scout-Mission war mir klargeworden, wie wichtig diese Bewußtseinsschulung war.

Leise hob ich die Bierdose auf. Mit der Dose in der Hand schlich ich mich in weitem Abstand hinter dem Lastwagen vorbei und entdeckte eine kleine Pfütze, die die Chemikalien auf dem Boden gebildet hatten. Ich füllte die Bierdose mit der giftigen Lösung, wobei ich möglichst lange den Atem anhielt und mein Gesicht dann beim Einatmen von den giftigen Dämpfen abwandte. Als die Bierdose fast dreiviertel

voll war, kroch ich auf dem Bauch zu dem Laster zurück, schlüpfte darunter und versteckte mich unter der hinteren Stoßstange. Der Mann stellte die Bierdose, aus der er gerade trank, auf der Stoßstange ab und ging zu den Ventilen hinüber, um die Menge der ausströmenden Chemikalien zu regulieren, so wie er es die ganze Nacht über immer wieder getan hatte. Da vertauschte ich seine Bierdose auf der Stoßstange blitzschnell mit der Dose, die die chemische Lösung enthielt. Das wird eine wunderbare Lektion in Sachen Gerechtigkeit für ihn sein, dachte ich. Er zwingt die Erde und die Tiere, diese ekelhaften Chemikalien zu trinken, und ich flöße ihm jetzt das gleiche Gift ein.

Gerade hatte ich mich von dem Lastwagen fortgeschlichen und mir ein Versteck gesucht, da begann der Mann die Ventile zuzudrehen und machte sich zum Aufbruch bereit. Ohne in seiner Bewegung innezuhalten, griff er hastig nach der Bierdose und nahm einen großen Schluck. Er hatte die Dose so rasch und mit der Selbstverständlichkeit des gewohnheitsmäßigen Biertrinkers an den Mund gesetzt, daß ihm die ätzenden Dämpfe gar nicht mehr rechtzeitig in die Nase stiegen. Sofort begann er zu würgen und zu husten und hätte sich beinahe übergeben. Er kroch auf allen vieren auf dem Boden herum und hustete und spuckte dabei die ganze Zeit, bis er am Fahrerhaus des Lastwagens angelangt war. An seiner heftigen Reaktion merkte ich, daß er nichts von den Chemikalien geschluckt, sondern sie nur in den Mund bekommen hatte. Der Mann schleppte sich in den Lastwagen, griff wie ein Verdurstender nach einer Wasserkanne, die auf dem Boden stand, und wusch sich lange und ausgiebig den Mund aus. Zwischendurch wischte er sich immer wieder Stirn und Gesicht an seinem Hemd ab.

Einmal kam der Hund zu ihm ins Auto, um nachzusehen, was passiert war, aber der Mann versetzte ihm einen wütenden Fußtritt gegen das Kinn, so daß er jaulend davonrannte. Dann kam er wieder und stand zitternd und mit eingezogenem Schwanz neben seinem Herrn. Der Mann griff nach einer Taschenlampe, versetzte dem Hund noch einen Fußtritt und ging fluchend ans hintere Ende des Lasters. Ich sah, wie er die Stelle, wo die Bierdose auf der Stoßstange gestanden hatte, und den darüberliegenden Teil des Tanks sorgfältig untersuchte. Wahrscheinlich vermutete er, daß der Tank ein Leck hatte und die chemische Lösung in sein Bier getropft war. Aber er fand kein Leck. Daß ein Fremder in der Nähe sein könnte, auf die Idee war er noch nicht gekommen. Der Mann kehrte zum Fahrerhaus zurück, nahm noch einen großen Schluck Wasser, sprang dann auf den Fahrersitz und versuchte den Motor anzulassen. Aber es tat sich nichts. Außer den wütenden Flüchen des Mannes war kein Laut zu hören.

Er stieg wieder aus dem Laster. Inzwischen zitterte er förmlich vor Wut. Er öffnete die Motorhaube und schaute in den Motorraum. Ich sah, wie der Lichtkegel seiner Taschenlampe sich langsam hin und her bewegte, während er Drähte überprüfte und an Schläuchen zog. Er knallte auch mehrmals mit seiner Taschenlampe auf die Batterie. Dann stieg er wieder in den Laster und versuchte den Motor

anzulassen – wiederum vergeblich. Inzwischen fast schon besinnungslos vor Zorn, untersuchte der Mann noch einmal den Motorraum. Diesmal entdeckte er den durchgeschnittenen Draht schon nach ein paar Sekunden. Er stieß einen Schwall von Flüchen aus und hämmerte mit der Faust auf die Motorhaube ein. «Ihr wollt mich wohl verarschen? Na wartet, euch werd' ich's zeigen!» Er war so außer sich, daß er auf dem Weg zum Fahrerhaus beinahe gestolpert wäre. Ohne zu zögern, griff er nach seinem Gewehr und richtete es in einem Anfall von rasender Wut auf den Wald. Der Mann war offensichtlich fest entschlossen, auf alles zu schießen, was sich bewegte.

Unglücklicherweise kam der Hund ausgerechnet in diesem Augenblick auf den Lastwagen zugelaufen. Der Mann stürzte sich auf ihn und begann ihn mit brutalen Fußtritten zu traktieren, bis der Hund kaum noch in der Lage war, aufzustehen und davonzurennen. Dabei fluchte und schrie der Mann die ganze Zeit: «Du blöder, nichtsnutziger Idiot! Hier kommen Leute her und laufen vor deiner Nase rum, und du pennst bloß!» Wieder trat der Mann wie wild auf den Hund ein, und das Tier versuchte sich ins Dickicht zu retten. Da hob der Mann das Gewehr und schoß auf den Hund. Zwar prallte die Kugel neben ihm auf dem Boden auf, doch an seinem Winseln und Zusammenzucken merkte ich, daß sie ihn am hinteren Oberschenkel gestreift hatte. Jetzt begann der Mann Selbstgespräche zu führen. Seine Stimme hob und senkte sich vor Wut. Eigentlich waren es gar keine zusammenhängenden Sätze mehr, sondern mehr eine Art Stammeln. Dieses wütende Gebrabbel dauerte ziemlich lange. Dabei suchte der Mann seinen Lastwagen nach weiteren Defekten ab.

Ich blieb so lange da, wie ich konnte, und beobachtete ihn bei seinen verzweifelten Versuchen, den Laster zu reparieren. Doch da bereits der Morgen dämmerte, konnte ich nicht mehr lange in meinem Versteck liegenbleiben, ohne entdeckt zu werden. Den Draht hatte er bereits herausgezogen und wieder geflickt. Jetzt setzte er Schlauchstücke zusammen, um die verbogenen Teile der Kraftstoffleitung zu ersetzen. Dabei war er so aufgebracht, daß es aussah, als würde er gleich einen Herzinfarkt bekommen. Als ich mich wieder von dem Laster entfernte und schon außer Sichtweite war, hörte ich deutlich, wie der Motor langsam anlief und dabei spuckte. Innerhalb von ein paar Sekunden war der Mann weggefahren. Die Zweige der Bäume schlugen gegen die Fensterscheiben seines Lasters. Ich hoffte, ihn nie mehr wiederzusehen.

Auf dem Rückweg zu meinem Lager stieß ich auf seinen übel zugerichteten, verletzten Hund, der unter einem Baum lag und sich vor Schmerzen krümmte. Als ich mich ihm näherte, stieß er ein ziemlich böses Knurren aus, doch sobald ich mit sanfter Stimme auf ihn einzureden begann, beruhigte er sich wieder. Es dauerte eine Weile, bis er sein Mißtrauen gegen mich überwand. Erst nachdem ich sein Bein verarztet hatte, wurde er zutraulicher. Ich mußte ihn beinahe den ganzen Weg bis zu meinem Lager tragen, und es dauerte fast zehn Tage, bis die Wunde soweit verheilt war, daß er laufen konnte und dabei keine Schmerzen zu haben schien. Ich begriff nicht, wie jemand so grausam zu einem Tier

sein konnte. Kein Wunder, daß dieser Mann keine Gewissensbisse hatte, giftige Chemikalien in den Wald zu kippen. Ich bin überzeugt davon, daß mir genau das gleiche oder noch Schlimmeres widerfahren wäre, wenn er mich entdeckt hätte. Ich war froh, daß der Hund nicht mehr bei ihm war. Noch glücklicher war ich, als ich bei einer Familie, die im Wald lebte, ein neues Zuhause für ihn gefunden hatte, wo man ihn gut behandelte.

Doch einen Monat später war der Mann wieder da und verschmutzte erneut die Pine Barrens mit seinen giftigen Chemikalien. Immer wieder versuchte ich, ihn mit allen möglichen psychologischen Kriegsführungstaktiken der Scouts in die Flucht zu schlagen, aber ohne den geringsten Erfolg. Statt Angst zu zeigen, wurde er nur aggressiv und ballerte in der Gegend herum. Eine Kugel traf einen Baum, der so unmittelbar in meiner Nähe stand, daß Rindenstücke auf mich herabrieselten. Je mehr ich mich bemühte, den Mann aus den Pine Barrens zu vertreiben, um so fester schien er zum Bleiben entschlossen. Es war ein Kampf, den ich nicht gewann und in dem es nicht einmal unentschieden stand. Ich war völlig frustriert und wußte nicht mehr, was ich noch tun sollte, um diesen Menschen von seinem umweltzerstörerischen Tun abzuhalten. Selbst meine Versuche, die Polizei einzuschalten, blieben erfolglos. Sie lehnten mein Ansinnen mit der Ausrede ab, sie könnten einen Polizisten nicht tagelang im Wald warten lassen, bis der Lastwagen wiederkäme. Doch inzwischen richtete der Mann mit seinen giftigen Chemikalien immer häufiger Schaden in den Pine Barrens an.

Allmählich wurde die Situation unerträglich für mich. Ständig mußte ich gegen meinen Haß und meinen Zorn darüber ankämpfen, daß dieser Mann weiterhin ungehindert Giftstoffe in den Wald kippen durfte. Und es schien, als ob er sich ausgerechnet immer meinen Teil der Pine Barrens dazu aussuchte. Das war allerdings nur eine Vermutung von mir, denn natürlich wußte ich nicht, was er in den Nächten tat, in denen er nicht in meine Gegend kam. Außerdem rückten die Stellen, die er sich zum Ausleeren seiner Chemikalien aussuchte, allmählich immer näher an die alte Medizinhütte heran, und ich wußte: Wenn ich ihn jemals dort erwischte, würde es eine körperliche Auseinandersetzung geben, gleichgültig, ob er ein Gewehr bei sich hatte oder nicht. In meiner wachsenden Wut und Frustration spürte ich, daß das Unvermeidliche näherrückte. Aber ich kämpfte beinahe ebenso heftig gegen den Gedanken an eine tätliche Auseinandersetzung an wie gegen meinen Zorn. Ich versuchte durch Gebete, Visionssuchen und Aufenthalte in der Schwitzhütte einen klaren Kopf zu bekommen, aber das half alles nichts. Es bestätigte mir nur, was ich bereits wußte: daß ich der Stimme meines Herzens folgen mußte.

Ich kam zu dem Schluß, daß mir nichts anderes übrigblieb, als jedesmal, wenn der Mann in die Pine Barrens kam, seinen Lastwagen kaputtzumachen oder zumindest so zu beschädigen, daß er nicht mehr fuhr. Wenn die Sache anfang, ihn Geld und Mühe zu kosten, weil er jedesmal den Laster reparieren mußte, würde er vielleicht eines Tages nicht mehr wiederkommen, dachte ich. Doch

gleichzeitig fürchtete ich, daß er dann vielleicht trotzdem nicht damit aufhören würde, die Landschaft mit seinen giftigen Chemikalien zu verschmutzen. Vielleicht fuhr er einfach nur in eine andere Gegend der Pine Barrens. Auf diese Weise würde ich nie erfahren, ob diese Umweltverschmutzung wirklich aufgehört hatte oder nicht. Mir wurde klar, daß ich an einem Punkt angelangt war, wo eine tätliche Auseinandersetzung sich nicht mehr vermeiden ließ, und doch widerstrebte mir dieser Gedanke. Ich wollte auf keinen Fall ihm oder irgendeinem anderen Menschen weh tun. So zornig ich auch war, der Gedanke an einen körperlichen Angriff verstieß gegen die Gesetze der Scouts und auch gegen meine persönlichen Verhaltensregeln. Es stimmte: Das Leben der Erde, mein eigenes Fleisch und Blut, war in Gefahr. Insofern schien physische Gewalt durchaus gerechtfertigt. Trotzdem konnte ich mich immer noch nicht mit dem Gedanken an eine solche Auseinandersetzung abfinden. Es mußte doch einen anderen Weg geben.

Ständig grübelte ich darüber nach, wie ich vorgehen sollte. Ich wußte, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann der Mann wieder in die Pine Barrens käme, um seine tödliche Ladung auszukippen. Aber ich hatte immer noch keinen konkreten Plan. Inzwischen verfolgten die drohende Giftmüllverschmutzung und die Überheblichkeit dieses Mannes mich schon im Traum. Ich schlief unruhig und wachte immer wieder auf. Und ich mußte dauernd darauf achten, mich nicht so sehr in meine Gefühle hineinzusteigern, daß sie zur Zwangsvorstellung wurden, denn eine solche nährt sich ebenso wie Haß und Zorn aus sich selbst heraus und wird mit der Zeit immer stärker. Wenn ich sie nicht im Zaum hielt, würde sie irgendwann zur Realität für mich werden, und wenn man von einer Zwangsvorstellung besessen ist, zerstört man sich letzten Endes selbst. Eine solche Besessenheit kann einen völlig verzehren und geistig und körperlich aufreiben. Dann verlöre ich diesen wichtigen Kampf – und vielleicht auch noch mein Leben, wenn ich nicht vorsichtig war.

Eines Morgens schreckte ich aus einem Alptraum hoch. Ich hatte immer noch Großvaters Stimme im Ohr, so deutlich, als hätte er tatsächlich zu mir gesprochen: «... und laß die Natur die Menschen bestrafen, die sie entweihen.» Ich wußte, daß diese Worte nicht viel mit meinem Traum zu tun hatten, sondern aus der spirituellen Realität kamen. Sie waren eine Antwort auf die Frage, die in mir brannte: was ich mit dem Mann tun sollte, der die giftigen Chemikalien in den Pine Barrens ablud. Ohne lange zu überlegen, sprang ich aus meinem Unterschlupf im Wald und lief nach Hause. Ich stöberte im Keller herum und fand eine lange Kette, die ich am Schuttabladeplatz unserer Gemeinde gefunden hatte, und zwei Vorhängeschlösser. Dann rannte ich den ganzen Weg zurück zum Lager. Ich säuberte und ölte die Schlösser, so daß sie beinahe geräuschlos zuschnappen würden. Auch die Kette ölte ich und fädelte mehrere alte Stoffstreifen durch, damit sie nicht rasselte, wenn ich sie bewegte.

Der Traum war genau zur richtigen Zeit gekommen. Denn kaum war die Sonne untergegangen, da hörte ich auch schon den Lastwagen herannahen. Der Mann wurde allmählich immer selbstsicherer

und traf nicht mehr so viele Vorsichtsmaßnahmen wie am Anfang. Für mich war sein verbrecherisches Tun offenkundig, und ich begriff nicht, warum die Polizei ihn nicht faßte. Hinterher erfuhr ich, daß die Polizei schon jahrelang hinter ihm her gewesen war, doch da sie ihm mit ihren Fahrzeugen nicht in den Wald folgen konnten und er den Giftmüll in so unregelmäßigen Zeitabständen auskippte, war es ihnen nie gelungen, ihn auf frischer Tat zu ertappen. Es blieb mir immer ein Rätsel, wie eine so eindeutige Straftat ungeahndet bleiben konnte, doch andererseits kannte ich die Gesetze: Die Polizei durfte sich bei der Festnahme keinen Fehler erlauben, sonst kam der Mann wieder frei. Inzwischen habe ich bei der Verfolgung von Kriminellen schon so oft mit der Polizei zusammengearbeitet, daß ich verstehe, wie sehr ihr in diesem Fall die Hände gebunden waren.

Ich tarnte mich sehr sorgfältig, denn meine wiederholten Überfälle auf den Lastwagen hatten den Mann inzwischen wirklich wachsam und mißtrauisch gemacht. Ich konnte mir keine schlampige Tarnung leisten. Anschließend tarnte ich die Kette und die Vorhängeschlösser auf die gleiche Weise und steckte sie so fest in eine Wildledertasche, daß sie kein Geräusch verursachen würden. Dann steuerte ich auf die Stelle zu, wo ich den Lastwagen anhalten gehört hatte. Ich widerstand der Versuchung, mich zu beeilen, denn schließlich lag die ganze Nacht vor mir. Wenn ich schon jetzt, zu Beginn des Überfalls, zu hastig vorging, brachte ich mich damit nur in Gefahr. Doch dieses langsame Vorwärtstkommen vertrug sich nicht mit meiner wachsenden inneren Erregung. Ich wollte endlich an mein Ziel kommen und meinen Plan ausführen. Aber mein Scout-Training mahnte mich zur Vorsicht. Dieser innere Kampf tobte so lange in mir, bis ich in Sichtweite des Lastwagens gekommen war.

Ich beschloß, mich dem Laster aus der Richtung zu nähern, aus der man mich am allerwenigsten erwarten würde. Kein Mensch konnte damit rechnen, daß jemand sich ausgerechnet durch giftigen Chemikalienschlamm an ihn heranpirschte – nicht einmal dieser Mann, dessen Mißtrauen inzwischen geweckt war. Ich hatte mich dem Lastwagen schon aus allen möglichen Richtungen genähert, nur nicht von der Stelle aus, wo die Chemikalien auf den Boden gekippt wurden. Ich schlich mich ganz um den Laster herum und blieb zwischendurch immer wieder stehen, um den Mann zu beobachten und festzustellen, wo seine Schwächen lagen. Als das Geräusch der aus dem Tank fließenden Chemikalien allmählich aus immer größerer Nähe an mein Ohr drang, begann mir die Sache unheimlich zu werden, denn es klang eher wie ein Platschen und nicht wie ein stetiges Fließen. Leider wehte der Wind nicht in meine Richtung, also würde mein Geruchssinn mir diesmal nicht viel helfen. Ich mußte vorsichtig sein, denn schließlich waren mir schon einmal die ätzenden Dämpfe seiner giftigen Chemikalien in Nase und Augen gestiegen, und ich wollte sichergehen, daß ich nicht versehentlich auf dem Bauch durch sie hindurchkroch.

Sobald ich das hintere Ende des Lastwagens erreicht hatte, wurde mir klar, warum das Geräusch heute so anders klang. Diesmal kippte der Mann keine giftigen Chemikalien in den Wald, sondern

Klärschlamm. Ich weiß nicht, wie lange er ihn schon im Tank seines Wagens gehabt hatte, doch als ich versehentlich in den Schlamm hineinkroch, stellte ich fest, daß er nach Kot roch und sich anfühlte wie warmer, klumpiger Matsch. Ich kämpfte gegen einen Brechreiz an. Das würgende Geräusch war so laut, daß ich nicht begriff, warum der Mann mich nicht kommen hörte. Ich versuchte von dem Klärschlamm wegzukriechen, stellte aber bald fest, daß es eine pilzförmige Pfütze war, die sich hinter dem Lastwagen allmählich immer weiter ausbreitete. Inzwischen waren mein Körper und mein Gesicht schon zum größten Teil mit dem widerlich stinkenden Schlamm beschmiert, und mir blieb gar nichts anderes übrig, als weiter durch diesen Faulschlamm zu kriechen; denn wenn ich jetzt meinen Kurs änderte und aus einer anderen Richtung kam, würde der Mann mich sicher riechen. Ich hatte das Gefühl, noch nie in meinem Leben so lange auf dem Bauch gekrochen zu sein.

Als ich mich dem Lastwagen näherte, wurde das unaufhörliche Plätschern, Spritzen und Blubbern allmählich immer lauter und der Faulschlamm, durch den ich kroch, immer tiefer. Ich spürte keinen Boden mehr unter mir; es war, als glitte ich auf einem dicken Schlammteppich dahin. Da beschloß ich, mich genau in der Richtung anzuschleichen, aus der der Schlamm kam, und mich dann unter dem Lastwagen zu verstecken. Auf diese Weise würde das Plätschern des Klärschlammes meine Geräusche übertönen. Je näher ich kam, um so dicker und wärmer wurde der Schlamm. Ich fragte mich, wie lange dieser Tank wohl schon in der heißen Sonne gestanden hatte, und besorgt dachte ich daran, was für Krankheiten ich mir bei meinem Bad in diesem Faulschlamm holen konnte. Wenigstens hatte ich mich inzwischen schon an den Gestank gewöhnt. Der würgende Brechreiz überkam mich nicht mehr so oft wie am Anfang.

Schließlich erreichte ich die Stelle, wo der Schlamm aus dem Rohr an der Hinterseite des Tanks zu Boden spritzte. Durch die platschende SchlammLawine sah ich den Mann, der in einigem Abstand von seinem Lastwagen vorne stand. Offensichtlich wollte er erst wieder zu dem Rohr zurückkehren, wenn der ganze Klärschlamm ausgekippt war. Ich schlich mich weiter vorwärts, und zwar so, daß der Schlamm zwischen dem Mann und mir über die Erde floß und ein Teil meines Körpers darin einsank. Der Mann war durch den braunen Sprühregen hindurch kaum zu erkennen. Ich konnte mir nicht die Augen wischen, denn mit dieser Bewegung hätte ich ihn sicher auf mich aufmerksam gemacht. Der Klärschlamm spritzte mir ins Gesicht, und mir wurde von dem widerlichen Gestank so übel, daß ich mich beinahe übergeben hätte. Trotzdem schaffte ich es, mich bis zu dem Lastwagen vorzuarbeiten. Es machte mir nichts aus, daß mir von dem Klärschlamm schlecht wurde. Um der Erde willen kroch ich gerne durch widerwärtigen Schlamm und nahm Übelkeit und notfalls sogar den Tod in Kauf.

Langsam kroch ich ans vordere Ende des Lastwagens und zur Beifahrertür. Der «Mann mit der Giftladung», wie ich ihn von jetzt an nannte, saß an der gegenüberliegenden Seite auf einem Baumstumpf – in sicherem Abstand von dem Laster und so, daß der Wind ihm den Gestank des

Klärschlamm nicht in die Nase trieb – und sah zu, wie seine Brühe in die Landschaft strömte. Mir wurde klar, daß er mir die ganze Zeit sein Gesicht zugewandt, mich aber überhaupt nicht gesehen hatte. Und selbst wenn er wahrnahm, daß sich etwas bewegte, würde er sicherlich zuallerletzt darauf kommen, daß es ein Mensch war. Ich griff durch das offene Fenster in den Lastwagen hinein und zog vorsichtig sein Gewehr von dem Metallgestell. Es war mein vordringlichstes Ziel gewesen, ihm das Gewehr zu entwenden für den Fall, daß er wieder so einen heftigen Wutanfall bekam wie neulich. Ich kroch wieder unter den Lastwagen, nahm das Gewehr vollständig auseinander, begrub jedes Teil an einer anderen Stelle und verwischte sorgfältig die Spuren der Löcher, die ich gegraben hatte.

Dann kroch ich ans hintere Ende des Lastwagens zurück und horchte, ob der Mann sich bewegte. Es war ziemlich schwierig, bei dem ständigen Gurgeln und Zischen des ablaufenden Klärschlamm überhaupt noch etwas zu hören. Ich holte die Kette aus meiner von Faulschlamm durchtränkten Tasche, wickelte sie um die Hinterachse des Lasters, befestigte sie mit dem Vorhängeschloß und legte das Ende der Kette lose eingerollt ins Hinterrad. Kaum hatte ich die Kette zusammengerollt, da hörte ich, wie der Mann mit der Giftladung den Motor anließ. Ich machte mir schon Sorgen, daß er vielleicht wegfahren wolle. Doch andererseits konnte ich mir das nicht vorstellen, denn der Klärschlamm tropfte immer noch aus dem Rohr, wenn auch inzwischen schon viel langsamer. Plötzlich hörte ich, wie eine Art Pumpvorrichtung eingeschaltet wurde, und dann begann der restliche Schlamm sich zischend und fauchend aus dem Rohr an der Hinterseite des Lasters zu ergießen. Er spritzte meterweit.

Ich sah, wie der Mann mit der Giftladung zu der Stelle zurückging, wo er vorher gesessen hatte, um zuzusehen, wie der restliche Inhalt des Tanks auf den Boden lief. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich wieder zum Fahrerhaus zu schleichen und so viele von seinen Werkzeugen zu entwenden, wie ich konnte. Ich warf sie möglichst weit in den Wald hinein. Das Spritzen des Faulschlamm übertrönte alle meine Geräusche. Einer seiner Schraubenschlüssel machte zwar Lärm, weil ich ihn versehentlich in dichtes Gebüsch warf, aber der Mann schaute gar nicht auf, so laut dröhnten der laufende Motor seines Lasters und die Pumpvorrichtung, die den restlichen Klärschlamm aus dem Tank beförderte. Wieder schlich ich mich ans hintere Ende des Lastwagens, wo ich meine Kette aufbewahrt hatte, und begann nach dem Pumpmechanismus zu suchen. Bald stellte ich fest, daß es keine motorbetriebene Pumpe war, wie ich zuerst angenommen hatte, sondern eine Rohreinbaupumpe. Da wurde mir klar, daß der Mann den Motor nicht angelassen hatte, um die Pumpe in Betrieb zu setzen, sondern um seine Batterie nicht zu stark zu belasten, während die Pumpe lief.

Das Abflußrohr befand sich etwa in der Mitte des Tanks und lief außen an ihm entlang bis zum hinteren Ende des Lastwagens. Die Pumpe war genau an der Stelle angebracht, wo das Rohr aus dem Tank austrat. Ich konnte die Drähte an ihrer Hinterseite ertasten. Man merkte, daß die Pumpe nicht von einem Fachmann angeschlossen worden war. An der mangelhaften Schweißnaht und den

provisorischen Stromkabeln erkannte ich, daß der Mann mit der Giftladung die Pumpe selbst installiert hatte. Ich wickelte meine Kette auseinander, legte sie rund um den Lastwagen aus und tarnte sie mit Sand und Kiefernadeln. Dann griff ich rasch unter die Pumpvorrichtung und zog die Drähte heraus, denn inzwischen klang es, als sei der Tank schon fast leer. Die Pumpe ging aus, und der Sprühregen aus Klärschlamm versiegte und tröpfelte nur noch leise vor sich hin.

Flink schlich ich mich ans Hinterrad des Lasters und wartete. Zuerst merkte der Mann mit der Giftladung gar nicht, daß die Pumpe nicht mehr lief, doch schon bald horchte er auf und ging zu dem Lastwagen hinüber. Ich hörte, wie er den Tank abklopfte, um festzustellen, ob er schon leer war. Aber das Echo verriet ihm, daß noch ein bißchen Klärschlamm darin war. Dann stieg er ins Fahrerhaus und blieb eine Weile dort. Offenbar machte er sich am Schalter oder an der Sicherung der Pumpe zu schaffen. Schließlich wurde der Motor ausgeschaltet, und ich sah, wie hinter dem Vorderrad des Lasters der Lichtkegel einer Taschenlampe aufglomm. Regungslos drückte ich mich an den Lastwagen. Der Mann kroch unter den Laster und richtete seine Taschenlampe auf die Pumpvorrichtung. Langsam schob er sich unter dem Fahrgestell vorwärts und tastete nach den Drähten. An dem Schwall von Flüchen, den er ausstieß, hörte ich, daß er die herausgezogenen Drähte entdeckt haben mußte, aber ich glaube nicht, daß ihm in diesem Augenblick schon der Verdacht kam, irgend jemand könnte das absichtlich getan haben. Die Drähte waren so schlecht installiert gewesen, daß er wahrscheinlich annahm, sie hätten sich durch die Erschütterung beim Pumpen gelockert.

Immer noch vor sich hin schimpfend arbeitete der Mann sich unter dem Lastwagen hervor, griff in seine Hosentasche und zog ein kleines Taschenmesser heraus. Dann kroch er wieder unter den Wagen, diesmal auf dem Rücken, und hielt dabei die Taschenlampe im Mund. Er begann die Drähte auseinander zunehmen. Ich schlich mich aus meinem Versteck hinter dem Hinterrad hervor und hob ganz leise die Kette an, die unter seinem linken Bein lag. Vorsichtig zog ich an der Kette, bis das eine Ende genau unter seinem Fußknöchel lag. So langsam und vorsichtig wie möglich schlang ich das Ende der Kette um seinen Stiefel, schob das Vorhängeschloß durch zwei Kettenglieder und ließ es geräuschlos zuschnappen. Dann begab ich mich an die Stelle, wo der Mann mit der Giftladung vorher gesessen und zugesehen hatte, wie der Klärschlamm auf den Boden plätscherte.

Der Mann machte sich noch ungefähr zehn Minuten an den Drähten zu schaffen, kroch dann wieder unter dem Lastwagen hervor und richtete sich auf, ohne die Kette zu bemerken, die fest um seinen Stiefel geschlungen war. «Hast du noch nicht genug Schaden in meinem Wald angerichtet?» sprach ich ihn mit ruhiger Stimme an. Er schaltete seine Taschenlampe ein, schnappte nach Luft und ließ vor Schreck die Lampe los. Sie fiel zu Boden und ging aus. Ich hörte, wie er auf dem Boden nach der Taschenlampe tastete und daran klopfte, um sie wieder in Gang zu bekommen. Da schlich ich mich ins Gebüsch und wartete. Schließlich ging die Taschenlampe wieder an, und der Mann suchte damit die

Umgebung ab. Zuerst bewegte der Lichtkegel der Lampe sich ziellos und hektisch, dann ließ er ihn langsam und suchend über die Landschaft gleiten. Ich sah, wie er den Lichtstrahl auf die Stelle richtete, wo ich saß, und dann plötzlich einen erschrockenen Satz zum Fahrerhaus seines Lasters hin machte. Doch schon nach zwei raschen Schritten zog sich die Kette um sein Fußgelenk zu, und er stürzte mit einem harten Aufprall zu Boden. Ich hörte, wie er fluchte und gegen die Kette anrannte, als in seinem von Alkohol umnebelten Gehirn die Erkenntnis aufdämmerte, daß er gefangen war.

Angriffslustig stand er da, von rasendem Zorn auf die Kette erfüllt, die um seinen Knöchel lag. «Wenn ich dich erwische, bring' ich dich um!» brüllte er. Ich antwortete nicht, sondern blieb einfach nur in meinem Versteck liegen und beobachtete ihn. Ich sah, wie er aufgeregt an der Kette zerrte und dann versuchte, seinen Stiefel auszuziehen. Nach einer Weile gelang es ihm, sich mit seinem kleinen Taschenmesser den Schaft des Stiefels vom Fuß zu schneiden, dann entfernte er auch noch den unteren Teil des Stiefels, der jetzt wie ein Schuh aussah. Er bemühte sich, die Kette von seinem Fußgelenk abzustreifen, aber sie war zu eng. Inzwischen noch wütender, versuchte er ins Fahrerhaus seines Lasters zu kommen, aber die Kette war so kurz, daß er nicht einmal den Rand der Autotür erreichte. Verzweifelt tastete er nach ein paar Werkzeugen, die er zwischen dem Fahrerhaus und dem Tank verstaut hatte, doch auch sie lagen außerhalb seiner Reichweite. Allmählich steigerte sein Zorn sich bis zur Raserei. Er trat mit den Füßen um sich und brüllte Kraftausdrücke wie ein kleines Kind, das einen Wutanfall bekommt.

Schließlich beruhigte er sich wieder, und ich fing an, laut vor mich hin zu lachen. Sicherlich hörte er mich, denn er begann zu fluchen und forderte mich auf, aus meinem Versteck zu kommen und mit ihm zu kämpfen wie ein Mann. Doch ich sagte einfach nur: «Jetzt mußt du mit der Wildnis kämpfen, mein Freund. Ich habe damit nichts zu tun. Du bringst nun schon lange genug unsere Erde um. Jetzt wird es Zeit, daß die Erde anfängt, dich umzubringen.» Aber ich zeigte mich nicht und sprach auch kein Wort mehr. Ich kroch einfach nach hinten in den Schlamm, wo er mich weder sehen noch hören konnte, und zog mich dann tiefer in den Wald zurück. Es war wirklich ein hartes Stück Arbeit, den ganzen Klärschlamm von meinem Körper abzuwaschen. Da ich die Bäche und Flüsse nicht damit verschmutzen wollte, mußte ich Eimer voll Wasser heranschleppen und mich damit waschen, während ich in einem knietiefen Wasserloch stand. Als ich endlich wieder sauber war und in mein Lager zurückkehrte, stand die Sonne schon tief am Horizont.

Ich schlief ein paar Stunden und kehrte dann zu dem Lastwagen zurück. Ich machte mir keine Sorgen, daß irgend jemand den Mann inzwischen entdeckt haben könnte, denn dann hätte er sich schon ein paar gute Ausreden einfallen lassen müssen, um zu erklären, was vorgefallen war. Langsam näherte ich mich dem Laster und achtete darauf, ob sich etwas verändert hatte. Sobald ich mich davon überzeugt hatte, daß alles noch beim alten war, suchte ich mir ein Versteck, von dem aus ich alles

genau überblicken konnte. Schon dörkte die sengende Tageshitze den sandigen Boden aus. Unablässig surrten und brummt Fliegen um den Klärschlamm herum, und der ekelerregende Gestank lag über der ganzen Landschaft. Rund um den Lastwagen war der Boden schon ganz aufgewühlt, denn der Mann mit der Giftladung hatte die ganze Nacht hindurch und bis in den Morgen hinein verzweifelt versucht, sich zu befreien. Jetzt lag er ans Hinterrad seines Lasters gelehnt und schlief. Sein Gesicht wirkte schmerzverzerrt, und seine Lippen waren ausgetrocknet. Ich beschloß, zu ihm hinüberzugehen und ihn mir genauer anzusehen.

Da ich wußte, daß er nicht in die Nähe des Fahrerhauses kommen konnte, schlich ich mich zur Beifahrerseite seines Lastwagens, stieg ein und durchsuchte vorsichtig, um den Mann nicht zu wecken, das Innere des Lasters. Anhand der Papiere, die er bei sich hatte, stellte ich fest, wo er wohnte und für welche Firma er arbeitete. Auf seinem Armaturenbrett stand ein Foto von ihm mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, die offenbar im Teenageralter waren. Ich fragte mich, ob er seinen Kindern wohl jemals erklären würde, daß er die Erde zerstörte und damit wahrscheinlich seine Enkel umbrachte. Vielleicht war er sich nicht einmal über die Tragweite seines zerstörerischen Tuns im klaren – oder er nahm einfach jeden Job an, den er bekommen konnte, um seine Familie zu ernähren. Ich suchte weiter und entdeckte seine Brieftasche. Darin steckte mehr Geld, als ich je auf einem Haufen gesehen hatte, und der Kraftfahrzeugschein eines Cadillacs vom neuesten Modell, der auf seinen Namen lautete.

Da war mir klar, daß der Mann das nicht nur tat, um sich und seine Familie über die Runden zu bringen. Ich legte alles wieder an seinen Platz zurück und freute mich, daß ich nun seinen Namen und seinen Wohnsitz kannte. Das brachte mich hinterher, wenn ich mit ihm verhandelte, in eine günstigere Position. Dann kehrte ich zu meinem Aussichtspunkt zurück und beobachtete, wie der Mann sich den größten Teil des Tages in einem unruhigen, gequälten Schlaf hin und her wälzte. Einmal schreckte er hoch, blickte sich um, um festzustellen, wo er war, zerrte an der Kette, als wolle er prüfen, ob sie immer noch da war, und sank dann wieder in Schlaf. Ich spürte seine Qual am eigenen Leib, als ich beobachtete, wie er da in der Sonne vor sich hin schmachtete. Einerlei, was er getan hatte – kein Lebewesen verdiente es, so leiden zu müssen. Ich wurde zwischen widerstreitenden Gefühlen hin und her gerissen: Sollte ich ihn sein zerstörerisches Werk in meiner Wildnis fortsetzen lassen, . oder sollte ich ihm eine Lektion erteilen? Auf keinen Fall würde ich zulassen, daß er starb. Aber die Natur sollte ihn richten.

Ich kehrte in mein Lager zurück und tarnte mich wieder – so gründlich, daß mich nicht einmal meine eigene Mutter erkannt hätte. Dann ergriff ich eine Holzschale und einen Wassersack und machte mich wieder auf den Weg zu dem Lastwagen. Als ich ankam, sah ich den Mann mit gesenktem Kopf hinten an seinem Laster stehen. Er stampfte mit den Füßen auf den matschigen Boden ein. Die Beschaffenheit des Geländes um ihn herum verriet mir, daß er schon seit einiger Zeit wach war, aber

seit der Nacht zuvor keinen Versuch mehr gemacht hatte, sich von der Kette zu befreien. Auch seine Körpersprache hatte sich verändert. Er stand nicht mehr in seiner typischen arroganten Haltung da, sondern sah aus wie ein verprügelter Hund. Fast benahm er sich wie ein zum Tode Verurteilter. Ich beobachtete ihn lange, und einmal glaubte ich sogar ein leises Schniefen zu hören, als weine er. Wieder tat er mir so leid.

Ich stieß einen Pfiff aus, und er fuhr herum und sah mich erschrocken an. Nicht nur mein Pfiff hatte ihn erschreckt, sondern auch meine Tarnfarbe. Nach ein paar Sekunden hatte er sich wieder gefaßt, und an die Stelle seiner Hilflosigkeit trat die alte Arroganz. Er machte einen Satz auf mich zu, als wolle er mich packen, aber da zog sich die Kette um sein Fußgelenk wieder zu, und er stürzte fluchend zu Boden. Ich sagte kein Wort, sondern setzte mich einfach hin und blickte ihn unverwandt an – oder besser gesagt: durch ihn hindurch. Er überschüttete mich mit wütenden Flüchen und drohte, daß er mich totschiessen würde, wenn er von der Kette freikam. Ich streckte ihm die Hand entgegen, und er packte sie. Da strömte plötzlich das Bewußtsein des inneren Tieres in meine Hand. Das und die vielen Jahre, in denen ich trainiert, Holz gehackt und andere schwere körperliche Arbeit getan hatte, gab mir Kraft. Langsam begann ich die Hand des Mannes zu drücken und lächelte, als er mich ungläubig ansah. Ich spürte, wie seine Knochen in meiner Hand zusammengequetscht wurden. Er stieß einen Schmerzensschrei aus. Da ließ ich seine Hand wortlos wieder los.

Dann stand ich auf und tat, als wollte ich fortgehen. «O Gott, nein, laß mich hier nicht sterben», rief er. «Bitte nicht.» Ich drehte mich um, lächelte ihn wieder stumm an, ging zu einem Busch hinüber, der in der Nähe stand, und holte die Holzschale und den Wassersack hervor. Sehnsüchtig sah er zu, wie ich Wasser in die Schale goß und einen großen Schluck davon nahm. Ich tat das nicht, um ihn zu quälen, sondern um ihm zu zeigen, daß das Wasser nicht vergiftet war. Immer noch schweigend füllte ich die Schale wieder und stellte sie vor ihn auf den Boden. Er griff danach und stürzte das Wasser hinunter wie ein Mann, der gerade das Tal des Todes durchquert hat. Als er die Schale wieder absetzte, füllte ich sie von neuem, und er trank wieder, diesmal aber viel langsamer. Dann sah er mich an. «Was hast du jetzt mit mir vor?» fragte er. «Willst du mich hier sterben lassen? Ich habe eine Familie.» Ich sagte nichts und ließ ihn einfach schmoren.

Da wiederholte der Mann seine Frage, und diesmal antwortete ich ihm. «Ich weiß nicht, was ich mit dir machen soll. Um dich dafür zu bestrafen, daß du diesen heiligen Boden mit deinen giftigen Chemikalien und jetzt auch noch mit Kot verschmutzt, sollte ich dich einfach der Natur überlassen. Du solltest hier neben deinem eigenen fauligen Schlamm sterben. Aber ich könnte dich natürlich auch angekettet hier liegenlassen und die Polizei holen. Schließlich ist der Lastwagen auf dich zugelassen, und die Beweise für dein Verbrechen liegen auf der Hand. Ich frage mich, was deine Frau und deine Kinder und deine Nachbarn wohl dazu sagen werden, wenn du ins Gefängnis kommst. Vielleicht sollte

ich beides tun: dich hier schmoren lassen, bis du halbtot bist, und dann die Polizei rufen. Dann könnte ich wenigstens sicher sein, daß du diese heiligen Wälder nie wieder verunreinigen wirst.»

Ich beobachtete das entsetzte Mienenspiel des Mannes, als ich aufzählte, was ich ihm alles antun konnte. Wieder bettelte er, ihn freizulassen, und versprach, nie wieder Klärschlamm und giftige Chemikalien in den Wald zu kippen. Er gestand, daß er das alles nur aus Geldgier getan hatte. Er verdiente gut in seinem Beruf, aber das hatte ihm nicht genügt. Er hatte mehr gewollt. «Sogar um den Preis, daß du deine eigenen Enkelkinder umbringst?» fragte ich ihn. Verblüfft sah er mich an. «Du hast schon so viel Schaden in den Pine Barrens angerichtet», beantwortete ich seine stumme Frage. «Deine Kinder können hier nicht mehr campen, und das Wasser ist verschmutzt. Deine Enkel werden nie in diesen Bächen schwimmen oder durch diese Wälder wandern können. Diese Möglichkeit hast du ihnen genommen. Du hinterläßt ihnen kein Erbe des Erfolges, sondern ein verwüstetes, verschmutztes Land.»

Da sah ich, wie dem Mann Tränen in die Augen stiegen. Und ich spürte, daß sie von Herzen kamen, denn jetzt hatte er zum ersten Mal über die ganze Tragweite seiner Handlungen nachgedacht. Wieder sprach ich zu ihm, diesmal in liebevollem, mitleidigem Ton. «Und das alles nur aus Geldgier?» fragte ich. «Ist dir nicht klar, daß die Entscheidungen, die du heute triffst, sich in der Welt von morgen auf deine Kinder und Enkelkinder auswirken? Du solltest die Erde retten, statt sie zu zerstören. Wenn du willst, daß deine Kinder ein gutes Leben führen, mußt du ihnen eine reine Welt schenken, in der sie Erfolg haben können. Ich weiß, wer du bist und wo du wohnst. Du hast meine Heimat, dieses heilige Land, zerstört. Eigentlich sollte ich wütend auf dich sein, doch im Augenblick habe ich nur Mitleid mit dir. Ich glaube nicht, daß du das noch einmal tun wirst.»

Langsam erhob ich mich und sah den Mann lange und eindringlich an. Verlegen und völlig verstört erwiderte er meinen Blick. Wieder setzte er zu seiner Frage an: «Was wirst du jetzt mit mir...?» Aber ich unterbrach ihn: «Im Gegensatz zu dir habe ich Vertrauen zu anderen Menschen. Im Grunde meines Herzens weiß ich, daß dir jetzt klar ist, was für Wunden du der Erde zugefügt hast. Ich bin überzeugt davon, daß die Stimme deines Herzens dir eingeben wird, in Zukunft das Richtige zu tun.» Ich griff in die kleine Tasche am Gürtel meines Lendenschurzes, nahm den Schlüssel heraus und warf ihn dem Mann zu. Ungläubig blickte er auf ihn herab. Dann sagte ich: «Oberhalb deines Lasters ist der Fluß sauber. Wasch dich, ehe du wegfährst, und beeil dich. Deine Frau und deine Kinder machen sich bestimmt schon Sorgen um dich.» Mit diesen Worten drehte ich mich um und verschwand.

10 Der Mörder aus der Fremde

Man erzählte mir, er sei ein Kriegsveteran, der sich etwas hatte zuschulden kommen lassen und deshalb aus dem Militär entlassen worden war. Jetzt zog er als Abenteurer durch die Welt und war erst vor ein paar Monaten aus Südamerika zurückgekehrt, wo er in einen Krieg zwischen Drogenhändlerbanden verwickelt gewesen war. Es hieß, er sei ein Meister im Survivaltraining, der unendlich lange ohne Werkzeuge und Waffen in der freien Natur überleben konnte. Er war Scharfschütze und Fährtenleser und beherrschte die Kunst der Tarnung meisterhaft. Außerdem sagte man ihm nach, daß kaum jemand so gut flüchten, Verfolgern ausweichen und sich verteidigen konnte wie er. Er war ein Kampfsportler, ein berüchtigter Berufsmörder und .abgesprochen gefährlich. Der Beschreibung der Polizei und der Hilfssheriffs nach zu urteilen, war dieser Bursche so eine Art moderner Supermann, der mit einem einzigen Satz auf einen Wolkenkratzer springen konnte. An der Angst, die in ihrer Stimme mitschwang, als sie mir all diese Einzelheiten erzählten, merkte ich, daß sie großen Respekt vor ihm hatten. Ich lachte nur leise vor mich hin, während sie seine Schandtaten aufzählten.

Unser Held befand sich nun schon seit fast zwei Wochen auf der Flucht in der Wildnis. Gerüchten zufolge wollte er sich nach Kanada absetzen und hatte geschworen, daß er sich nicht lebendig erwischen lasse. Er hatte zwei bekannte Drogenhändler getötet und in einem Wutanfall seine junge Freundin und ihren kleinen Sohn umgebracht. Natürlich hielt man ihn für äußerst gefährlich und glaubte, daß er bis an die Zähne bewaffnet sei. Bis jetzt war es ihm gelungen, der Polizei und auch allen anderen Hütern des Gesetzes zu entwischen. Nicht einmal eine Spur von ihm hatte man entdeckt. Selbst die Hunde konnten seine Fährte von der Stelle an, wo er seinen Lieferwagen stehengelassen hatte, nicht verfolgen, denn ehe man den Wagen fand, hatte es tagelang geregnet. Die heftigen Regenfälle hatten seinen Geruch und wahrscheinlich auch alle seine Spuren beseitigt, erklärten die Polizeibeamten mir. Sie wüßten beim besten Willen nicht, was ich hier noch ausrichten könne.

Wahrscheinlich glaubten sie, der Mann habe diese Gegend der Vereinigten Staaten ohnehin längst verlassen und sei auf dem Weg nach Kanada, denn sie gaben mir nur zwei Hilfssheriffs zur Verstärkung mit. Am dem Morgen, als wir in die Wildnis aufbrachen, trugen sie beide dicke Kleidung, einen schweren Rucksack, ein Jagdgewehr und eine Pistole. Als ich ihnen nur mit einer Wollstoffhose, Mokassins und einem Wildlederhemd bekleidet entgegentrat, starrten sie mich an wie das siebte Weltwunder. Einer fragte mich, ob ich meinen Rucksack vielleicht irgendwo im Wald versteckt habe und plane, ihn unterwegs mitzunehmen. Ich spürte, daß diese beiden Männer Respekt vor mir hatten, weil man mich der Polizei so sehr empfohlen hatte, und doch begegneten sie mir mit einer gewissen Skepsis und Zurückhaltung. Schon nach zwei Stunden beklagten sie sich, ich laufe ihnen zu schnell,

und nach vier Stunden hatte ich sie weit hinter mir gelassen.

Außer den Schauermärchen, die man mir erzählt hatte, wußte ich nichts über den Mann, dessen Spur ich verfolgte. Und diese Märchen waren schließlich nichts weiter als Gerüchte, die die Menschen aus Angst im Laufe der Zeit immer weiter aufgebauscht hatten. Mit meiner Erfahrung – ich hatte schon bei vielen Militärübungen zugesehen und auch selber ab und zu Truppen ausgebildet – konnte ich ziemlich leicht einschätzen, was für eine Route der Mann wohl eingeschlagen hatte. Nachdem ich mein überschüssiges Gepäck – die beiden Hilfssheriffs – losgeworden war, machte ich mich schnurstracks auf den Weg in die Gegend, in die jeder flüchtige Häftling sich mit hundertprozentiger Sicherheit wenden würde. Schon knapp fünf Stunden nach dem Aufbruch hatte ich seine Spur entdeckt, und zwei Stunden später erreichte ich die Stelle, wo er sein erstes Lager aufgeschlagen hatte. Seinen Spuren nach zu urteilen, nahm er mehr von seiner Umgebung wahr als die meisten anderen Menschen, doch für mich war sein Wahrnehmungsvermögen immer noch stümperhaft. Sein Lager war eine Katastrophe. Für einen angeblich so furchterregenden Kämpfer hatte er viel zu viele Fehler gemacht.

Um Zeit zu sparen, aß ich während des Wanderns, was ich unterwegs fand. Auf diese Weise brauchte ich nicht anzuhalten, um mir Mahlzeiten zuzubereiten. Immer wenn ich einen Bach durchquerte, trank ich daraus, ob ich durstig war oder nicht. Meine Lager waren nichts weiter als rasch und notdürftig aufgestellte Hütten aus Laub und Zweigen, und ich schlief auch nie die ganze Nacht hindurch, sondern machte immer nur ein kleines Nickerchen. Sobald ich die Spur des Mannes kannte und über seine Gewohnheiten und den Grad seiner Geschicklichkeit und Wachsamkeit Bescheid wußte, begann ich Abkürzungen zu nehmen. Ich wußte immer schon im voraus genau, wo ich wieder auf seine Spur treffen würde. Auf diese Weise holte ich viel Zeit auf: Einen Weg, für den er Tage gebraucht hatte, schaffte ich in ein paar Stunden. Langsam, aber sicher holte ich ihn ein. Einmal verlor er die Orientierung: Er bewegte sich in einem großen Kreis und kam fast wieder bis an seinen Ausgangspunkt zurück, ehe er seinen Fehler bemerkte. Offenbar hatte er versucht, einen Gebirgszug zu umgehen, und die Entfernung falsch eingeschätzt; zumindest sah es so aus. Außerdem schloß ich aus seinem Verhalten und der Richtung, die er eingeschlagen hatte, daß er gar nicht nach Kanada wollte. Wahrscheinlich war er auf dem Weg nach Mexiko.

Je länger ich ihm auf der Fährte blieb, um so mehr wurde diese Vermutung für mich zur Gewißheit. Zwar war es nach Mexiko weiter als bis nach Kanada, aber das gehörte vielleicht zu seiner Verwirrungstaktik: Fast jeder, der seine Fährte verfolgte, mußte damit rechnen, daß er in Richtung Kanada wanderte. Aber der Winter stand vor der Tür, und er drohte hart zu werden. Es war bereits Spätherbst, und schon waren Schneestürme, eiskalte Regenfälle und heftige Winde über das Land gefegt. Um in dieser Jahreszeit in der Wildnis Kanadas überleben zu können, brauchte man schon Großvaters Kenntnisse und Fähigkeiten. Von diesem Niveau war jener Mann meilenweit entfernt. Kein

Wunder, daß er die beschwerliche Wanderung nach Mexiko auf sich nahm. Dort würde man nicht nach ihm suchen, und außerdem konnte man in dem warmen Klima viel leichter überleben. Allmählich vermutete ich auch, daß er dort Freunde hatte, die auf ihn warteten, denn ich hatte ja gehört, daß er in Kämpfe der Drogenmafia verwickelt war.

Nach drei Tagen wußte ich, daß ich ihn am nächsten Tag einholen würde. Der Mann wanderte immer drei Tage lang und ruhte sich dann einen ganzen Tag lang aus. Ich dagegen gönnte mir zwar keine Rast, verausgabte mich aber auch nicht so sehr wie er. Seine Spuren verrieten seine Selbstsicherheit, und ich las auch daraus ab, daß er eine Landkarte und einen Kompaß benutzte. Aber um seine Wachsamkeit war es noch viel schlechter bestellt, als ich ursprünglich dachte, denn mehrere Male verschwand er erst im letzten Augenblick fluchtartig, als Wanderer oder Reiter in Sichtweite kamen. Offensichtlich wußte er nicht viel von den Stimmen der Natur und der Sprache der konzentrischen Kreise. Spuren sah er nur manchmal, und alles andere nahm er praktisch überhaupt nicht wahr. Soweit ich feststellen konnte, beherrschte er nur die Kunst, ein Lager aufzuschlagen, und selbst darin war er nicht gerade ein Meister. Mir wurde klar, daß er gar nicht so schlau war und auch nicht so übermenschliche Kräfte besaß, wie man ihm nachsagte. Er war lediglich ein bißchen besser als der Durchschnitt.

Das hätte ich mir gleich denken können. Was die moderne Gesellschaft für einen guten Überlebenskünstler und Kenner der Wildnis hielt, das war in Großvaters Augen immer noch ein unfähiger Mann. Ja, in der modernen Welt hätte man diesen Mann für phantastisch gehalten, für einen Survival-Experten und lebensgefährlichen Gegner. Doch für einen Scout blieb er ein Fremdling in der Wildnis. Er gehörte dort nicht hin, das wußten wir beide – er und ich. Ohne seine moderne Technologie, seine Waffen und seine hochspezialisierte Campingausrüstung konnte er in der Natur nicht überleben, da war ich mir ganz sicher. Mir kam er wie ein Sporttaucher vor – ein Fremder auf seinem eigenen Planeten. Ohne seinen Rucksack, diese Nabelschnur, die ihn mit der Gesellschaft verband, würde es ihm nicht besser ergehen als einem Sporttaucher, dem die Luft ausgegangen war. Kein Wunder, daß seine Fährte so große Vorsicht und Ängstlichkeit verriet. Es lag auf der Hand, warum dieser Mann seinen Rucksack hütete, als sei er aus massivem Gold. Er wußte genau: Wenn er einen Fehler machte, war er ein toter Mann.

Am Abend des sechsten Tages hatte ich ihn eingeholt. Ich sah nur sein kleines Lagerfeuer tief im Dickicht am Ufer eines Baches. Zwar war er schlau genug, sein Feuer erst nach Einbruch der Dunkelheit anzumachen, und zwar stets unter einem Felsvorsprung, wo es gut abgeschirmt war. Aber den schwachen Lichtschein konnte man trotzdem deutlich erkennen. Aus seinem Verhalten ersah ich, daß er an dieser Stelle auch am nächsten Tag seine Rast einlegen würde. Der Platz war gut gewählt; hier würde man ihn nicht so leicht entdecken. Außerdem gab es fließendes Wasser und mehrere

Quellen in der Nähe, und in dem Gelände konnte er schon aus weiter Ferne jeden Menschen sehen, der sich seinem Lager näherte. Mir war klar, daß er sich hier für den nächsten Tag niederlassen wollte, und ich wußte auch, in welche Richtung er sich wenden würde, wenn er sein Lager wieder verließ. Selbst die Fluchtwege, die er sich für den Notfall ausgedacht hatte, konnte ich unschwer erraten. Das einzige, was er anscheinend nicht eingeplant hatte, war ich.

Ich tarnte mich mit Holzkohle und Asche aus einem alten, längst verlassenem Lager. Normalerweise wäre ich wütend darüber gewesen, daß jemand einen Lagerplatz hinterließ, ohne die Asche zu vergraben, doch diesmal war ich dem Camper – wer auch immer es gewesen sein mochte – dankbar dafür, daß er den Aschehaufen für mich liegengelassen hatte. Glücklicherweise war gerade Neumond, und es lag noch kein Schnee, also brauchte ich mir keine große Mühe zu geben, meine Spuren zu verwischen. Eigentlich hatte ich noch gar keinen konkreten Plan. Mir war nur klar, daß ich den «Mörder aus der Fremde», wie ich ihn inzwischen nannte, beobachten wollte. Ich war unbewaffnet, und soviel ich wußte, hatten die beiden Hilfssheriffs, die man mir zur Verstärkung beigegeben hatte, sich schon vor vielen Tagen irgendwo hinter mir verirrt oder waren unter dem Gewicht ihres Gepäcks zusammengebrochen. Doch mir war klar, daß Wissen in solchen Situationen schon der halbe Sieg ist, und deshalb entschloß ich mich, so viele Informationen zu sammeln, wie ich konnte.

Ich untersuchte die Spuren, die von dem Weg auf dem Bergrücken abführten. Nichts deutete darauf hin, daß der Mann den Verdacht hatte, jemand könne ihm folgen. Das war günstig für mich. Einmal war ich bei der Verfolgung eines Mörders in den Rücken geschossen worden, weil ich nicht bemerkt hatte, daß er sich verfolgt fühlte. Dieser Fehler würde mir nicht noch einmal unterlaufen. Ich wählte den ungeschütztesten Weg zum Lager des Mörders aus der Fremde – genau in seiner Sichtlinie, durch kein Grasbüschel und keinen Felsbrocken verdeckt. Ich war überzeugt davon: Wenn er mich jetzt entdeckte, würde er mich todsicher umbringen. Also durfte ich nicht nachlässig sein, keinen Fehler machen und keine Risiken eingehen. Ich hatte wenig Respekt vor seinen Fähigkeiten und noch weniger Hochachtung vor dem Mann selbst, aber er war immer noch wachsamer als die meisten anderen Menschen, und das war der kritische Punkt. Übersteigertes Selbstvertrauen oder zu großer Optimismus durften sich gar nicht erst in mein Bewußtsein einschleichen.

Ich kam mühelos bis auf eine Entfernung von zehn Metern an ihn heran und ging in einem kleinen Dickicht in Deckung, das zwischen seinem Lager und dem offenen Gelände lag, durch das ich mich herangeschlichen hatte. Da sah ich den Mann am Feuer sitzen. Er hatte sein tarnfarbiges Zelt am Fluß aufgeschlagen, und Rucksack und Gewehr lagen in seiner unmittelbaren Nähe. Die ganze Anlage seines Lagers war falsch. Erstens war es nicht allzugut versteckt, und zweitens verstieß es gegen alle Camperprinzipien, das Zelt so nah am Wasser aufzuschlagen. Zwar war er immer noch geschickter vorgegangen als die meisten anderen Leute, aber sein Campingstil verriet doch deutlich, daß er von

den Feinheiten des Lageraufschlagens keine Ahnung hatte. Ich beobachtete, wie er immer wieder aufhorchte, wenn Tiergeräusche die Stille der Nacht zerrissen, und wie seine Aufmerksamkeit gleich darauf wieder nachließ. Mehrmals sprang er auf und griff nach seinem Gewehr, offensichtlich entschlossen, auf alles zu schießen, was sich ihm näherte. So reagierte er auf die Geräusche in seiner Umgebung und vertiefte sich zwischendurch immer wieder in eine Landkarte, die in der Hosentasche seines Drillichanzugs steckte.

Ich blieb so lange in meinem Versteck, bis er endlich schlafen ging. Er zog seinen Rucksack, sein Gewehr und seine anderen Habseligkeiten ins Zelt hinein, schloß den Reißverschluss an der Tür aber nicht – vermutlich, damit er genau hörte, was draußen vor sich ging, und notfalls innerhalb von ein paar Sekunden flüchten konnte. Er schien beim Schlafen auch seine Kleidung und seine Stiefel anzubehalten, um rasch fluchtbereit zu sein; genau konnte ich das aber nicht feststellen. Als er schließlich eingedämmert war – sicherlich erschöpft von seiner Wanderung -, erkundete ich sein Lager. Ich stellte fest, daß er sich von getrocknetem Fleisch, Trockenobst und -gemüse ernährte und sein Wasser mit Halazontabletten desinfizierte. Das war die Antwort auf meine Frage, warum er von den schmutzigen Gewässern, aus denen er trank, noch nicht krank geworden war. Allerdings hatte er, als er sich in sein Zelt zurückzog, einen wichtigen Teil seiner Ausrüstung übersehen: Er hatte die Flasche mit seinen Desinfektionstabletten neben dem Felsblock stehenlassen, wo er vorher gesessen hatte. Als ich sein Lager wieder verließ, nahm ich sie, ohne zu zögern, mit.

Inzwischen waren mir mehrere Dinge klargeworden. Erstens: Wenn er sein Wasser weiterhin aus den gleichen Flüssen und Tümpeln trank wie bisher, würde er sich mit Sicherheit eine Darminfektion holen, und das konnte sein Ende bedeuten. Zweitens: Wenn er diese Tabletten bisher benutzt hatte, um nicht lange nach sauberem Wasser suchen zu müssen, dann würde er in Zukunft langsamer vorwärtskommen. Aber die wichtigste Frage, die mich beschäftigte, lautete: Wie würde er reagieren, wenn er entdeckte, daß seine Tabletten fehlten? Würde ihm sofort auffallen, daß sie fort waren, oder würde er es erst später merken, weil er davon ausging, daß sie in seinem Rucksack steckten? Und schließlich und endlich: Würde er glauben, daß er sie einfach nur versehentlich liegengelassen hatte, oder würde er auf die Idee kommen, jemand könne sie ihm weggenommen haben? Ich vermutete, daß er einfach denken würde, er habe sie verlegt, vor allem, wenn er den Verlust erst an seinem nächsten Lagerplatz entdeckte. Ehe ich sein Lager verließ, hatte ich das desinfizierte Wasser in seiner Feldflasche ausgeschüttet und durch Wasser aus einem Tümpel mit beinahe stehendem Wasser ersetzt, der sich ein Stückchen flußabwärts von seinem Lager befand.

Nachdem ich seine Tabletten versteckt hatte, ging ich die Route ab, auf der er dieses kleine Tal wahrscheinlich am nächsten Tag verlassen würde. An einem Bergpfad, der an einer senkrechten Felswand entlangführte, konstruierte ich eine Stolperfalle aus einem gebogenen Zweig. Es kostete

mich viel Zeit, die Falle genau so zu bauen, wie ich sie haben wollte, aber sie würde ihren Zweck todsicher erfüllen. Und wenn der Mann sie nicht genau untersuchte, nachdem er den Mechanismus ausgelöst hatte, würde er nicht einmal merken, daß es eine Falle war, sondern wahrscheinlich einfach nur glauben, er sei über einen gebogenen Zweig gestolpert, der zufällig von einem Baum abgebrochen war. Als ich mein Nachtlager aufschlug, war es schon spät, und ich mußte bei meiner Wanderung am nächsten Tag gut ausgeschlafen sein. Ich wollte ganz sichergehen, daß mein Gegner müder war als ich. Mein Körper war zwar darauf trainiert, auch bei extremer Müdigkeit zu funktionieren; doch das hier war ein Kampf auf Leben und Tod, also mußte ich mir meine Spitzenkondition bewahren.

Plötzlich schreckte ich aus meinem Schlaf hoch. Ich hörte Schritte in der Nähe meines Nachtlagers, das nichts weiter war als ein großer Haufen aus abgefallenem Laub und kleinen Zweigen zwischen zwei Felsblöcken. Ich konnte nur durch eine kleine Öffnung schauen, die ich absichtlich für meine Augen gelassen hatte. Es war schon hellichter Tag. Die schreckliche Erkenntnis, daß ich verschlafen hatte, drückte mich vollkommen nieder. Außerdem merkte ich, daß jemand ganz in meiner Nähe durch den Wald wanderte, und erstarrte regungslos in meinem Unterschlupf. Zwar war ich gut versteckt, und mein Nachtlager sah aus wie ein ganz normaler Haufen aus abgefallenem Laub, aber ich durfte keine Risiken eingehen. Die Schritte kamen immer näher. Schließlich trat der Mörder aus der Fremde in mein Blickfeld. Er schlich langsam an meinem Spalt zwischen den zwei Felsbrocken vorbei und schaute kurz hinein. In der Hand hielt er eine kleine Armbrust von der Größe einer Pistole. Offensichtlich war er auf der Jagd und hatte die Armbrust extra zu diesem Zweck mitgenommen. Er konnte nicht das Risiko eingehen, mit dem Gewehr auf ein Tier zu schießen. Nur zu leicht hätte ihn jemand hören können.

Er bewegte sich in seinen schweren Armeestiefeln so leise vorwärts, wie er konnte. Als ich ihn hinter dem Felsen verschwinden sah, hätte ich beinahe laut gelacht. Ich lauschte auf die konzentrischen Kreise der Natur, die sich langsam wieder entfernten und in Richtung seines Lagers bewegten. Sobald die Tiergeräusche mir die Gewißheit gaben, daß der Mann wieder in sein Lager zurückgekehrt war, wagte ich mich aus meinem Versteck hervor. Die Stimmen der Natur hatten mir verraten, daß an seinem Lagerplatz jetzt rege Aktivität herrschte, also wußte ich, daß ich mich beeilen mußte. Ich begab mich zu der Stelle, wo ich von oben auf sein Lager herunterschauen und ihn beobachten konnte. Er hatte sein Lager abgebrochen, seine Sachen zusammengepackt und sich auf den Weg gemacht. Sobald er aus meinem Blickfeld verschwunden war, kletterte ich zu seinem Lagerplatz hinunter und untersuchte ihn genau. An der Art, wie der Mann die Feuerstelle und seine Fußspuren zugedeckt hatte, erkannte ich, daß er nicht vorhatte wiederkommen. Aus irgendeinem Grund hatte er sein gewohntes Verhaltensschema durchbrochen. Dennoch entdeckte ich in seinen Spuren keinerlei Anzeichen, daß er den Verdacht hegte, verfolgt zu werden, oder daß irgend etwas anderes Außergewöhnliches geschehen war.

Er steuerte genau auf den Bergpfad zu, wo ich am Tag zuvor meine Falle aufgestellt hatte, weil ich damit rechnete, daß er das kleine Tal auf diesem Weg verließ. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen und hielt sich dicht neben dem schützenden Gesträuch, das den Weg säumte, genau wie ich es erwartet hatte. Er ließ sich immer einen Fluchtweg offen und achtete darauf, nicht von einem Flugzeug oder einem Menschen entdeckt zu werden. Ich schlich hoch über ihm einen Bergrücken entlang und schlängelte mich zwischen Felsbrocken und Geröll hindurch. Wieder hatte ich den unerwartetsten Weg gewählt. Niemand würde damit rechnen, daß jemand ihn auf diesem Weg verfolgte, schon gar nicht auf einer von Geröll übersäten Böschung. Sie bot kaum Deckung, und schon mit einem einzigen unvorsichtigen Schritt konnte man einen Erdrutsch in Gang setzen. Schließlich hatte ich den Mann überholt und war an einem Punkt angelangt, von wo aus ich die Stelle mit der Falle genau überblicken konnte. Ich wollte ganz sichergehen, daß die Falle auch wirklich funktionierte und daß man ihr nicht anmerkte, daß sie von einem Menschen konstruiert worden war.

Unendlich vorsichtig schlich der Mann sich den schmalen Pfad entlang und achtete darauf, nicht versehentlich einen überhängenden Felsbrocken zu lockern oder dem Abgrund zu nahe zu kommen. Er sah meine Falle nicht, sondern stolperte direkt in sie hinein, genau wie ich erwartet hatte. Er stieß mit dem Fuß an den Hebelzweig, und dieser setzte den anderen Zweig in Bewegung, der daraufhin quer über die Böschung fegte. Felsbrocken, Geröll und morsche Baumstrünke gaben nach und rollten auf den Mann zu. Wie ich vermutet hatte, hielt er sich an dem Ast fest, der den Erdrutsch verursacht hatte, denn das war seine einzige Chance, nicht mit in den Abgrund gerissen zu werden. Vor Schreck ließ er sein Gewehr los, und es polterte in die Tiefe und prallte dabei immer wieder auf Felsblöcke auf. Gewehrschaft und Zielfernrohr zersplitterten. Ganz unten schlug das Gewehr auf einen riesigen, flachen Felsblock auf, und der Schaft brach vollends entzwei. Ich war überzeugt davon, daß dieses Gewehr sich nicht mehr reparieren ließ.

Sobald der Erdrutsch zum Stillstand gekommen war, hangelte der Mörder aus der Fremde sich wieder auf den Weg hinauf und schaute sich nach seinem Gewehr um. Nach einer Weile sah er es tief unten am Abhang liegen. Er holte sein Fernglas aus dem Rucksack und inspizierte das Gewehr genau. Ich sah, daß widerstreitende Gefühle in ihm kämpften: Sollte er es sich zurückholen oder einfach weitergehen? Offensichtlich stürzten die Verhaltensregeln, die er beim Militär gelernt hatte, ihn in einen tiefen Konflikt, aber ich begriff nicht warum. Einerseits mußte er möglichst schnell von hier wegkommen, denn nur zu leicht konnten sich weitere Gesteinsbrocken lockern und einen neuen Erdrutsch in Gang setzen; außerdem war durch das laute Gepolter vielleicht jemand auf ihn aufmerksam geworden. Andererseits wollte er versuchen, sein Gewehr zu retten oder es wenigstens in der Erde zu vergraben, damit es niemand entdeckte und mit Hilfe dieses Fundes vielleicht feststellen konnte, wo er sich befand und wo er hinwollte. Schließlich entschied er sich für die letztere Alternative

und begann vorsichtig den gefährlichen Abhang hinunterzuklettern.

Ich beobachtete ihn dabei. Einmal gaben ein paar Felsbrocken unter ihm nach, und er wurde ein Stück die Böschung hinuntergerissen. Bei dieser halsbrecherischen Rutschpartie schlug er mehrmals auf Felsblöcke auf. Als er wieder aufstand, humpelte er ziemlich stark. An der Art seines Hinkens erkannte ich, daß er sich das rechte Knie und den rechten Fußknöchel verstaucht hatte; und die rechte Körperhälfte war seine stärkere. Das würde ihn bei der Wahl seiner Wanderroute sehr einschränken und auch sein Tempo verlangsamen. Ich beobachtete, wie er zuerst den Gewehrlauf, dann den auseinandergebrochenen Schaft und schließlich den Patronenrahmen vom Boden aufhob. Er saß lange auf der Böschung und versuchte sein Gewehr wieder zusammenzuflicken. Selbst von meinem Aussichtspunkt in der Ferne konnte ich deutlich erkennen, daß der Gewehrlauf verbogen war. Ich wußte, daß dieses Gewehr nicht mehr zu gebrauchen sein würde. Schließlich vergrub der Mann es, und ich markierte die Stelle mit einem deutlichen Erkennungszeichen. Vielleicht würde das Gewehr später zu Beweis Zwecken noch gebraucht werden.

Der Mann humpelte weiter und kletterte schräg die Böschung hoch, um hinter dem Geröllhang wieder auf seinen alten Weg zu treffen. Ich merkte, wie er sich über seine Verletzung ärgerte. Ab und zu machte er seinen Gefühlen in einem heftigen Wutausbruch Luft. Doch nach wie vor hielt er sich dicht an den Felsblöcken und dem Gesträuch, um nicht entdeckt zu werden. Als er am Gipfel des Hügels wieder seinen Weg erreichte, war er sichtlich erschöpft und nahm einen großen Schluck aus seiner Feldflasche. Das Geräusch, als er die Flasche neben sich abstellte, verriet mir, daß sie inzwischen schon fast leer war. Bald würde er wieder Wasser brauchen. Ich sah dem Gelände, in dem wir uns befanden, an, daß die nächste Quelle noch ziemlich weit weg war. Das kam mir gelegen, denn der Durst würde das Wandern noch beschwerlicher für ihn machen. Außerdem würde sich inzwischen die Wirkung des verschmutzten Wassers auf sein Verdauungssystem bemerkbar machen.

Ich verfolgte den Mann weiter. Sein Tempo wurde immer langsamer. Er hatte schon lange kein Wasser mehr. Die Wildnis begann ihn zu besiegen, und allmählich verlor er seine arrogante Selbstsicherheit. Ich ging bei meiner Verfolgung nach einem ganz einfachen Prinzip vor: Ich ließ den Mann ein ganzes Stück vorausgehen und horchte auf die Stimmen der Natur, die mir verrieten, wo er war. Dann nahm ich den kürzesten Weg dorthin und sparte bei diesen Abkürzungen stets etliche Kilometer ein. So wurde er allmählich immer müder, während ich immer frisch und ausgeruht blieb. Am Spätnachmittag schlug er schließlich sein Lager auf, wieder in der Nähe eines kleinen Baches. Ich beobachtete, wie er seine Feldflasche füllte und dann in seinem Rucksack nach den Desinfektionstabletten kramte. Nachdem er fast den ganzen Rucksack ausgepackt hatte, fand er sich schließlich damit ab, daß die Tabletten verschwunden waren. Wahrscheinlich vermutete er, daß er sie entweder unterwegs verloren oder an seinem letzten Lagerplatz vergessen hatte. Jedenfalls benahm er

sich nicht so, als fühle er sich verfolgt.

Ich sah dem Bach an, daß sich in der Nähe keine Quellen befanden. Das Wasser strömte langsam und träge dahin; sicherlich war es voller Bakterien. Ich sah zu, wie der Mann sich das Gesicht wusch, seine Hose auszog und sein Bein lange in dem Bach kühlte. Von meinem Aussichtspunkt erkannte ich, daß sein Knie blutete und sein Fußknöchel blau angelaufen war, aber sehr schlimm war seine Verletzung eigentlich nicht. Sie reichte gerade aus, um ihn aufzuhalten und etwas kleinlaut zu machen. Als die Nacht sich über die Wildnis senkte, sah ich, wie er Wasser aus dem Bach schöpfte und es auf einem kleinen Propangaskocher abkochte. Während das Wasser kochte, holte er eine Rolle Toilettenpapier aus seinem Rucksack und humpelte hastig hinter einen großen Felsblock. Diesmal grub er nicht erst ein kleines Loch, wie er es normalerweise tat; sobald er seine Hosen heruntergelassen hatte, hörte ich das Spritzen seines Durchfalls. Das unreine Wasser hatte seine Wirkung getan.

Ich sah, wie der Mann zu seinem Lager zurückkehrte und ein paar Fläschchen aus seinem Erste-Hilfe-Kasten holte. Sicherlich hatte er ein paar Medikamente gegen Durchfall und ein Antibiotikum mitgenommen. Tatsächlich – ich hatte recht gehabt. Er wußte gar nicht, daß in seiner Umgebung einige Heilpflanzen wuchsen, die viel besser gewirkt hätten als all die Medikamente, die er in seinem Rucksack mit sich herumtrug. Sein begrenztes Wissen zeigte sich immer deutlicher. Trotzdem mußte ich zugeben, daß er immer noch einer der besten Überlebenskünstler war, die aus der menschlichen Gesellschaft kamen. Die meisten hätten ihn für einen Survival-Experten gehalten, doch zwischen meiner Vorstellung von einem Experten und dem Bild, das die Gesellschaft davon hatte, lagen Welten. Ich sah, wie das ganze Denken und Tun dieses Mannes um seinen Rucksack kreiste – seinen Rettungsanker. Er benahm sich, als sei das sein -wertvollster Besitz, und er ließ ihn nie lange aus den Augen.

Ich suchte mir einen Lagerplatz und begab mich zeitig zur Ruhe, noch ehe es ganz dunkel geworden war, denn ich wollte nicht wieder verschlafen, sondern am nächsten Morgen, ehe der Mann aufwachte, in der Nähe seines Lagers sein. Zwar hatte ich mir noch keinen konkreten Plan zurechtgelegt, aber im Grunde wollte ich mit dem Mörder aus der Fremde genauso verfahren wie mit dem Mann mit der Giftladung. Mit ihm würde ich allerdings nicht so milde umgehen. Ich weiß selbst nicht, warum dieser Mann mir so zuwider war. Zum Teil lag das wohl daran, daß er Menschen umgebracht hatte, und dazu auch noch ein hilfloses Kind. Aber es gab noch einen anderen Grund: Alle hatten seine Talente und Fähigkeiten in den höchsten Tönen gelobt, und ich hatte es einfach satt, immer wieder zu hören, wie ausgezeichnet jemand in der Wildnis zurechtkam, nur um dann feststellen zu müssen, daß er ziemlich unfähig war – ein Fremdling auf der Erde, den nur seine hochtechnisierte Campingausrüstung und seine Schußwaffen am Leben hielten. Ich war in dieser Hinsicht stets kompromißlos gewesen: Ich hatte das Gefühl, um wirklich ein Kind der Erde zu sein, mußte man die Wildnis nackt und ohne jede

Hilfsmittel betreten und trotzdem mühelos überleben können – in jedem Klima und jedem Gelände. Die anderen Menschen müßten immer alles mitnehmen.

Noch vor Einbruch der Morgendämmerung war ich wach und hatte meinen Posten in der Nähe des Lagers des Mörders aus der Fremde bezogen. Ich beobachtete ihn, als er erwachte. Inzwischen wußte ich, daß er nur noch drei Waffen besaß: eine Pistole, die Armbrust und ein großes Jagdmesser, wie Soldaten es benutzen. Sein Jagdgewehr hatte mir am meisten Sorgen bereitet, denn damit hätte er mich selbst aus großer Entfernung umbringen können. Jetzt konnte er mich nur noch töten, wenn ich in seine Nähe kam, und auch das nur, wenn er mich überhaupt sah. Dazu würde es wahrscheinlich nie kommen, wenn ich nicht gerade einen idiotischen Fehler beging. Ich beobachtete, wie er langsam aus seinem Zelt kroch und sofort zu der Stelle eilte, wo er immer seine Notdurft verrichtete. An den Exkrementen auf dem Boden sah ich, daß das Medikament noch nicht gewirkt hatte und er immer noch an starkem Durchfall litt. Ich sah auch, daß sein verletztes Bein steif geworden war und seine Schmerzen sich verschlimmert hatten. Er kochte sein Wasser nicht mehr ab; ich sah, wie er seine Tasse direkt aus dem Bach an den Mund führte und ohne Zögern daraus trank.

Langsam brach der Mann sein Lager ab und packte seine Sachen zusammen. Er räumte alles auf, überprüfte seine Pistole und begann die Spuren seines Lagers zu verwischen. Diesmal verfuhr er dabei viel nachlässiger als beim letzten Mal; ich merkte, daß er es eilig hatte. Noch ehe die Asche seines Lagerfeuers ganz mit Erde zugedeckt war, humpelte er schon wieder schnell zu seinem Rucksack hinüber, holte das Toilettenpapier heraus und hinkte dann zu seinem Plätzchen hinter dem Felsblock. Ohne einen Augenblick zu zögern, schlich ich mich in sein Lager und nahm ihm den Rucksack weg. Dabei achtete ich darauf, nicht auf weichen Boden zu treten, um keine Fußspuren zu hinterlassen. Als der Mann wiederkam und sah, daß sein Rucksack weg war, hatte ich mich schon wieder in mein Versteck oben am Felshang zurückgezogen. Rasch zückte der Mann seine Pistole und blickte sich um. Im klassischen militärischen Stil folgte er den Bewegungen seines Pistolenlaufs mit dem Kopf und dem Körper. Prüfend ließ er seinen Blick über alle Stellen gleiten, wo sich jemand hätte verbergen können, doch auf mein Versteck kam er nicht. Dann sah ich, wie er den Boden nach verräterischen Fußspuren absuchte, doch auch das gab er bald mit angewidertem Gesicht auf und zog sich in voller Alarmbereitschaft ins Gebüsch zurück.

Jetzt hatte er nur noch seine Pistole, sein Messer, seine Landkarte, seinen Koffer und die paar Habseligkeiten, die er vielleicht noch in den Hosentaschen bei sich trug. Er benahm sich wie ein Mensch, dem allmählich die Zeit knapp wird. Ich sah die Verwirrung und Besorgnis, die aus seinen Bewegungen sprach. Und ich sah auch, wie er gegen seine panische Angst ankämpfte. Er zog sich noch tiefer ins Dickicht zurück und mied jedes offene Gelände. Schließlich wanderte er in den Wald hinein und bemühte sich, diesen Menschen, der da um ihn herumschlich, möglichst rasch abzuhängen.

Ich folgte ihm auf meine übliche Weise und beobachtete, wie er versuchte, seine Spuren zu verwischen, dann denselben Weg wieder zurückging und möglichst weite Strecken im Wasser zurücklegte, um keine Geruchsspuren zu hinterlassen, falls er von Spürhunden verfolgt wurde. Seine Wanderung durch den Wald erschöpfte ihn und rieb ihn auf. Seine Bewegungen strömten nicht im Einklang mit der Landschaft dahin; er behandelte die Natur wie einen Feind und nicht wie einen Zufluchtsort, an dem man sich sicher und geborgen fühlen konnte.

Die nächsten beiden Tage und Nächte tat ich nichts anderes, als ihn zu verfolgen und zuzusehen, wie die Wildnis ihn peinigte. Er hatte nichts gegessen; zwar hatte er versucht, ein Kaninchen mit einem Stock zu erschlagen und mit bloßen Händen einen Fisch zu fangen, aber es war ihm nicht gelungen. Er trank aus jedem Bach und jedem Rinnsal, das er finden konnte, um die Flüssigkeit zu ersetzen, die er durch seinen Durchfall verlor. Die Nächte waren sehr kalt, und er schlief kaum, sondern fröstelte unter seiner dünnen Decke aus aufgeschichtetem Laub. Endlich war er auf diesen rettenden Einfall gekommen, aber er hatte keine Ahnung, wieviel Laubstreu man für ein richtiges Nachtlager brauchte. Nur das Feuer, das er nachts mit Hilfe der wasserfesten Streichhölzer in seiner Hemdentasche entfachte, wärmte ihn ein wenig. Er gab sich keine große Mühe mehr, die Spuren seiner Lagerplätze und nächtlichen Feuer zu verwischen. Ich merkte, daß er allmählich das Selbstvertrauen verlor und aus Angst Fehler zu machen begann.

Am dritten Tag, den er ohne Ausrüstung in der Wildnis zubrachte, wurde es wieder wärmer. Der Wasserverlust zwang ihn zu häufigen Ruhepausen, und in der Mittagshitze beschloß er, am Ufer eines kleinen Baches Rast zu machen. Er trank lange und durstig, denn das war seit heute früh das erste Wasser, das er entdeckte. Und schon beging er seinen nächsten großen Fehler: Er zog sein Hemd aus und ging dann wieder zum Bach hinunter, um sich Gesicht und Oberkörper zu waschen. Rasch schlich ich mich von hinten heran, nahm das Hemd weg und verschwand wieder im dichten Unterholz. Ich konnte gar nicht fassen, daß der Mann so lange brauchte, bis er merkte, daß sein Hemd fort war. Ich dachte, weil seine Landkarte, sein Kompaß und seine Streichhölzer in den Hemdentaschen steckten, würde er das Hemd genauso ängstlich bewachen wie seinen Rucksack. Doch wahrscheinlich fühlte er sich jetzt wieder sicher und glaubte, seine Verfolger abgehängt und überlistet zu haben.

Ich beobachtete, wie er zu der Stelle hinüberging, wo er sein Hemd ausgezogen hatte. Er suchte es an dem Zweig, an den er es vorher gehängt hatte, und heftete seinen Blick dann auf den Boden. Wahrscheinlich vermutete er, daß es heruntergefallen war. Sofort griff er nach seiner Pistole und sackte dann auf dem Boden in sich zusammen wie ein Angeschossener. Er wich rückwärts in das schützende Unterholz zurück, in dem ich auf der Lauer lag, und ließ seinen Blick suchend über die Landschaft gleiten. Da fiel mir auf, daß das Futteral, in dem vorher sein Messer gesteckt hatte, leer war. Er hatte das Messer am Ufer liegengelassen und vergessen, es wieder mitzunehmen, als er zurückkam, um

sein Hemd anzuziehen. Eilig humpelte er ins Unterholz, und ich hörte, wie er durch das Dickicht knisterte und knackte. Ich stieg in den kleinen Bach, der nur ein paar Meter entfernt an mir vorbeifloß, schwamm ein Stück stromaufwärts und nahm das Messer des Mannes an mich. Kaum hatte ich mich wieder bachabwärts treiben lassen und war in dem dichten Gebüsch am Ufer verschwunden, da kam er aus dem Dickicht. Vorsichtig steuerte er auf die Stelle am Ufer zu, wo er sich vorher gewaschen hatte.

Ohne seine Umgebung aus den Augen zu lassen, kauerte er nieder, als wolle er das Messer aufheben, doch als er zu Boden schaute, stellte er fest, daß es verschwunden war. Erschrocken schnappte er nach Luft und rannte dann in blinder Panik wieder ins Unterholz zurück, so schnell er es mit seinem verletzten Bein konnte. Ich horchte auf sein Rennen, Keuchen und Knistern, das allmählich immer leiser wurde. Schließlich war er im tiefen Wald verschwunden. Jetzt besaß er nichts anderes mehr als seine Hose, seine Stiefel, seine heißgeliebte Pistole und ein Unterhemd, wie die Soldaten es trugen. Ich wußte, daß es nur noch eine Frage der Zeit war, wann die Wildnis ihn besiegen würde, und er wußte es auch. Wahrscheinlich wurde ihm jetzt zum ersten Mal in seinem gewalttätigen Leben klar, daß er gar nicht so gut in der Wildnis zurechtkam, wie er immer geglaubt hatte. Er war nicht einmal ein besonders guter Kämpfer; dazu hatte er viel zu viele Fehler begangen und war von zu vielen falschen Voraussetzungen ausgegangen. Eines der Scout-Gesetze lautet, daß man seinen Feind niemals unterschätzen dürfe. Dieser Mann hielt sich selbst für den besten Kämpfer, den es gab; also konnte sein Gegner zwangsläufig nicht so gut sein wie er.

Seine Bewegungen verrieten inzwischen fast schon panische Angst, aber er bemühte sich immer noch um ein gewisses Maß an Selbstbeherrschung. An seinem Verhalten erkannte ich, daß er schon öfters verfolgt worden war, doch seine früheren Verfolger hatten sich wohl ganz anders verhalten als ich. Was er jetzt erlebte, war völlig neu für ihn, und ich wußte, daß es ihm Angst einjagte, vor allem, weil er nicht wußte, wer da eigentlich um ihn herumschlich. Die Scouts setzten diese Angst vor dem Unbekannten gern als wirkungsvolle Waffe gegen ihre Feinde ein. Inzwischen wußte ich, daß die Wildnis dem Mann schon noch genug zu schaffen machen würde. Ich mußte lediglich meinen Beitrag dazu leisten und ihm die Pistole und möglichst auch noch andere Habseligkeiten entwenden. Er sollte ganz den Elementen ausgeliefert sein, denen er sich so überlegen dünkte. Ich wollte, daß er sich wehrlos fühlte, so wie das Kind, das er erbarmungslos umgebracht hatte. Er sollte seine eigene Verletzlichkeit zu spüren bekommen.

Es dauerte nicht lange, bis die Gelegenheit kam, auf die ich gewartet hatte. Der Mann war die ganze Nacht und auch noch den nächsten Vormittag hindurch gewandert. Offensichtlich hatte er vor, den geheimnisvollen Verfolger, der ihn belauerte, möglichst weit hinter sich zu lassen. Auch an diesem Tag war es für die Jahreszeit zu heiß, und die anstrengende nächtliche Wanderung, der Durchfall und die

Hitze hatten ihn so erschöpft, daß er sich hinlegen und ausruhen mußte. Er starrte unverwandt in die Gegend, um festzustellen, ob es hier irgend etwas Ungewöhnliches zu entdecken gab. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sich niemand in der Nähe befand, ging er den Hügel hinab zu einem Bach, der aus der Ferne kaum zu sehen war. Als er den Bach erreichte und sich niederkauerte, um daraus zu trinken, wäre er beinahe zusammengebrochen. Langsam streifte er seine Kleidung ab und ließ seine Umgebung dabei kaum eine Sekunde lang aus den Augen. Sein Bein war inzwischen sehr geschwollen und ganz blau angelaufen. Ich sah, daß er ein Bad nehmen wollte, um sich zu erfrischen und das Bein zu kühlen. Er legte seine Kleidung am Ufer fein säuberlich auf einen Haufen und ließ sich ins Wasser gleiten.

Obwohl seine Pistole in seiner Reichweite ganz oben auf seinem Kleiderhaufen lag, kostete es mich kaum List und Mühe, ihm beides wegzunehmen. Ich wartete einfach, bis er ganz untergetaucht war, schlich mich dann aus meinem Versteck hervor, schnappte mir seine Kleidungsstücke und die Pistole und ging dann wieder in Deckung. Als der Mann auftauchte und sich die Augen rieb, stellte er fest, daß seine Kleidung und seine Pistole verschwunden waren. Entsetzt hielt er den Atem an, stand auf und blickte sich nervös um. Nun war er endlich soweit, wie ich ihn haben wollte: nackt und der Natur in seiner ganzen Verletzlichkeit ausgeliefert. Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß jemand in seiner Nähe sein mußte – und zwar unmittelbar in seiner Nähe –, aber er hatte keine Ahnung, wo. Er rief laut nach dem Unbekannten, aber ich antwortete nicht. Seine einzige Antwort war der Wind, der jetzt lauter als bisher durch die Kiefern wehte – ein Wind, der einen Sturm ankündigte.

Nun hatte ich meine Arbeit getan und brauchte nur noch zu warten, bis die Natur endgültig das Urteil über ihn sprach. Ich war sicher, daß es nicht mehr lange dauern würde. Ich kannte viele Menschen, die die gleichen Fähigkeiten besaßen wie dieser Mann – Kriegsveteranen, die in der Wildnis lebten. Diese Männer hatten alles für ihr Land getan und gelernt, ganz auf sich allein gestellt zu überleben. Sie waren zu Kindern der Erde geworden, aber zuerst hatten sie ihre alte Denkweise aufgeben müssen. Sie wußten, daß man nicht überheblich sein und keinen Raubbau mit der Natur treiben durfte. Sie unterwarfen sich der Macht und den Gesetzen der Wildnis, statt gegen sie zu kämpfen. Der Mörder aus der Fremde war eine Schande für sie alle und inzwischen sogar für sich selbst. Seine Vermessenheit, die Art, wie er sich den einfachen Kreaturen der Erde überlegen fühlte – all das wurde nun in Zweifel gezogen und löste sich in nichts auf. Das einzige, was ihm blieb, war seine Schwäche, seine Verletzlichkeit und sein verzweifelter Kampf ums Überleben.

Ich verfolgte ihn noch zwei qualvolle Tage lang. Inzwischen war es eiskalt geworden, und immer wieder fegten heftige Winde und Schneestürme über das Land. Die Tage waren grau, feucht und trostlos und die Nächte so kalt, daß die Bäche sich an den Ufern schon mit einer dünnen Eisdecke überzogen. Bei dem bewölkten Himmel verlor der Mörder aus der Fremde völlig die Orientierung und

verirrte sich hoffnungslos. Er fror, war nackt, nahe am Verhungern und am ganzen Körper zerschunden. Ich sah, wie seine Arroganz allmählich dahinschwand, als ihm klar wurde, daß ihm ein langsamer, qualvoller Tod bevorstand. Als er schließlich kaum noch laufen konnte, zeigte ich mich ihm hoch oben auf einem Felsvorsprung. Doch er muß meinen Anblick wohl für eine Halluzination gehalten haben, denn er schüttelte den Kopf, als wolle er feststellen, ob ich daraufhin verschwand. Schließlich rief er nach mir, aber ich antwortete nicht, sondern zog mich einfach zwischen die Felsen zurück.

An diesem letzten Abend seiner Bestrafung brach er schließlich zusammen. Als ich ihn in mein Lager brachte, stammelte er unverständliche Worte vor sich hin, kam aber nicht mehr richtig zu sich. Dann schlief er fast zwanzig Stunden lang. Als er endlich aufwachte, flößte ich ihm einen heißen Kräutertee ein, der nicht nur die verlorene Flüssigkeit ersetzte, sondern auch seinen Durchfall heilte. Anfangs versuchte der Mann gar nicht mit mir zu sprechen, sondern nahm einfach nur alles, was ich ihm anbot, wie ein verwilderter junger Hund, dem man das Leben gerettet hat. Am nächsten Tag kam er langsam zu Kräften, und ich sah, wie in seinen Augen allmählich wieder die alte jähzornige Überheblichkeit aufflackerte. Als erstes fragte er mich, wo mein Lager und meine Ausrüstung seien – wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, mich umzubringen und meine Sachen an sich zu nehmen. Als ich ihm erklärte, daß ich gar nichts bei mir hätte, ließ er enttäuscht die Mundwinkel hängen.

Dann schlief er wieder lange. Doch als er diesmal erwachte, war ich verschwunden. Er kam aus seinem Nachtlager gekrochen und sah sich suchend um, fand aber weder Essen noch Wasser und auch keine Ausrüstungsgegenstände. Wieder schaute er entsetzt drein. Da zeigte ich mich ihm weit vorn auf dem Weg. «Warte, warte», rief er mir zu. Ich ließ ihn ein bißchen näher an mich herankommen, aber nicht zu nah. «Was hast du denn jetzt mit mir vor?» fragte er, inzwischen ganz außer Atem. Ich antwortete, ich hätte gar nichts mit ihm vor. Ich wolle weiter meines Weges gehen, und er könne für sich selbst sorgen. Schließlich hielten ihn alle für einen großen Überlebenskünstler, also solle er doch jetzt endlich einmal anfangen zu überleben. Mit diesen Worten entfernte ich mich. Aber er kam hinter mir hergehumpelt. «Bitte laß mich hier nicht allein, sonst muß ich sterben», bettelte er. Doch ich achtete nicht auf ihn, sondern ging einfach weiter, mit großem Vorsprung, aber immer noch innerhalb seiner Sichtweite.

So ging es zwei Tage lang. Abends suchte ich mir etwas zu essen, wanderte weiter und ließ scheinbar unabsichtlich ein paar Reste für ihn übrig. Das reichte gerade aus, um ihn am Leben zu erhalten. Ich ging absichtlich schnell, um mich zwischendurch öfter einmal ins Gebüsch stellen und ein wenig schlafen zu können. Anschließend kehrte ich wieder auf den Weg zurück und setzte meine Wanderung fort. Der Mann suchte dann immer ganz verzweifelt nach mir, doch schließlich gab er es auf und legte sich ebenfalls in ein Lager aus abgefallenem Laub, um zu schlafen. Außerdem achtete ich darauf, daß er mich stets nur an Quellen trinken sah. Auf diese Weise lernte er, wo es sauberes

Wasser gab. Ich zweifelte nicht daran, daß er mir weiter folgen würde, denn wenn er mich je aus den Augen verlor, war das sein sicheres Todesurteil. Ich hatte keine Ahnung, ob er wußte, wo wir hinwanderten, aber ich steuerte genau auf die Stelle zu, wo ich meine Suche nach ihm aufgenommen hatte.

Am letzten Tag unserer Wanderung stieß ich auf meine beiden Hilfssheriffs und hätte sie beinahe zu Tode erschreckt. Einer von ihnen fiel vor Schreck von dem Baumstumpf, auf dem er saß, und dabei löste sich ein Schuß aus seinem Gewehr. Die beiden starrten mich mit offenem Mund an und brachten kaum ein Wort heraus. «Wir wollten die Suche schon aufgeben, weil wir Sie für tot hielten», sagte der eine schließlich. «Wir dachten, vielleicht hat dieser Verrückte Sie umgebracht.» Ich lächelte, als der Mörder aus der Fremde hastig hinter mir hergehumpelt kam. «Bitte nicht schießen!» rief er. «Nicht schießen! Ich ergebe mich.»

Die beiden Männer sahen mich sprachlos an, denn sie verstanden beim besten Willen nicht, warum da ein splitterfaser-nackter Mann auf sie zugehumpelt kam. «Da habt ihr euren Survival-Spezialisten», lächelte ich. Dann erklärte ich den beiden Hilfssheriffs, wo seine Sachen zu finden waren, und ging fort. Einer rief mir noch etwas nach, aber ich blieb nicht stehen, sondern wanderte zurück in die Wildnis, die jetzt wieder rein war, und beschloß, den Winter dort zu verbringen.

11 Die Stadt

Groß- und Kleinstädte, ja sogar größere Siedlungen, sind für mich das Schrecklichste, was es gibt. Ich meide sie um jeden Preis und betrete sie nur, wenn es wirklich nicht anders geht. Sie sind chaotisch und verwirrend, von ununterbrochenem Lärm und Verkehr und blinder Hektik erfüllt. Die Luft und die Straßen sind verschmutzt. Hier hat die Natur keinen Platz mehr oder ist zumindest so von der Zivilisation verdeckt, daß man sie kaum noch wahrnimmt. An dieser künstlichen Welt aus Beton, Glas, Chrom und Teer ist nichts Wirkliches oder Natürliches mehr. Sie ist das Reich der Menschen, die dem «amerikanischen Traum» verfallen sind, die Götzen des Fleischlichen anbeten und oberflächlichen Zielen wie Reichtum, Macht und vielleicht auch Ruhm nachjagen. Und am Straßenrand leben die Armen, Obdachlosen und Landstreicher. Kaputte Existenzen, kaputte Menschen, die auf den kalten, unpersönlichen Straßen dahinvegetieren, wo niemand sich um sie kümmert und keiner ihnen hilft. Es ist eine Welt der großen Geschäfte und brutalen Verbrechen, eine Welt voller Glanz und Flitter, Schmutz und Elend. Hier lernt man die Menschen von ihrer schlimmsten Seite kennen.

Für mich war die Großstadt das, was für die meisten anderen Menschen die Wildnis ist. Hier war ich ein Fremdling und völlig fehl am Platz. Zu dieser Realität hatte ich keine Beziehung. Die Stadt war für mich der grausamste, erschreckendste Dschungel, den es gab. Ich begriff nicht, wie jemand in dieser Umgebung lange überleben konnte. Und doch faszinierte die Großstadt mich seltsamerweise gleichzeitig. Ich hatte mich schon oft gefragt, wie die Obdachlosen und Penner es eigentlich schafften, hier ihr Dasein zu fristen. Bestimmt hatten sie ganz spezielle Strategien entwickelt, um sich durchzuschlagen. Es interessierte mich, wie das Leben auf der Straße wohl verlief, was man alles wissen mußte, um dort nicht in Gefahr zu geraten, und ob es in diesem Dschungel wohl Gesetze gab, die denen der Natur ähnelten. Ich erinnerte mich, daß Großvater uns einmal erzählt hatte, wie er durch eine Stadt gepirscht sei und ein paar Obdachlosen etwas beigebracht habe. Es faszinierte mich, was für Abenteuer er dort erlebt und was er alles gelernt hatte. Ich nahm an, daß das eine wichtige Lektion für ihn gewesen war.

Die erschreckendste Großstadt, die es gibt, ist sicherlich New York, und diese Stadt lag praktisch direkt vor meiner Nase. Sie ist nur ungefähr hundertfünfzig Kilometer Luftlinie von den Pine Barrens entfernt, doch als Kind war ich nur selten dorthin gekommen. Immer wenn meine Familie mich fragte, ob ich Lust hätte mitzukommen und mir ein Museum anzusehen, lehnte ich kategorisch ab. Das einzige Museum, das ich je besucht hatte, war das Museum für Naturgeschichte, und auch dort ging ich nur selten hin. Zwar begeisterte mich das Museum, aber die Umgebung, durch die ich fahren mußte, um dort hinzukommen, war mir verhaßt. Die Schaukästen mit Tieren und alten Werkzeugen faszinierten mich, aber die Sterilität des Gebäudes und die vielen Menschen, die dort hindurchströmten, fand ich

abstoßend. Manchmal hatte ich das Gefühl zu ersticken, und einmal regte mich das alles sogar so auf, daß ich mich auf dem Fußboden der großen Eingangshalle erbrach. Bei diesem Ausflug sah ich zum erstenmal den Central Park, denn dort ging mein Vater mit mir hin, nachdem mir schlecht geworden war, damit ich mich an der frischen Luft erholen konnte.

Als ich Anfang Zwanzig war, begann ich zwischen meinen Exkursionen in die Wildnis wieder an die Großstadt und die Menschen zu denken, die auf der Straße lebten – diesmal mit einem gewissen Ernst und auch mit einer gewissen Neugier. Ich hatte das Gefühl, mich mindestens einmal in meinem Leben auch in dieser Wildnis aufhalten und alles über ihre Gesetze erfahren zu müssen. Ich wollte wissen, was Großvater über die Großstadt gelernt hatte, und das, was ich so verabscheute, unmittelbar erleben. Zumindest würde ich nach diesem Erlebnis die Reinheit der Wildnis und mein freies, ungebundenes Leben noch viel mehr zu schätzen wissen als vorher. Ich fragte meine Eltern und deren Freunde, die in New York wohnten, über den Charakter dieser Stadt aus. Innerhalb eines Monats wußte ich alles über die Obdachlosen und Stadstreicher in der Bowery im Central Park und in vielen anderen Vierteln New Yorks. Auch über Harlem, Greenwich Village und viele andere Touristenattraktionen wußte ich Bescheid.

Doch selbst nachdem ich mich mit all diesen Erkenntnissen und Informationen über die Stadt gewappnet hatte, dauerte es immer noch lange, bis ich mich tatsächlich dort hineinwagte. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich würde lieber einem Exekutionskommando gegenüberstehen. Eines Tages mitten im November machte ich mich mit dem Bus auf den Weg in die Stadt. Ich nahm kein Geld und auch keinen Proviant mit, sondern nur die alten Kleidungsstücke, die ich am Leib trug. Meine Lederkleidung wollte ich lieber nicht anziehen, denn damit wäre ich nur aufgefallen. Nachdem ich jahrelang entweder barfuß gegangen war oder Mokassins getragen hatte, hingen die Tennisschuhe meines Bruders mir wie schwere Bleigewichte an den Füßen. Kleidungsstücke, die nicht aus Wildleder waren, empfand ich als unbequem, und ich muß zugeben, daß ich mich darin merkwürdig gehemmt fühlte, so, als trüge ich eine Art Uniform. Ich beschloß, den Spätherbst und die Wintermonate in der Stadt zu verbringen, weil das für einen Menschen, der auf der Straße lebte, sicherlich die schwerste Zeit war.

Als der Bus sich dem Lincoln Tunnel näherte, der in die Stadt führte, schlug mir das Herz bis zum Halse, und ein flaues Gefühl breitete sich in meinem Magen aus. Ich kämpfte mit mir: Einerseits wollte ich weiterforschen und etwas Neues lernen, doch andererseits hätte ich den Busfahrer am liebsten gebeten, anzuhalten, damit ich herausspringen konnte. Als der Bus in den Lincoln Tunnel hineinfuhr, hämmerte das Herz in meiner Brust, der Schweiß brach mir aus, und mein Mund wurde trocken. Einige Fahrgäste warfen mir seltsame Blicke zu, so, als hielten sie mich für krank. Vielleicht lag es aber auch an meiner Kleidung. Meine Kleidungsstücke waren alt und zerlumpt und stammten aus einer alten Kiste

von der Heilsarmee. Ich hatte das Gefühl, daß meine Kleidung gut nach New York paßte, aber offensichtlich nicht in diesen Bus. Hier schienen nur die Freizeitschuhe meines Bruders salonfähig zu sein. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich mir lebhaft vorstellen, was Großvater empfunden haben mußte, als er das erste Mal in eine Großstadt kam.

Kurz nach neun Uhr abends erreichte der Bus seine Endstation, den Port Authority Terminal. Ich hatte diesen Zeitpunkt absichtlich gewählt, um im Schutz der Dunkelheit anzukommen und weil ich glaubte, daß es in der Stadt um diese Zeit schon etwas ruhiger wäre. Das war ein Schock für mich! Am Busbahnhof wimmelte es nur so von Leuten. Wie benommen lief ich umher und versuchte aus dem Busbahnhof herauszufinden. Die Leute strömten hastig in alle Richtungen davon und schienen doch nirgends hinzugehen. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis ich mich durch die Menschenmenge gewühlt und den Ausgang gefunden hatte. Und schon in dieser kurzen Zeit wurde ich von Prostituierten angesprochen, angebettelt und prüfend von der Polizei gemustert. Kurz bevor ich die Busbahnhofshalle verließ und die Straße betrat, sah ich hinter einem Abfalleimer einen Fünfdollarschein liegen. Zuerst wollte ich ihn nicht behalten, aber dann war meine Angst doch stärker, und ich steckte ihn in meine Hosentasche.

Als ich auf die Straße trat, war ich von einem Gedränge von Leuten umgeben, die kamen und gingen und sich gegenseitig schubsten und schoben. Ein lautes Hupkonzert, aufheulende Motoren und das Geschrei vieler Menschen drangen an mein Ohr. Überall sah ich nur Verrücktheit, blinde Hektik und ein Gewirr von Menschen, Autos, Bussen, Taxis, ja sogar berittenen Polizisten. Ich kämpfte mich bis an die Seite eines Gebäudes vor, wo ich ein wenig abseits von dem Gedränge stand. Mit einer Mischung aus Entsetzen und Faszination beobachtete ich, wie die Leute an mir vorbeihasteten. Die unpersönliche, feindliche Haltung der Menschen erstaunte mich. Niemand sah mir direkt in die Augen; alle schauten weg, wenn ich sie anblickte. Ich beging den Fehler, Blickkontakt mit einem Polizisten aufzunehmen, und er erwiderte meinen Blick voller Arroganz. Ich betrachtete den Mann eingehender, um festzustellen, wohin er schaute. Da kam er mit noch einem anderen Polizisten plötzlich auf mich zu. Ich lächelte den beiden entgegen.

Der Polizist, den ich gemustert hatte, packte mich und schleuderte mich gegen die Wand. «Wer zum Teufel bist du, 'n Schwuler oder was?» Ich war so verstört, daß ich kaum sprechen konnte. Hilflos suchte ich nach Worten. Aber der Polizist ließ mir gar keine Zeit, etwas zu sagen, sondern fragte in unverschämtem Ton: «Was lungerst du hier rum? Schnorrst du die Leute um Geld an, oder suchst du bloß nen Freund?» Ich versuchte ihm zu erklären, daß ich gerade erst hier angekommen sei und mich nicht auskenne, aber er hörte nicht zu. Da fragte ich ihn in meinem freundlichsten Ton, ob er mir den Weg zum Museum für Naturgeschichte erklären könne. Wieder schleuderte er mich gegen die Wand. «Das Museum ist geschlossen, du Arschloch!» Lachend entfernte er sich mit dem anderen Polizisten,

der sich im Gehen noch einmal zu mir umdrehte und sagte: «Sieh zu, daß du deinen Arsch von hier wegbewegst, bevor wir wiederkommen.»

Ich verschwand sofort und schob mich im langsamen Fuchsgang durch die Menge. Ich ließ mich auf den Wogen der Menschenmassen dahintreiben, huschte über Kreuzungen und bog in kleine Seitenstraßen ein, bis das Gedränge sich allmählich lichtete. Dann fragte ich Passanten nach dem Central Park. Die meisten sahen mich nicht einmal an und würdigten mich erst recht keiner Antwort. «Norden», murmelte ein Mann im Vorübergehen, aber ich hatte keine Ahnung, wo Norden war. Die Sterne konnte ich nicht sehen, auf den Wind, der durch die Stadt wehte, konnte man sich nicht verlassen, und wo das Meer lag, roch ich auch nicht, denn über der Stadt lag ein dichter Smog aus Bus- und Autoabgasen. Ich blickte die Straßen entlang, um irgendwo eine Unterbrechung in all den Gebäuden und der Hektik zu entdecken, doch beides schien sich endlos in alle Richtungen auszudehnen. Ich wußte: Wenn ich nur lange genug in eine Richtung ging, kam ich todsicher an einen Ort, wo ich mich orientieren konnte, aber dabei würde ich mich vielleicht kilometerweit von meinem Ziel entfernen.

Schließlich entdeckte ich eine alte Frau, die sich langsamer bewegte als die übrigen Menschen und irgendwie nicht in dieses ganze hektische Treiben hineinzupassen schien. Sie schob einen Einkaufswagen voller Kleidungsstücke, Pappkartons und Zeitungen vor sich her. Da wußte ich sofort, daß sie eine Pennerin war. Ich ging schnurstracks auf sie zu und bat sie, mir bei meiner Suche nach dem Central Park zu helfen. Sie schaute mich lange versonnen an, ohne ein Wort zu sagen. Ich fragte mich, ob wohl schon lange niemand mehr so freundlich mit ihr gesprochen hatte. Schließlich seufzte sie und erklärte, ich müsse zwei Häuserblocks hoch- und dann die Forty-second Street entlanggehen und schließlich auf dem Broadway nach links abbiegen, dann käme ich direkt zum Park. Danach ging sie wortlos weiter. Ich bedankte mich bei ihr, aber sie antwortete nicht. Ich sah, wie sie zu einer Mülltonne ging und ihren Inhalt zu durchwühlen begann, und schlenderte die Straße hinauf.

Nun, da ich wußte, wo ich hin mußte, entspannte ich mich ein wenig und ging langsamer. Ich begann die Stadt und ihre Menschen zu studieren. Jeder schien ängstlich in seiner eigenen kleinen Welt dahinzuhasten, völlig von seiner Umgebung abgeschnitten zu sein und sich vor einem Gespräch mit anderen Menschen zu scheuen. Ich sah ein ganzes Meer von unglücklichen, verzerrten Gesichtern voller Sorgen und innerer Anspannung. Eine Subkultur nach der anderen tauchte vor meinen Augen auf und verschwand wieder. Die Stadt war in Schichten verschiedener Aktivitäten und sozialer Klassen unterteilt – lauter kleine, ineinander verschachtelte Welten. Da gab es die Welt der Bettler, Drogenhändler und Betrunkenen, der Geschäftsleute, Entertainer, Huren, Schwulen, Taxifahrer, Polizisten und Opernbesucher, die Welt der Reichen und Armen und noch so viele andere. Jeder Mensch war in seiner eigenen Welt gefangen und hatte keinen Kontakt mit den anderen.

Nach dem nächsten Häuserblock hatte ich die Forty-second Street erreicht und war ziemlich entsetzt über das, was sich da vor mir ausdehnte. Die Straße war heller erleuchtet als alle anderen – fast taghell. Wieder wanderte ich durch ein Meer von Menschen, vorbei an Pornoläden, aufdringlichen Prostituierten, Zelten, in denen Sexshows stattfanden, Zuhältern, Dealern und allen möglichen anderen Menschen, die unablässig an mir vorbeihasteten. Ich ging möglichst rasch weiter und nahm so viele Informationen in mich auf, wie ich konnte, ohne daß es den anderen auffiel. Ich wollte nicht noch einmal so eine Begegnung mit der Polizei erleben wie vorhin am Busbahnhof, und einige dieser Leute hier sahen aus, als ob sie imstande wären, einem bedenkenlos die Kehle durchzuschneiden. In weiter Ferne sah ich ein Straßenschild, auf dem «Broadway» stand. Ohne mich noch einmal nach diesem modernen Sodom und Gomorrha umzusehen, bog ich in den Broadway ein und ging nach Norden.

Schon nach ein paar Schritten befand ich mich in einer ganz anderen Welt. Hier trugen die Menschen ihre eleganteste Kleidung, Limousinen brausten an mir vorbei oder setzten Leute vor Theatern ab, und das Leben ging einen etwas langsameren, gemächlicheren Gang. Hier gab es keine Pornoläden und Sexshows, sondern elegantere Geschäfte, die Menschen drängelten sich nicht mehr so rücksichtslos aneinander vorbei und bettelten einen auch nicht mehr so unverhohlen an. Auch diese Menschen beobachtete ich dabei, wie sie die Rolle spielten, die von ihnen erwartet wurde, so taten, als lachten sie, und dabei tief in ihrem Inneren völlig leer zu sein schienen. Ich begriff nicht, worin die Anziehungskraft dieser Stadt bestand und warum die Menschen sich mit all diesen leeren Fassaden, der Feindseligkeit, der Hektik und Oberflächlichkeit des Lebens hier abfanden. Als ich den Broadway entlangging, fragte ich mich, ob diese Menschen wohl je die Wildnis gesehen hatten – und wenn ja, wie sie es dann über sich brachten, hierher zurückzukehren. Es war alles so verwirrend, so hektisch und erdrückend.

Schließlich war ich am Central Park angelangt und flüchtete mich in den Schutz der Grünanlagen. Zwar waren auch hier viele Menschen unterwegs, aber sie schlenderten langsam und gemächlich an mir vorbei, und ich befand mich endlich wieder in einer Umgebung, die mir einigermaßen vertraut war. Hier, wo die Stadt in eine – wenn auch gezähmte – Natur überging, standen meine Chancen besser. Sofort überkam mich ein Gefühl der Geborgenheit. In dieser Umgebung konnte ich mich bewegen, ohne aufzufallen. Obwohl die konzentrischen Kreise der Natur hier nur gedämpft zu hören waren, sprachen sie dennoch zu mir und halfen mir, mich zu orientieren. Solange ich mich im Central Park aufhielt, lebte ich eigentlich nicht direkt auf der Straße, sondern in einer vertrauteren Umgebung, in der das Überleben leichter fiel. Doch ich wollte meine ersten Wochen hier verbringen und den Park als Ausgangspunkt benutzen, von wo aus ich dann nach und nach die ganze Stadt kennenlernen würde.

Ich suchte lange nach einem geeigneten Platz für mein Nachtlager. Ein paar Obdachlose schienen sich hier an geschützten Stellen verkrochen zu haben, aber sie hatten sich nicht auf Dauer dort

niedergelassen, sondern sich höchstens einen kleinen Unterschlupf aus Pappe gebaut; und manche schliefen einfach auf dem Boden und deckten sich mit Zeitungen, Decken, Mänteln oder irgend etwas anderem zu, was sie eben gerade finden konnten. Fast an jeder Mülltonne stand jemand und suchte nach Eßbarem, und auf den einsameren Wegen tief im Inneren des Parks schlichen Diebe umher, die sicherlich auf irgendein ahnungsloses Opfer warteten. Innerhalb von ein paar Stunden beobachtete ich mehrere Raubüberfälle und unzählige Drogengeschäfte. Immer verzweifelter suchte ich nach einem geeigneten Lagerplatz. Ich mußte noch vor Anbruch der Morgendämmerung mein Lager aufschlagen, alles sammeln, was ich dazu brauchte, und meine Lagerstätte tarnen. Wenigstens begegnete ich nun, da ich tiefer ins Innere des Parks vordrang, immer weniger Leuten, und der Lärm von den Straßen rundherum war nur noch seltsam gedämpft zu hören.

Ich arbeitete mich bis zum hinteren Ende des Sumpfes an der Westseite des Parks vor, schaute über das Betonschutzgeländer und hielt nach einem Straßenschild oder irgendeinem anderen Erkennungszeichen Ausschau, das mir helfen würde, mein Lager später wiederzufinden. Kaum hatte ich einen Blick auf die Straße geworfen, da stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß das Museum für Naturgeschichte sich direkt gegenüber befand. Es war, wie wenn man an einem feindseligen Ort einen alten Freund wiedertrifft. Ich fühlte mich erleichtert, und irgendwie wußte ich, daß ich mein Lager ganz hier in der Nähe aufschlagen würde. Im Nu hatte ich eine Reihe von Steinen und Felsen entdeckt, die ein natürlicher Bestandteil der Landschaft waren. Ein Spalt zwischen zwei Felsbrocken war gerade groß genug für mich. In dieser Felsspalte lag ein großer Haufen aus Blättern und anderen Abfällen, die nie weggeräumt worden waren. Das war das ideale Nachtlager für mich. Ich vergrub mich in der Laubdecke und schlief ein.

Irgendwann erwachte ich von dem ohrenbetäubenden Dröhnen des Verkehrs und den Geräuschen der Menschen. Das einzige, was ich sah, war die Sonne, die hoch über mir stand. Da wußte ich, daß es schon Mittag sein mußte. Ich rührte mich erst vom Fleck, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß die Luft rein war. Zwar hatte ich mich schon seit langem darauf trainiert, beim leisesten ungewohnten Geräusch aufzuwachen, aber offenbar beeinträchtigte die Großstadtumgebung mein Wahrnehmungsvermögen und meine antrainierten Verhaltensweisen. Nachdem ich festgestellt hatte, daß um mich herum alles ruhig blieb, begann ich die Umgebung zu erkunden und mich nach einem anderen Lagerplatz umzusehen, obwohl dieser hier eigentlich ganz gut war. Ich staunte darüber, wie viele Tiere und Pflanzen im Schutze des Parks lebten und gediehen. Sicher war es ein Kinderspiel, hier zu jagen und etwas Eßbares zu finden, aber das verstieß gegen die Regeln, die ich mir zu Beginn meiner Reise auferlegt hatte. Zuallererst mußte ich Wasser und etwas zu essen finden, aber in Abfalleimern und Mülltonnen würde ich nicht herumwühlen.

Ich stieß auf ein Restaurant in der Nähe meines Lagers und entdeckte am Lieferanteneingang einen

zusammengerollten Schlauch. Leise schlich ich mich zu dem Schlauch hinüber, drehte den Wasserhahn auf und trank, tief im Gebüsch verborgen und für niemanden zu erkennen. Dann machte ich mich auf die Suche nach frischen Lebensmitteln, die das Küchenpersonal weggeworfen hatte. Auch damit hatte ich bald Glück. Ich sah, wie eine Küchenhilfe Tüten voll Essen auf die Terrasse hinausstellte, die in die Mülltonne geworfen werden sollten. Innerhalb von ein paar Sekunden hatte ich mich hinübergeschlichen, mir etwas davon geholt, mich wieder in das Gebüsch im Garten zurückgezogen und ließ es mir schmecken. Meine erste richtige Mahlzeit in der Großstadt bestand aus einer Folienkartoffel, einem noch warmen Steak, grünen Bohnen, einem Krabbencocktail und einem Stück Apfelkuchen. Anscheinend hatte ein Gast dieses Essen zurückgehen lassen, weil das Steak nicht richtig durchgebraten war. Doch für mich war es genau richtig – mein Kompliment an den Küchenchef.

Ich war so satt, daß ich förmlich spürte, wie mein Magen sich vorwölbte. Als ich zu meinem Lager zurückschlenderte, wobei ich die Wege mied und darauf achtete, von niemandem gesehen zu werden, beobachtete ich, wie die Armen und Obdachlosen die Mülltonnen in der Nähe des Restaurants durchwühlten. Es wunderte mich, daß niemand sich in den Hinterhof des Restaurants wagte, wo das gute Essen weggeworfen wurde. Ich kletterte auf eine hohe Platane, beobachtete das Restaurant eine Zeitlang und fragte mich, warum die Obdachlosen denn nicht dorthin gingen. Doch das wurde mir gleich darauf erschreckend klar, als ich sah, wie ein Obdachloser von einer wütenden Küchenangestellten verscheucht wurde. Das begriff ich nicht. Schließlich waren das doch nur Abfälle, die ohnehin weggeworfen wurden. Hatten diese Menschen denn gar kein Mitleid mit den hungernden Obdachlosen? Oder wollten sie, daß diese Leute sich vom Restaurant fernhielten, damit ihre wohlhabenden Gäste sie nicht zu sehen brauchten?

Langsam schlenderte ich zu meinem Lager zurück, betrübt über die Mitleidlosigkeit, die ich hier erlebt hatte, nicht nur in dem Restaurant, sondern in allen Stadtteilen, in denen ich bisher gewesen war. Als der Tag zu Ende ging, begann ich mein Lager aufzuschlagen. Zuerst grub ich in meiner Felsspalte ein Loch in die weiche Erde, und zwar an der Stelle, wo der Boden sich zu dem größeren der beiden Felsbrocken hin absenkte, so daß ein kleiner Felsvorsprung entstand. Das Loch, das ich grub, war einen knappen Meter tief und so lang und so breit, daß ich gut darin Platz hatte. Diese Grube füllte ich mit den weichsten, saubersten Blättern, die ich finden konnte, und legte dicke Zweige und Stöcke darüber, die ich in den Teilen des Parks gesammelt hatte, die nicht von Gärtnern bearbeitet wurden. Ganz obenauf streute ich eine Schicht Erde und gestaltete meinen Lagerplatz so, daß er vollkommen natürlich wirkte. Schließlich fertigte ich aus Zweigen und Blättern einen Deckel an, den ich ebenfalls tarnte und mit dem ich den Eingang zu meinem Unterschlupf verschloß. Selbst ein erfahrener Spurenleser würde hier nichts Auffallendes entdecken können. Schon lange vor Einbruch der

Morgendämmerung war mein Lager fertig.

In den nächsten Wochen erkundete ich die Umgebung des Parks und die umliegenden Stadtteile. Ich beobachtete die verschiedenen Welten, die Subkulturen der Menschen, die alle in ihrer eigenen Realität lebten. Ich lernte die Charaktere und Verhaltensweisen von Straßenräubern und Obdachlosen, von Geschäftsleuten der verschiedensten Managementebenen, von Schwerstarbeitern, Straßenbanden, Drogenhändlern, Zuhältern und Polizisten kennen. All diese Leute studierte ich genau, beobachtete, worauf sie achteten und worauf nicht, wie wachsam sie waren und was sie von ihrer Umgebung wahrnahmen. Ich prägte mir ihren Tagesablauf ein, so daß ich mich in der Großstadtumgebung bald ebenso mühelos bewegen konnte wie in der Wildnis. Ich probierte verschiedene Scout-Methoden und -Techniken an ihnen aus und stellte fest, daß ich sie kaum abzuwandeln brauchte. Schon nach kurzer Zeit war mir klar, daß die Scout-Strategien und -Fähigkeiten, die ich in der Wildnis gelernt hatte, sich auch in der Großstadt anwenden ließen.

Sobald ich die eingefahrenen Geleise kennengelernt hatte, in denen das Leben der Stadtbewohner sich bewegte, konnte ich meine eigenen Aktivitäten um sie herum planen und mir die Plätze suchen, an denen ich für sie unsichtbar blieb. Ich lernte, mich in der Stadt zu bewegen, ohne mich in die Situationen der Menschen dort hineinziehen zu lassen und trotzdem so zu wirken, als gehörte ich dazu, so daß ich den Strom des Lebens nicht unterbrach und nicht weiter auffiel. Sich in die Großstadtumgebung einzufügen gehörte zu den Künsten der Scouts, genau wie das Leben in der Wildnis. Der Scout beobachtet einen routinemäßigen Ablauf, entdeckt eine Schwachstelle darin, schiebt sich in diese Schwachstelle hinein und bewegt sich in ihrem Strom. Auf diese Weise bemerkt ihn niemand. Diesen toten Raum gibt es in der Natur ebenso wie in der Großstadt. Selbst jene Menschen, die nachts allein durch den Park gingen und übermäßig wachsam waren, weil sie fürchteten, überfallen oder beraubt zu werden, hatten unzählige tote Räume, in denen ich mich bewegen konnte. Und sogar bei den Dieben, die sich an ahnungslose Opfer heranschlichen, gab es diese toten Räume. Wenn man sich diese toten Räume zunutze macht und sich völlig in seine jeweilige Umgebung einfügt, sieht einen niemand. Deshalb konnte ich mir auch ohne weiteres Essensreste von den Hintereingängen der Restaurants holen, während alle anderen es nicht schafften.

Ich lernte auch, mich überall und zu jeder Tages- und Nachtzeit in der Stadt zu bewegen. Ich konnte mich in Gebäude hinein- und wieder hinausschleichen, ohne gesehen zu werden, einerlei, ob es Tag oder Nacht war, und unbemerkt an Wächtern und hochtechnisierten Überwachungsanlagen vorbeischlüpfen.

Ich brauchte nur diese Lücke in ihrem Bewußtsein oder in ihren Sicherheitsvorkehrungen zu entdecken. Ich spionierte Baustellen, Museen, Polizeizentralen, Touristenattraktionen und Wolkenkratzer aus, gleichgültig, ob sie geöffnet oder geschlossen waren. Ja, ich schlich mich sogar

über die Dächer von Harlem und beobachtete die Banden in den Straßenschluchten unter mir oder auf den Dächern, ohne eine Spur zu hinterlassen. Hier in der Stadt lernte ich genau auf die gleiche Weise wie in der Wildnis: durch scharfe Beobachtung und indem ich mich strikt an die Philosophie und die Praktiken der Scouts hielt. Inzwischen flößte die Stadt mir keine Angst mehr ein, sondern war für mich nichts weiter als ein riesiger Spielplatz, wo überall aufregende Abenteuer auf mich warteten. Zwar war das, was ich hier erlebte, nicht so überwältigend wie meine Scout-Erfahrungen in der Wildnis, aber trotzdem immer noch aufregend genug.

Mein erster wirklicher Freund war ein alter Obdachloser, den sie alle Johnny Popa nannten. Wir waren nicht nur miteinander befreundet, sondern tauschten auch Wissen und Erfahrungen miteinander aus; schließlich wurde Johnny Popa für mich eine Art Großvater. Was Großvater in der Wildnis gewesen war, das war Johnny Popa in der Großstadt. Er wurde mein Lehrer, Guru und Kamerad, stets lernbegierig, aber ebenso bereit, allen Menschen, die auf ihn hörten, etwas beizubringen. Er war so etwas wie eine Vaterfigur, vor allem für Kinder und Jugendliche, die von zu Hause fortgelaufen und in die Stadt gekommen waren in der Hoffnung, hier ein neues Leben beginnen zu können. Letzten Endes brachte Johnny sie alle wieder auf den richtigen Weg; die meisten Jugendlichen, die er unter seine Fittiche nahm, kehrten früher oder später nach Hause zurück. Doch was mich am meisten erstaunte, war Johnnys Lebensphilosophie. In gewisser Weise sagte er genau das gleiche wie Großvater, nur in etwas abgewandelter, an die Großstadtumgebung angepasster Form. Ich war ihm in einer Situation begegnet, die ziemlich seltsam und überraschend war, vor allem für einen Menschen mit seinem Wissen und seinen Möglichkeiten.

Eines Nachts schlich ich mich zu später Stunde noch durch die U-Bahnstation und beobachtete das Zusammenspiel der Menschen – den lauernden Tanz zwischen Straßenräuber und potentielltem Opfer, die verstohlenen Bewegungen der Drogenhändler und das allgemeine Kommen und Gehen, das um diese Zeit schon ein wenig abzuebben begann. Aus den Augenwinkeln sah ich einen Mann, der sich nahezu unsichtbar durch die Menge bewegte. Ich beobachtete ihn lange, denn es erstaunte mich, daß er so ähnlich wie ich mit dem Fluß des Lebens in der Großstadt mitströmen konnte. Sein Verhalten fesselte mich, und ich sah ihm lange Zeit zu. Er wirkte sehr alt, aber keineswegs gebrechlich. Vor allem sein Gesichtsausdruck war außergewöhnlich: Seine Züge waren nicht vor Schmerz und Kummer verzerrt wie die meisten Gesichter der Armen. Im Gegenteil: Es ging ein strahlender Glanz des Glücks und inneren Friedens von ihm aus. In seinen Augen funkelte ein tiefes Verstehen, das mich an Großvater erinnerte, und genau wie Großvaters Augen schienen sie direkt in die Seele ihres Gegenübers hineinzublicken.

Ich schlich mich näher an ihn heran und hoffte, daß er mich ansprechen würde. Inzwischen hatte ich schon die Erfahrung gemacht, daß die Menschen, die auf der Straße lebten, nicht gern mit Fremden

redeten. Sie gingen erst aus sich heraus, wenn sie jemanden kannten und Vertrauen zu ihm gefaßt hatten. Ich zitterte innerlich und suchte nach den richtigen Worten, um ein Gespräch anzuknüpfen, während ich beobachtete, wie der Mann einen Abfalleimer durchwühlte. Plötzlich – ich weiß selbst nicht warum – fiel mir der Fünfdollarschein wieder ein, den ich vor langer Zeit am Busbahnhof gefunden hatte. Ich tippte dem Mann auf die Schulter, und er blickte lächelnd zu mir auf. «Kauf dir heute abend doch mal was Gutes zu essen», sagte ich und drückte ihm den Fünfdollarschein in die Hand.

Da veränderte der Gesichtsausdruck des Mannes sich schlagartig. Mit stolzem Blick musterte er mich von oben bis unten. «Ich brauche dein Geld nicht», sagte er dann. «Im Gegensatz zu den meisten Menschen da draußen, die ihre Seele an die Götzen des Erfolges und der Geschäftemacherei verschachert haben, bin ich ein freier Mann. Ich bete den Gott des Geschäfts nicht an, und meine Seele ist kein Sklave der Gesetze dieser Gesellschaft.»

Ich war wie erschlagen. Mein mitleidiges Vorhaben war ungünstig aufgenommen worden. Ich hatte keine Ahnung, wo meine Worte herkamen – sie strömten einfach aus mir heraus. «Du willst ein freier Mann sein?» fragte ich. «Bist du nicht auch ein Sklave, der auf diesen Papierkorb, die Straßen der Großstadt und den Müll der Gesellschaft angewiesen ist? Du lebst doch von den Abfällen des Systems, das du so verachtest! Bist du dadurch nicht auch ein Teil dieses Systems, genau wie die Ratten in der Kanalisation? Du bist ein Gefangener derselben Gesetze, denen auch die anderen Menschen gehorchen, die für die Götzen der fleischlichen Genüsse und Besitztümer arbeiten. Dein Vorgesetzter ist vielleicht kein Mensch und auch keine Firma; dein Chef sind die eingefahrenen Geleise deines Lebens, diktiert von der Wegwerfgesellschaft, in der du lebst. Wenn diese Gesellschaft untergeht, stirbst auch du mit ihr, genau wie alle anderen. Du bist kein freier Mann. Der einzige wirklich freie Mann, den ich kenne, bin ich.»

Der Mann sah mich lange prüfend an. Vor Verblüffung über meine Worte blieb ihm der Mund offenstehen. Er wirkte erstaunt und betroffen. «Wo hat ein so junger Mann eine so tiefe Weisheit her?» fragte er schließlich.

Das war mein Stichwort. Gemeinsam gingen wir weiter und unterhielten uns die ganze Nacht hindurch. Ich erzählte ihm von meinem Leben in der Wildnis und allem, was Großvater mir beigebracht hatte. Ich sprach von meinen Wanderungen, meiner Vision und all den Dingen, die sicherlich bald passieren würden, wenn die Gesellschaft sich nicht änderte. Ich erklärte ihm auch, was ich hier in der Stadt tat, und schilderte ihm die Strategien und Methoden der Scouts. Dann erzählte er mir von seinem Leben. Ich erfuhr, daß die Großstadt seine Wildnis war, und er beschrieb mir seine Vision. Ich staunte. Der Mann hatte Maschinenbau studiert und bei einer großen Firma in der Stadt gearbeitet. Das Großstadtleben hatte ihn seine Familie, seinen gesunden Menschenverstand und all seine Träume gekostet. Da war ihm klargeworden, daß sein Beruf ihn nicht weiterbrachte. Schon vor langer Zeit – vor

vierunddreißig Jahren – hatte er beschlossen, anderen Menschen zu helfen, und seitdem lebte er auf den Straßen der Großstadt.

Mir wurde bald klar, was seine Vision war. Er hatte versucht, in dem umständlichen, bürokratischen System zu arbeiten, das Obdachlosen und insbesondere von zu Hause ausgerissenen Jugendlichen half, aber da waren ihm überall nur Steine in den Weg gelegt worden. Schließlich erlebte er etwas, was ich nur als Vision bezeichnen kann, und erkannte, daß man diesen heimatlosen Kindern und Jugendlichen lediglich helfen konnte, wenn man sich in ihrer eigenen Welt bewegte. Also lebte er auf den Straßen New Yorks und begann dort seine Wunder zu wirken, nicht nur bei Jugendlichen, die von zu Hause fortgelaufen waren, sondern auch bei anderen heimatlosen Menschen und Familien. Johnny war wie ein Vater für sie. Er half ihnen auf ihrem Weg zurück in die Gesellschaft, und diejenigen, die das Leben auf der Straße nicht aufgeben wollten, zeigte er, wie man dort zurechtkam. Ich staunte über die innere Überzeugung und Hingabe, mit der er seine Vision verwirklichte. Er verzichtete wirklich auf jede Bequemlichkeit und opferte sich auf, um anderen Menschen zu helfen.

Dann begann ich Johnny meine Welt zu zeigen. Ich erklärte ihm, welche Pflanzen im Park essbar waren oder sich als Arznei eigneten. Gleichzeitig brachte ich ihm Rücksichtnahme auf die Natur bei und zeigte ihm, wann und wie man von diesen Pflanzen ernten mußte, um sie nicht zu zerstören. Als ich ihm schließlich mein Scout-Lager zeigte, war er verblüfft und aufgeregt wie ein Kind. Ich richtete zwischen den Felsbrocken in der Nähe der Stelle, wo ich schlief, eine ähnliche Grube für Johnny her. Scherzend stellten wir fest, daß das fast so etwas wie eine Zweizimmerwohnung war – und das beste daran, daß es keinen Hausbesitzer gab und wir keine Miete zu zahlen brauchten. Ich zeigte ihm auch, wie man sich wie ein Scout bewegt und den Strom des Lebens in der Stadt einfach an sich vorbeifließen läßt. Auf diese Weise gelang es ihm bald, Essensreste an den Hintertüren der Restaurants zu sammeln, genau wie ich es tat. Zwar war er damit immer noch auf die Abfälle der Gesellschaft angewiesen, doch wenigstens waren es nicht mehr die halbverfaulten Essensreste aus den Abfalleimern der U-Bahnstationen.

Aber Johnny zeigte mir auch seine Welt und machte mich mit vielen Menschen bekannt, die auf der Straße lebten. Er machte mich mit dem Leben in der Großstadt bekannt und brachte mir bei, mich dort so zu bewegen wie er. Ich sah, wie er sich um die Menschen bemühte – vor allem um von zu Hause weggelaufene Kinder und Jugendliche – und wahre Wunder bewirkte. Er kam selbst an Jugendliche heran, die sich von allen anderen Menschen abgekapselt hatten, und schickte sie mit einer neuen Lebensphilosophie zurück nach Hause. Es war erstaunlich, wie sehr er in seinem Verhalten und seinen Gewohnheiten an Großvater erinnerte. Für mich bestand kein Zweifel daran, daß dieser Mann nicht nur auf der physischen Ebene arbeitete, sondern auch ein geistiger Heiler war – ein echter Großstadtschamane. Ich lernte viel von ihm, sowohl in physischer als auch in spiritueller Hinsicht.

Oberflächlich betrachtet, sah es so aus, als belehrten wir uns gegenseitig, doch in Wirklichkeit lernte ich mehr von Johnny als er von mir.

Meine eindrucksvollste Lektion erteilte mir Johnny, als ich ihm einen schwarzen Jungen brachte, den ich mit knapper Not vor dem Tod errettet hatte. Ich war spät nachts noch durch den oberen Teil des Central Parks gewandert und hörte plötzlich ein paar Schritte vor mir großen Aufruhr. Ich blieb stehen, schlich mich an eine Stelle, von wo aus ich alles gut überblicken konnte, und sah zu meinem Entsetzen, wie ein älterer Schwarzer einen zwölfjährigen farbigen Jungen festhielt. Zwei andere Männer, der eine mit einem Knüppel und der andere mit einem Messer, stachen und prügeln abwechselnd auf das Kind ein, das schon halb bewußtlos war. Noch ehe ich in die Großstadt gekommen war, hatte ich es mir zum Grundsatz gemacht, mich nicht in fremde Angelegenheiten einzumischen. Ich wollte mich nicht zum Hüter der Moral aufschwingen, sondern unsichtbar bleiben und den Strom des Lebens in diesem Betonschlingel in keiner Weise stören. Schon oft hatte ich beobachtet, wie man Menschen mit vorgehaltener Pistole ausraubte, Taschendiebe Passanten den Geldbeutel wegnahmen oder Drogengeschäfte abgewickelt wurden. Und ich hatte auch schon alle möglichen anderen Gewaltverbrechen mit angesehen, doch ich konnte nichts weiter tun, als dabeizustehen und zuzuschauen. Allerdings kostete es mich immer größere Überwindung, nicht einzugreifen.

Aber das hier war etwas anderes. Hier war das Leben eines Kindes in Gefahr, und mein Schwur galt nicht mehr, wenn ich durch mein Einschreiten jemanden vor dem sicheren Tod erretten konnte. Für mich bestand kein Zweifel daran, daß dieser Junge sterben mußte, und zwar eines qualvollen Todes, wenn ich nichts unternahm. Zum ersten Mal, seit ich in die Großstadt gekommen war, fuhr das primitive Ur-Ich schlagartig in meinen Körper, und das Tier in meinem Inneren brach sich ungestüm Bahn. Ich eilte zu dem Schauplatz der Schlägerei, entriß dem Mann den Knüppel und versetzte ihm mit der Stockkampftechnik der Scouts mehrere Schläge auf den Kopf, bis er bewußtlos zu Boden sank. Dann schlug ich dem anderen Mann mit dem Knüppel das Messer aus der Hand und zerschmetterte seinen Unterarm mit einem so heftigen Schlag, daß der Knochen seine Haut durchstieß. Schließlich machte ich ihn mit einem Schlag auf den Kopf bewußtlos. Beide Männer lagen schon am Boden, noch ehe der dritte dazu kam, den Jungen loszulassen und zu reagieren.

Der Mann, der den Jungen festgehalten hatte, war groß und anscheinend auch sehr kräftig. Er stürzte sich auf mich, und ich ließ absichtlich den Knüppel fallen und trat einen Schritt zur Seite, um ihm auszuweichen. Der Mann blickte sich um und grinste siegessicher, als er sah, daß ich den Stock verloren hatte. Wieder machte er einen Satz auf mich zu, und ich packte seine Hände, zerquetschte mit der rasenden Wut des Tieres in meinem Inneren seine Finger und drehte ihm dann die Arme um, bis ich spürte, wie sie aus seinen Schultergelenken brachen. Dann rammte ich ihm meine Stirn ins Gesicht. Er sackte hinüber zu seinen Brüdern ins Land der Bewußtlosen. Ich hob den Jungen vom Boden auf

und schleifte ihn ins schützende Dickicht – gerade noch rechtzeitig, denn in diesem Augenblick kamen noch mehr Bandenmitglieder angelaufen. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß der Junge gut versteckt war, kehrte ich zurück, um zu sehen, was die Bande vorhatte. Immer noch tobte das Tier in meinem Inneren. Ich war außer mir vor Zorn darüber, wie die Männer den Jungen zugerichtet hatten. Ich bezweifelte, ob er diese Mißhandlung überleben würde, und das wollte ich den Männern heimzahlen.

Während ich mich ins Gebüsch zurückschlich, halfen ein paar Bandenmitglieder ihren gestürzten Helden wieder auf die Beine. Inzwischen schien ein großer, kräftiger Bursche, der wie ein Zuhälter gekleidet war, das Kommando übernommen zu haben. Er schrie die drei an, sie hätten den Jungen umbringen sollen, statt ihn entkommen zu lassen. Drohend richtete er den Revolver auf sie und befahl ein paar anderen Mitgliedern seiner Bande, im Park auszuschwärmen und nach dem Jungen zu suchen. Wie ich erwartet hatte, wählten die Männer den einfachsten Weg und blieben auf den Pfaden. Da wußte ich, daß der Junge in seinem Versteck in Sicherheit war. Schließlich hatten sie den letzten der drei Männer, die ich zusammengeschlagen hatte, davongeschleppt. Jetzt war nur noch der Anführer da und wartete darauf, daß die Burschen, die er auf die Suche geschickt hatte, mit dem Jungen zurückkamen. Immer noch hielt er herausfordernd seinen Revolver in der Hand. Ich brach einen dicken Stock aus dem Dickicht ab und warf ihn mit der ganzen Kraft des entfesselten Tiers nach dem Anführer. Der Stock traf ihn mit solcher Gewalt am Handgelenk, daß sich ein Schuß aus seinem Revolver löste. Dann flog der Revolver in hohem Bogen ins Unterholz. Ich sprang auf den Anführer zu und versetzte ihm einen so heftigen Schlag, daß er zu Boden stürzte und in einem matschigen Graben in sich zusammensackte.

Dann ließ ich die Bandenmitglieder, die immer noch laut schreiend nach dem Jungen suchten, hinter mir und trug den verletzten Jungen zu meinem Lager. Ich war überzeugt davon, daß er sterben würde, wenn er nicht sogar schon tot war. Doch da sah ich glücklicherweise Johnny vor unserem Lagerplatz sitzen und brachte das Kind zu ihm. Staunend sah ich zu, wie er ans Werk ging. Wir stillten seine Blutung, und Johnny bat mich, mitzukommen und den Jungen zu tragen. Dann traten wir auf die Straße, und Johnny winkte mit einem Zwanzigdollarschein in der Hand ein Taxi herbei. Wir sprangen hinein, und der Fahrer brauste davon, ohne daß Johnny oder ich ihm irgendwelche Anweisungen zu geben brauchten. Der Taxifahrer und Johnny schienen irgendwie zusammenzuarbeiten oder sich zumindest zu kennen. Johnny und ich bemühten uns um den Jungen und versuchten weiter seine Blutung zu stillen, so daß ich gar keine Zeit mehr hatte, darüber nachzudenken, wie gut das Zusammenspiel zwischen Johnny und dem Taxifahrer funktioniert hatte.

Vor einem gepflegten Steingebäude hielt das Taxi mit quietschenden Bremsen an, und mit Hilfe des Taxifahrers trugen wir den Jungen in das Gebäude hinein. Der Fahrer klopfte an eine Tür. Sie ging auf,

und wir betraten eine Arztpraxis. Sofort kam der Arzt heraus und half uns, den Jungen auf den Tisch zu legen. Während er ihn verarztete, fragte er Johnny verständnisvoll: «Der ist wohl von einer Bande zusammengeschlagen worden?»

Johnny nickte nur. «Wie stehen seine Chancen?» fragte er.

«Sie haben ihn übel zugerichtet», antwortete der Arzt. «Aber du hast mir schon Leute gebracht, die schlimmer aussahen. Er wird durchkommen.»

«Laß ihn hier liegen, bis es ihm wieder besser geht, und sag mir Bescheid, sobald er sprechen kann», wies Johnny ihn an.

«Du brauchst nichts dafür zu bezahlen», lächelte der Arzt.

«Er wird von der Polizei gesucht», sagte Johnny. «Wenn die Kerle ihn erwischen, bringen sie ihn bestimmt um.»

«Ich weiß schon, was zu tun ist, Johnny», erwiderte der Arzt mit einem leisen Lachen.

Ohne noch ein weiteres Wort zu wechseln, brachen wir auf. Das Taxi setzte uns wieder am Park ab. Der Fahrer verlangte kein Geld, und Johnny bot ihm auch keines an. Offensichtlich spielte sich hier vieles ab, was auf einem tiefen, stillschweigenden Einverständnis beruhte. Als wir wieder ins Lager kamen, erklärte Johnny mir, welche Rolle er bei diesem Einsatz gespielt hatte. Er erzählte mir, er habe ein Netzwerk von Menschen ins Leben gerufen, die fortgelaufene Kinder und Jugendliche aus den Händen von Straßenbanden und Zuhältern befreiten und versuchten, sie von der Straße wegzubekommen. Johnny hatte im Lauf der Jahre schon viele Kinder und Jugendliche zum Arzt gebracht. Der Arzt und der Taxifahrer – sie alle gehörten zu diesem losen Zusammenschluß von Leuten, die sich bemühten, Jugendlichen zu helfen, die auf die schiefe Bahn gekommen waren. Johnny versuchte mit den Kindern Kontakt aufzunehmen, sobald sie genug von dem rauen, grausamen Leben auf der Straße hatten. Er beobachtete sie bei ihren Bemühungen, sich durchzuschlagen, und wenn sie scheiterten, tauchte er auf und begann seine Wunder zu wirken. Allerdings erzählte er mir, daß seine Arbeit schwieriger geworden sei, seit die Banden sich auch schon in manchen Teilen des Central Parks ausgebreitet hätten und immer brutaler vorgingen.

Ich hörte ihm zu, und die Schönheit seiner Vision entfaltete sich vor meinem inneren Auge. Ich hatte dieses Netzwerk von Menschen, die sich mit solchem Engagement und völlig anonym für die Notleidenden einsetzten, nie wahrgenommen. Johnny war ein strahlendes Licht in diesem Kerker der Finsternis, ein Mann, der selbstlos seine Vision erfüllte, diese Jugendlichen zu retten, und dafür auf alle materiellen Annehmlichkeiten verzichtete. Ich wußte, daß Johnny gegen Gewalt war. Trotzdem mußte ich ihm gestehen, was ich getan hatte, um diesen Jungen vor einem langsamen, qualvollen Tod zu bewahren. Doch er lächelte nur und sagte: «Wer das Schwert ergreift, der soll auch durch das Schwert umkommen. Manchmal muß man der Brutalität der Großstadt mit der gleichen Brutalität

entgegentreten. Ich sehe, wie entsetzt du darüber bist, was du tun mußttest, aber ich glaube nicht, daß du in diesem Fall eine andere Wahl hattest. Ich kenne diese Burschen. Wenn du sie nicht so brutal und entschlossen angegriffen hättest, dann wäre der Junge jetzt tot und du höchstwahrscheinlich auch.»

Er hatte recht. Mir war nichts anderes übriggeblieben. Ich wußte, daß ich diesen Männern mit nichts anderem hätte Einhalt gebieten können als mit animalischer Aggression. Es machte mich wütend, daß die Banden diesen Teil des Parks inzwischen schon so unter Kontrolle hatten, daß selbst die Obdachlosen sich kaum noch dort hineinwagten. Ich erklärte Johnny, ich könne den Park schneller von Banden befreien als die Polizei. Da blickte er mich mit einem leisen Lächeln an, als spote er über die Unreife und Unkenntnis, die aus meinen Worten sprach. «Du weißt nicht, worauf du dich da einläßt», sagte er schließlich. «Diese Banden beherrschen die Straßen, und wer sich da einmischt, der muß es mit dem Leben bezahlen. Wie kommst du nur auf die Idee, daß du diese Leute aus den Parks vertreiben könntest?» Da erzählte ich ihm von der psychologischen Kriegsführung der Scouts, den vielen Fallen und Fußangeln und den vielen Gelegenheiten, bei denen ich meine Techniken schon eingesetzt hatte. Das interessierte ihn, und er hörte sich meinen Plan aufmerksam an.

Am nächsten Morgen machten Johnny und ich uns schon frühzeitig auf den Weg, um unseren psychologischen Krieg gegen die Banden, Drogenhändler und Straßenräuber des Parks zu führen. Ich versicherte ihm gleich zu Beginn, daß ich niemandem wirklich weh tun wolle. Aber ich würde den Burschen schon einen physischen Schock versetzen und sie auch psychisch einschüchtern. Zunächst verschaffte ich mir einen Überblick über alle Wege, die in den Park hinein- und aus ihm herausführten, sämtliche Verstecke und Fluchtmöglichkeiten. Ich zeigte Johnny die Fußspuren auf dem Boden und erklärte ihm, wie jede dieser Spuren die Absichten des Menschen, der sie hinterlassen hatte, verriete. Er schien mich zu verstehen. Es faszinierte ihn, was ich alles von der Erde ablesen konnte. Schließlich entdeckte ich eine Stelle, an der in den letzten Nächten mehrmals ein Straßenräuber auf der Lauer gelegen hatte. Sie befand sich in der Nähe eines kleinen Fußwegs, den nachts viele Leute benutzten. Dann erklärte ich Johnny, wie dieser Mann seine Opfer überfiel.

Johnny sah mir interessiert zu, als ich eine Peitschenstielfalle mit einem Dorn bastelte. Er hatte keine Ahnung, wie diese Falle funktionierte, denn den Peitschenstielfallmechanismus konnte er nicht sehen. In dieser ersten Nacht mußte er sich stets weit hinter mir halten, während ich meine Fallen konstruierte, damit er nichts an der natürlichen Landschaft veränderte. Denn Johnny kannte zwar die Großstadt, doch die Gesetze der Wälder begann er gerade erst kennenzulernen. Ich stellte noch mehrere Fallen in diesem Teil des Parks auf, in dem viele Kriminelle ihr Unwesen trieben, konstruierte sie aber stets so, daß nicht versehentlich ein Unschuldiger hineinstolpern konnte. Der Mechanismus wurde erst dann ausgelöst, wenn jemand etwas Kriminelles tat, denn die Fallen und die Stellen, an denen ich sie aufstellte, waren auf die Bewegungen eines Menschen abgestimmt, der etwas Verbotenes im Schilde

führte. Als ich fertig war, war es schon ziemlich spät. Jede meiner Fallen war genau auf den Tagesablauf des Verbrechers eingestellt, den ich damit fangen wollte. Auf diese Weise konnten Johnny und ich uns in der Nähe verstecken und beobachten, wie die Fallen ihren Zweck erfüllten.

Ich hätte mir keine bessere Methode vorstellen können, Johnny zu zeigen, wie wirkungsvoll die psychologische Kriegsführung und die Fallen der Scouts waren, als ihn einfach zuschauen zu lassen. Wir legten uns in weitem Abstand von meiner Stolperfalle für den Straßenräuber auf die Lauer. Wie ich erwartet hatte, kam er zeitig und würde daher in die erste Falle hineinstolpern, die ich konstruiert hatte. Der Trick dieses Straßenräubers bestand darin, sich um die Zeit, wenn die Theatervorstellungen endeten, im Gebüsch zu verstecken und den Menschen aufzulauern, die durch den Park nach Hause gingen. Er kam pünktlich und legte sich hinter einem Busch auf die Lauer. Mehrere Leute ließ er unbehelligt vorbeigehen. Wahrscheinlich hielt er diese Passanten nicht für geeignete Opfer: Sie waren entweder zu kräftig oder zu jung und hatten nicht genügend Geld bei sich. Dann entdeckte der Räuber den Polizisten in Zivil und zog sich tief ins Gebüsch zurück, bis dieser vorbeigegangen war. Am Gang des Polizisten erkannte ich, daß er eine Pistole bei sich trug. Ich fragte mich, woher der Straßenräuber das wohl wußte.

Dann kam ein Ehepaar mittleren Alters den Weg entlanggeschlendert, wo der Räuber auf der Lauer lag. Ich stieß Johnny mit dem Ellbogen an. An der Art, wie der Straßenräuber sich bewegte, erkannte ich, daß er es auf dieses Paar abgesehen hatte. Wie vorausgesehen, duckte er sich, wartete, bis die beiden vorübergegangen waren, und schlich sich dann hinter ihnen aus dem Gebüsch. Sobald er den dunklen Weg betrat, betätigte er den Hebelzweig, und mit einem leisen Zischen setzte der Stock meiner Falle sich in Bewegung. Der spitze Dorn traf ihn direkt unterhalb des Knies und bohrte sich in sein Fleisch. Ich hatte absichtlich einen kurzen Dorn gewählt, um dem Mann keine zu tiefe Wunde zuzufügen; aber der Stock war dick und versetzte ihm einen kräftigen Hieb. Ich stieß Johnny mahnend in die Seite, als er versuchte, ein Lachen zu unterdrücken. Der Mann wälzte sich vor Schmerz auf dem Boden und hielt sein verletztes Knie umklammert; das Messer glitt ihm aus der Hand und fiel auf den Weg. Das Ehepaar warf einen Blick auf das Messer und rannte dann hilfeschreiend davon. Da versuchte der Straßenräuber sich aufzurappeln und fortzulaufen, aber sein Knie war ganz taub vor Schmerz. Innerhalb von ein paar Sekunden hatten zwei Polizeibeamte und der Polizist in Zivil den Mann geschnappt und schleiften ihn aus dem Park.

Johnny staunte über die Wirksamkeit der Falle. Als die Nacht vorüber war, konnte er gar nicht fassen, was ich in dieser kurzen Zeit alles bewirkt hatte. Er sah, wie eine Bande eine kleine Lichtung in einem Wäldchen betrat und dabei einen Mechanismus in Gang setzte, der einen ihrer Männer über und über mit Teer begoß. Er beobachtete, wie ein Drogenhändler in eine Fallgrube stolperte und sich den Fuß verstauchte. «Das ist die Fallgrube mit den rollenden Holzklötzen», erklärte ich Johnny. Sobald man mit

dem Fuß in die Grube einbricht, rollen die Holzblöcke auf dem Boden der Falle so hin und her, daß man sich den Knöchel schmerzhaft verstaucht. «Ich hätte die Falle auch so konstruieren können, daß der Mann sich den Fuß bricht», sagte ich. Johnny sah, wie ein anderer Drogenhändler in einen Fallstrick trat, hinfiel und vor Schmerz aufschrie. Ehe er sich wieder befreien konnte, hatte die Polizei ihn bereits gefaßt. Die ganze Nacht hindurch beobachteten wir, wie Stolperdrähte, Baumfallen, Fußangeln, Fallstricke und -gruben ihre wundersame Wirkung taten. Noch mehr verblüffte es Johnny, daß keiner der Verbrecher, die sich in den Fallen fingen, eine bleibende Verletzung davontrug.

Er beobachtete, wie ich mich in einem Wassergraben auf die Lauer legte, der in einem kleinen See mündete. Ich hatte mich mit Schlamm beschmiert und wartete auf eine Prostituierte, die immer hier vorbeikam. Ich packte sie an den Fußknöcheln, zog sie mit einem furchterregenden Knurren in den Matsch und verschwand dann blitzschnell. Kreischend kroch die Prostituierte aus dem Schlamm und flüchtete – wahrscheinlich schneller, als sie jemals in ihrem Leben gerannt war. Johnny staunte, als wir Zeuge eines Straßenraubs wurden und ich dem Räuber mit einem Stock das Messer aus der Hand schlug, so wie ich es kürzlich bei dem Anführer der Bande getan hatte. Noch verblüffter war er, als ich einen Taschendieb anrempelte und zu Boden zerrte. Ich war immer noch schlammbeschmiert und tat, als wolle ich den Mann beißen. Das war für Johnny eine Nacht voller siegreicher Abenteuer. Und zu guter Letzt erlebte er den absoluten Höhepunkt der Scout-Kriegsführungsstrategien, das große Finale.

Eigentlich war die Sache ganz einfach. Ich lenkte absichtlich die Aufmerksamkeit einer Bande auf mich. Als sie mich zu verfolgen versuchte, lockte ich sie in die Ecke des Parks, wo der Wald und das Gebüsch am dichtesten waren, und knöpfte mir dann einen Burschen nach dem anderen vor. Einem nahm ich das Messer aus der Hand und zwang ihn, sich splitternackt auszuziehen und durch den Park zu flüchten. Ein anderes Bandenmitglied band ich mit seinem Gürtel an einen Baum und erklärte ihm, wenn er sich von der Stelle rühre, ziehe er an einem Faden und löse ein Gewehr aus, dessen Lauf auf seinen Hinterkopf gerichtet sei. Dem dritten jagte ich so einen gewaltigen Schrecken ein, daß er nicht einmal mehr schreien konnte, sondern in panischer Angst aus dem Park rannte, während ich ihm auf den Fersen folgte und ihn in den Rücken biß. Den Anführer lockte ich in eine Fußangel und band ihn dann mit seinen eigenen Kleidungsstücken mit ausgestreckten Armen und Beinen an Pfählen fest, die ich in den Boden gerammt hatte. Als ich fertig war, konnte Johnny, der weit hinten im Dickicht verborgen lag und mich beobachtete, sich vor Lachen kaum noch halten.

Hinterher erklärte er mir, selbst nachdem er gesehen habe, wie ich die Fallen aufstellte und was für umfangreiche Vorbereitungen ich traf, habe er es nie für möglich gehalten, daß sie so gut funktionieren würden. Er staunte darüber, daß man das Naturell des Verbrechers so wirksam als Waffe gegen ihn einsetzen konnte und daß dieses Spiel der psychologischen Scout-Kriegsführung tatsächlich so wirkungsvoll war. Fast den ganzen nächsten Monat lang pirschten wir uns an die Kriminellen in dem

Park heran, stellten ihnen Fallen und versetzten sie in Angst und Schrecken, bis schließlich im Central Park nachts wieder himmlische Ruhe herrschte. Wir fragten uns, wie die Polizei sich die plötzliche Abnahme von Verbrechen in unserem Teil des Parks wohl erklärte. Doch trotz der Erfolge, die wir in unserer unmittelbaren Umgebung erzielten, gelang es uns nicht, die allgemeine Kriminalität in der Stadt einzudämmen. Wir wußten, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann die Verbrecher wieder ihr Unwesen in dem Park treiben würden. Wenn ich vorgehabt hätte, in New York zu bleiben, hätte ich sie vielleicht für immer fernhalten können, aber ich wollte bald wieder in die Wildnis zurückkehren.

Über Weihnachten lud ich Johnny zu mir nach Hause ein und stellte ihn meinen Eltern vor. Wir verbrachten ein paar wunderschöne Tage miteinander; ich hatte Gelegenheit, ihm meine Wildnis, die Pine Barrens, zu zeigen und ihm all die Dinge vorzuführen, die ich im Laufe der Jahre gesammelt und gebastelt hatte. Meine Eltern behandelten Johnny so herzlich, als gehöre er zur Familie. Sie waren es inzwischen schon gewöhnt, daß ich heimatlose Tiere und Menschen mit nach Hause brachte. Doch schon nach ein paar Tagen merkte ich, daß Johnny unruhig wurde; es zog ihn zu seiner Arbeit zurück. Er erklärte mir, die Ferien seien immer die schwerste Zeit für die Kinder und Jugendlichen, also müsse er jetzt unbedingt für sie da sein. Ich begleitete ihn zurück nach New York und blieb noch bis Mitte Februar bei ihm. Wir lernten weiter voneinander. Johnny wurde ein Großstadt-Scout – wahrscheinlich der erste, den es gab. Widerstrebend verließ ich die Stadt, die ich inzwischen in- und auswendig kannte. Vieles von dem, was ich gelernt hatte, verdankte ich Johnny. Vor allem hatte er mich gelehrt, wie man sich für seine Vision aufopfert und daß selbst im düstersten Großstadtdschungel Platz für das Licht der Liebe und des Mitleids ist.

Im Lauf der nächsten Jahre blieb ich so eng wie möglich mit Johnny in Kontakt. Er bemühte sich weiterhin unermüdlich, heimatlosen Kindern und Jugendlichen zu helfen, und führte das spartanische Leben der Obdachlosen, selbst in seinen letzten Lebensjahren, als er allmählich zu kränkeln begann. Im Jahr 1987 starb Johnny mit neunundsiebzig Jahren an einer Lungenentzündung. Doch die Arbeit, die er im Stillen und Verborgenen leistete, lebt in all den Menschen fort, deren Weg er kreuzte und die er gerettet hat. Denjenigen, die inzwischen seiner Vision folgen – GUS, Bill, Sally und Fred – möchte ich den Segen des Großen Geistes mit auf den Weg geben, damit sie immer ein leuchtendes Licht in der Dunkelheit der Großstadt bleiben mögen.

12 Das Scout-Bewußtsein

Der Scout ist anders als die meisten anderen Menschen. Er führt ein Leben voller Abenteuer und sieht und hört Dinge, die die meisten Leute gar nicht für möglich halten. Für ihn ist das Leben eine endlose Reihe aufregender Erlebnisse. Das Alter macht ihm nichts aus – im Gegenteil: Mit zunehmendem Alter wird er immer weiser, und diese Weisheit macht ihn zum Meister. Wer einmal das Scout-Bewußtsein erlangt hat, der bleibt für immer und ewig ein Scout, denn der Geist des Scouts wird zur einzigen Realität, zur einzig möglichen Lebensweise für ihn. Die Welt des Scouts reicht weit über das Materielle hinaus; das Physische ist nur ein Ausgangspunkt, der ihn zu einer spirituellen Existenz führt. Im Laufe der Zeit stellt er dann irgendwann fest, daß er sich fast nur noch im Bereich des Spirituellen bewegt und kaum noch etwas mit der Welt des Physischen zu tun hat. Denn ein Scout ist zum Meister geworden, sobald er die Grenzen des Fleischlichen überwunden hat und gleichermaßen in der Welt des Geistes und des Fleisches lebt.

Der Scout sieht das tägliche Leben unserer Gesellschaft und die Menschen mit anderen Augen, als die meisten Leute es sich vorstellen können. Für ihn sind die verschiedenen sozialen Schichten, die Spielregeln und routinemäßigen Abläufe des Alltagslebens in unserer Gesellschaft nichts weiter als ein großer Spielplatz. Er studiert das Leben, die Verhaltensweisen und Reaktionen seiner Mitmenschen. Ein trainierter Scout braucht einen Menschen nur anzusehen und seine Aufmerksamkeit auf ein paar kleine Details zu richten, und schon gewinnt er Einblick in die Seele dieses Menschen. Sein Verhalten, seine Kleidung, seine Reaktionen, was er wahrnimmt und was ihm entgeht, wie er seine Schuhe zubindet – das alles vermittelt dem Scout ein klares, genaues Bild von der jeweiligen Person. Wenn er zusätzlich auch noch seine Kunst des Spurenlesens einsetzt, weiß er mehr über diesen Menschen, als die meisten Außenstehenden für möglich halten. Die Menschen wären peinlich berührt, wenn sie wüßten, was ein einziger Blick einem Scout alles verrät, denn seine Beobachtungsgabe dringt bis in ungeahnte Tiefen vor.

Nachdem ich den größten Teil meiner Existenz im Scout-Bewußtsein gelebt und die Menschen genau beobachtet habe, bin ich zu mehreren Schlüssen gekommen. Erstens verstehe ich nicht, wie die Menschen sich an die Spielregeln der Gesellschaft halten können, wie sie die Götzen des Materiellen anbeten und sehnsüchtig nach den Gefängnissen der Sicherheit und Bequemlichkeit streben können, die doch nichts weiter sind als beschönigende Worte für den Tod. «Die meisten Menschen führen ein Leben stiller Verzweiflung», hat Henry David Thoreau einmal geschrieben. «Und ein Leben verzweifelter Mittelmäßigkeit», könnte ich noch hinzufügen. Für den Scout dagegen ist jeder Tag voller aufregender Abenteuer, Spiele und intensiver Erlebnisse. Das Leben ist ein einziger großer Tummelplatz, der nur darauf wartet, daß der Scout aus alten, festgefahrenen Gewohnheiten ausbricht,

sich außerhalb der gewohnten Zusammenhänge bewegt und für die anderen Menschen unsichtbar wird. Die Wildnis wird seine Heimat, und das Leben in der Gesellschaft wird für ihn zur Wildnis.

Der Scout ist der einzig wahre Krieger – ein Mann, der ohne jede Hilfsmittel in die Wildnis hinausgehen und dennoch mühelos überleben kann. Ein Mann, der seinen Körper und seine Fähigkeiten bis zur Vollkommenheit entwickelt hat, so daß kein Ort und kein Bewachungssystem dieser Welt vor seinem scharfen Auge sicher ist; überall kann er sich herein- und wieder hinausschleichen, ohne entdeckt zu werden. Für den Scout lebt selbst ein Mensch mit dem schärfsten Wahrnehmungsvermögen immer noch in einem Vakuum. Niemand kann den Scout sehen, berühren oder sein Verhalten verstehen. Er findet sich in der tiefsten Wildnis ebenso gut zurecht wie in der Enge der hektischsten, dichtbesiedeltsten Großstadt. Ein modernes Scout-Team wäre die tödlichste Kampftruppe der Welt, denn es brauchte keine Versorgung und bedürfte auch keiner modernen Kommunikationstechniken. Doch der Scout befaßt sich nur selten mit Kriegsführung; er ist ein Friedensstifter und greift stets als letzter zur Waffe. Er glaubt an Liebe und Mitgefühl, sogar seinen Feinden gegenüber.

Die klassischen Fähigkeiten des Überlebens und Spurenlesens und der Bewußtseinsschulung sind an sich schon eine mächtige Waffe, doch durch die Kunstform und Wissenschaft der Scouts werden diese Fähigkeiten auf ein unvorstellbar hohes Niveau emporgehoben. Ich sage meinen Schülern immer: Wenn auf diesem Planeten Massenkrieg und Hungersnot ausbrechen, wenn die Menschen sich gegenseitig jagen, um überleben zu können, dann hat man mit den Fähigkeiten des Spurenlesens, des Survival-Trainings und der Bewußtseinsschärfung zwar eine Chance, das alles zu überstehen; aber nur die Fähigkeiten des Scouts garantieren einem, daß man sicher überlebt, und zwar ohne Mühe. Denn ein guter Scout kann in jeder Umgebung überleben, ohne irgend etwas mitbringen zu müssen. Er kann nackt in eine Gegend kommen und sie in einen Garten Eden verwandeln. Mühelos übersteht er Situationen, die die meisten Menschen das Leben kosten würden. Was die meisten Leute als Hölle bezeichnen würden, ist für den Scout ein Zuhause. Er ist so listig und so geschickt, daß er seinem Feind direkt vor der Nase herumtanzen kann, ohne entdeckt zu werden. So wird der Scout zum Mythos: dem Mythos der Schattenmenschen, der Geister und Unsichtbaren, wie man sie oft nennt. Das, was die Menschen nicht sehen oder verstehen können, machen sie zum Mythos.

Der moderne Mensch kann sich die gewaltigen Gaben und Fähigkeiten eines Scouts gar nicht vorstellen. Seine Leistungen erscheinen ihm so abwegig, daß er sie nahezu für unmöglich hält. Doch das gilt auch für die Kunst des Spurenlesens und Überlebens. Die Menschen in unserer modernen Gesellschaft glauben nicht daran, daß jemand nackt in die Wildnis hinausgehen und dennoch überleben oder Spuren auf nacktem Felsboden verfolgen kann. Aber ihre Skepsis legt sich rasch, wenn sie es mit eigenen Augen sehen. Immer wieder habe ich erlebt, wie die vielen Sondereinsatzgruppen

und Elitetruppen sowie die gewöhnlichen Schüler, die ich ausbildete, mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen dastanden und über die Fähigkeiten der Scouts staunten – und auch darüber, was sie selbst inzwischen schon alles gelernt hatten. Auf diese Weise löst sich der Mythos auf, und die Philosophie und die Fähigkeiten der Scouts werden zur Realität.

Ich lehre inzwischen schon seit vielen Jahren unzählige Schüler den «Weg der Scouts». Früher hatte ich immer Angst, daß die Geheimnisse dieser alten indianischen Kundschafter eines Tages mit mir sterben würden. Zwar gehört die Scout-Ausbildung zu den fortgeschrittensten Studiengängen in meiner Schule, und man muß dazu erst einmal einige Grundkurse absolvieren. Doch durch den Scout-Studiengang ist es mir immerhin gelungen, dieses Grundbewußtsein und diese Fähigkeiten an viele andere Menschen weiterzugeben. Für diese Schüler wurde meine Ausbildung ein Neubeginn: Sie fingen an, das Leben mit anderen Augen zu sehen und sich anders darin zu bewegen als bisher. Inzwischen leben sie so wie ich und so wie Großvater und die alten Scout-Gesellschaften gelebt haben: Sie führen ein Leben voller aufregender Abenteuer. Ich bin stolz darauf, daß es nun auf der ganzen Welt Scouts gibt, die nach dieser alten Tradition leben und den Menschen unserer modernen Gesellschaft ein Rätsel nach dem anderen aufgeben.

Meine Scouts haben sich in Extremsituationen bewährt und die schärfsten Bewachungen und Sicherheitsvorkehrungen überlistet, ohne daß auch nur eine Spur von ihnen entdeckt wurde.

Über den Autor

Tom Brown begegnete seinem Lehrer Stalking Wolf, einem Schamanen vom Stamm der Apachen, bereits mit acht Jahren. Seine Erfahrungen beschrieb er unter anderem in den Büchern *Das Vermächtnis der Wildnis*, *Das Wissen der Wildnis*, *Großvater* und *Leben aus dem Geist der Wildnis* (alle Ansata-Verlag). Dazu verfaßte er noch eine Reihe von praktischen Naturführern und Bücher zum Thema des Überlebens in der Wildnis, die es nur auf Englisch gibt. Seine weltbekannte Überlebensschule vermittelte Tausenden von Teilnehmern eine neue Sicht der Natur und unseres ganzen Planeten.

Auf der Höhe seines Ruhmes zog er sich für ein Jahr in die Wildnis zurück und vertraute – nur ein Messer mit sich tragend – den erworbenen Fähigkeiten, die er in seiner Überlebensschule und in seinen Büchern lehrt.